

Das nördliche Mittel-Amerika nebst einem Ausflug nach dem Hochland von Anachuac : Reisen und Studien aus den Jahren 1888-1895 / von Carl Sapper.

Contributors

Sapper, Karl, 1866-1945.

Publication/Creation

Braunschweig : Friedrich Vieweg, 1897.

Persistent URL

<https://wellcomecollection.org/works/crttp867>

License and attribution

This work has been identified as being free of known restrictions under copyright law, including all related and neighbouring rights and is being made available under the Creative Commons, Public Domain Mark.

You can copy, modify, distribute and perform the work, even for commercial purposes, without asking permission.

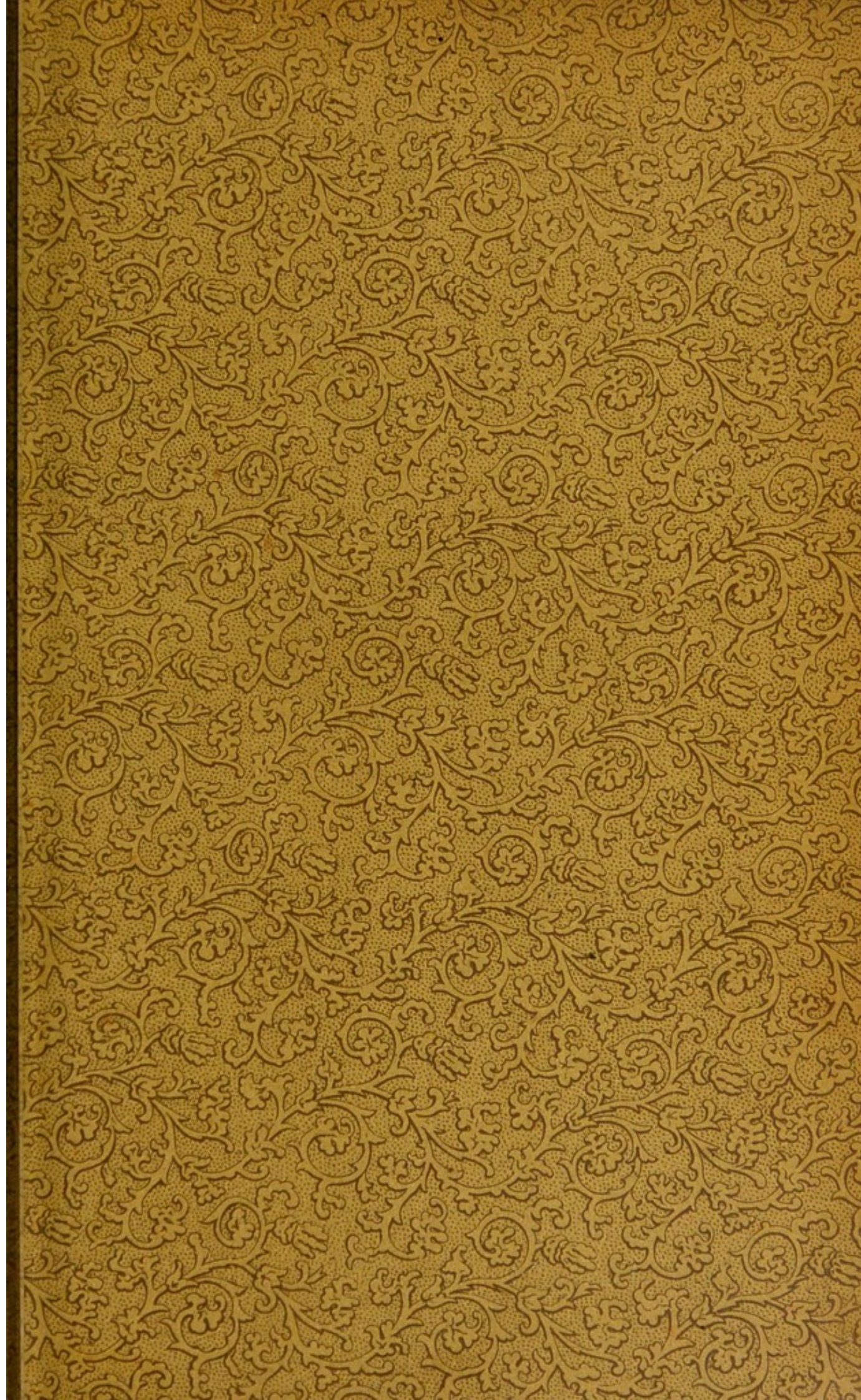


Wellcome Collection
183 Euston Road
London NW1 2BE UK
T +44 (0)20 7611 8722
E library@wellcomecollection.org
<https://wellcomecollection.org>

(2)ZDF.781.
AA8



22501471993



Falas (1892) Muziko und Mithakumantik außer einer
wissenschaftlich-praktischen Beschreibung in Merid.
(Globus B. 63, 1893 S. 138-242)
Mithakumantikische Musik in Merid.
(Globus B. 26, 1899 S. 109-112).

Lepidocarpum (D.D.), Day abutila minor Compositae
in Mikalensariter und Mayide 1907
bis 1909. Mit 12 Abb. d. f. Tamarfau,
Kavala f. Josthst. P. f. f. f. 42. Dd. 1910
f. 687 - 749

Berendt (P.H.), Remarks on the centres of ancient civil-
ization in Central America. N.Y. 1826.

Kalad (P.), über das Wesen der mittelmeerischen
Mittelmeer (Zusatz: G. 537-552)
Lin 1902 J. 537-552)

A4

38419

Hickox & R.
1850
8/9/28

Lieber (D.), *Die Religion des mittelamer. Amer. Mex.*
Münster: 1848 (Düsseldorf, 1848).
 Gallatin (A.), *Notes on the habits and civilized*
nations of Mexico, Yucatan and Central-
America (Transact. of Americ. Ethnology,
 Vol. 4, 4, 1845)

Quier (E. G.) Monograph on the authors who have
written about the languages of Central
America. London 1861.

Sapper/C. 1/2 die Zukunft der mitteleuropäischen
Indienanpflanzung (Verf. J. Rappin - in
Gesellschaftsbiologie II, 1905 S. 383-412)
" " der gegenwärtigen Stand der affrikanischen
pflanzlichen Ausbreitung von Mitteleuropa her
mit 3 Abb. u. Pl. I - VIII (Verf. J. Rappin - in
Gesellschaftsbiologie III = J. u. N. XXXI. Bd., 1905
S. 1-38)

Goldfisch (Or. 8), Contant-Monarchens Traupfäuschen
und Schokolade (Gehört Ld. 78, 1900
J 81-84, 87-92)

Fuggas (C.),
 Mittelamerikanische Nationen im
 modernen Lebensstadium (Göttinger Lz. 83,
 1903 F. 53-63)

" , Leitungs zur Selbstverwaltung des Volks.
von Wilhelm Wacker (Karl von Wacker)
47. Bd. 1908. 25-40 mit Karte H. 3/
"

" 1. *Leptomyza Dobsoniana* im nördlichen
Mikhalensker Thal (Gebirg. D. 66, 1894. 90)

„Allerdings! Briefe und Fische waren im
wöchentlichen Mietsverhältnis (Glocke B. 68, 1895
Vol. 1, 1. Teil S. 165-169)

Polakowsky (G.), Die Indier des fürstlichen Zankel-
 Umanitz und Prof. Gyalumb'sches
 des Mollatibian (Globe L. 61, 1892
 S. 227-239)
 Stephens (T. L.)

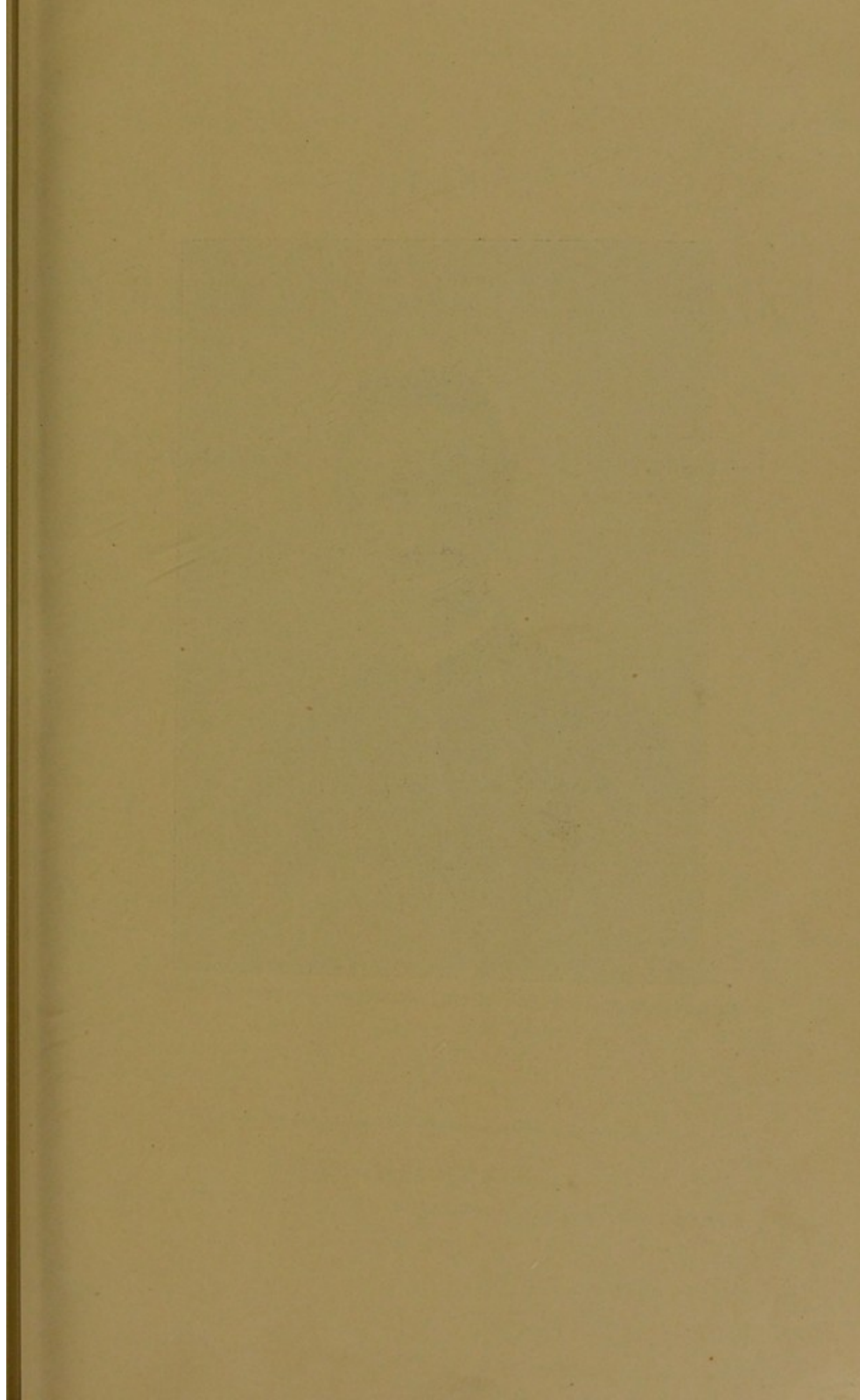
Stephens (T. L.), ⁸²³⁷⁻²³⁹ Incidents of Travel in Central America, Chiapas and Yucatan. London, 1857. (I don't own this book. Liggins)

1854. 1 Dm. von Whiffen Ligg
Tingger (C.), der mit dem Whiffen Ligg in
Guthrie 1894 (Guthrie 1894 7. 25-32)

DAS
NÖRDLICHE MITTEL-AMERIKA

NEBST
EINEM AUSFLUG NACH DEM HOCHLAND
VON ANAHUAC.

THE JOURNAL OF
WILLIAM J. B. HARRIS
OF THE
UNITED STATES ARMY
1861-1862





DAS
NÖRDLICHE MITTEL-AMERIKA

NEBST
EINEM AUSFLUG NACH DEM HOCHLAND
VON ANAHUAC.

REISEN UND STUDIEN

AUS DEN
JAHREN 1888 — 1895

VON
DR. CARL SAPPER.

MIT EINEM BILDNISS DES VERFASSERS, 17 IN DEN TEXT EINGEDRUCKTEN
ABBILDUNGEN, SOWIE ACHT KARTEN.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN.

1897.

Alle Rechte, namentlich jenes der Uebersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

(2) ZDF. 781. AA8

VORWORT.

Wenn man die Sache bei Licht betrachtet, so ist eine Vorrede eigentlich ein unnützer Ballast, da dieselbe gewöhnlich doch nicht gelesen wird, selbst für den Fall, daß ein Buch überhaupt Leser findet. Und doch ist eine Vorrede eine gar praktische Einrichtung, da der Verfasser hier so Manches noch sagen kann, was in den Rahmen des Textes nicht so recht hineinpafst, und man pflegt sehr häufig die Gelegenheit zu benutzen, um darzuthun, welch fühlbare Lücke durch das Buch ausgefüllt werden wird.

Leider kann ich ein Gleiches von dieser Arbeit nicht sagen, da die Augen der Welt gewöhnlich nach anderen Ländern sich richten, welche mehr in den Vordergrund des Interesses treten, als die zum Theil halb vergessenen Länder des nördlichen Mittelamerika. Und doch sind dieselben wegen ihrer bedeutenden landwirthschaftlichen Production in erster Linie, dann aber auch als Sitz alter, hochentwickelter Culturvölker, von welchen noch jetzt bewunderungswürdige Ruinen mit beredten Zungen erzählen, des Interesses werth und für Deutsche hauptsächlich, da ein großer Theil des Handels und der Production in deutschen Händen ruht und die Zahl der in Mittelamerika ansässigen Deutschen von Jahr zu Jahr wächst. Für solche, welche sich mit dem Gedanken einer Uebersiedelung nach jenen Gegenden tragen, dürfte dies Buch in erster Linie von Nutzen sein, da ich darin eine möglichst klare Uebersicht der bestehenden Verhältnisse zu geben bestrebt war und dazu durch zahlreiche Wanderungen in den verschiedensten Theilen der betreffenden Länder befähigt sein dürfte; auch der Kaufmann, der Theilhaber landwirthschaftlicher Unternehmungen, welcher directes Interesse an

jenen Ländern hat, dürfte manchen Nutzen aus dem Buche ziehen; ebenso dürfte der Geograph und Ethnograph manches Neue aus demselben entnehmen. Hauptfächlich aber möchte ich das Buch einem weiteren Leserkreise widmen, welcher seine Lust daran fände, ein schönes, überseeisches Land und dessen interessante Bewohner kennen zu lernen. Ich weiß es zwar wohl, daß es nicht möglich ist, in dem Leser eine wirklich richtige Vorstellung anders gestalteter Verhältnisse zu erwecken, dazu müßte man wahrlich ein Zauberer sein; aber eine ungefähr richtige Vorstellung vom Charakter des Landes und seiner Bevölkerung dürfte, wie ich hoffe, jedermann aus der Lectüre ziehen können.

Man eifert in neuerer Zeit vielfach gegen die rein erzählende Reiseliteratur und doch habe ich mich dazu entschlossen, von jedem einzelnen Ländergebiete des nördlichen Mittelamerika eine oder mehrere Reisen zu beschreiben, da auf diese Weise dem Leser immer noch am leichtesten eine richtige Vorstellung des Landes gegeben werden kann und ihm zugleich Gelegenheit zu einer gewissen Kritik allgemein gehaltener Darstellungen geboten wird. Für denjenigen, welcher selbst jene Gebiete bereisen will, ist aber manchmal eine unscheinbare Bemerkung eines Reiseberichtes von größerem Nutzen, als eine lange, lehrhafte Abhandlung über das, was zu thun und zu lassen sei.

Andererseits aber ist es doch dem Leser nicht möglich, sich aus einer Reihe einzelner Reisebeschreibungen ein klares Gesamtbild zu schaffen und deshalb habe ich in einem zweiten Theile einige allgemeine Schilderungen gebracht und denselben eine Anzahl ethnologischer und anderer Studien beigelegt, welche theils ein allgemeines Interesse beanspruchen dürfen, theils aber dem Fachmann eine gewisse Uebersicht über den Stand unseres Wissens ermöglichen sollen.

Wer sich noch eingehender über die Länder des nördlichen Mittelamerika unterrichten will, dem seien die Bücher von Stoll über Guatemala (Leipzig 1886), von Gibbs über Britisch-Honduras (London 1883) und die älteren Werke von Moritz Wagner, C. v. Scherzer, von Stephens, Squier u. a. empfohlen.

Was ich in diesem Buche an neuen Beobachtungen biete, wird der Fachmann leicht erkennen; den übrigen Lesern aber

ist es gleichgültig, wer die Beobachtungen gemacht hat und es kommt ihnen — mit vollem Recht — nur darauf an, ein richtiges Bild nach dem neuesten Stande unseres Wissens zu bekommen. Die beigegebenen Karten werden dazu beitragen, das Verständniß des Textes zu erleichtern; sie sind eigens für diese Arbeit entworfen, die letzte (Nr. 4) mit Benutzung meiner im IV. Bd., 1. Heft der Veröffentlichungen aus dem Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin (1895) veröffentlichten Karte.

Eine Auskunft vielleicht bin ich dem geehrten Leser noch schuldig — wie es nämlich kam, daß ich nach einem so wenig beachteten Erdenwinkel, wie es das nördliche Mittelamerika ist, gegangen bin. Die Ursache für meine Uebersiedelung nach den Tropen war meine schwächliche Gesundheit; schon von Kindheit an (ich bin am 6. Februar 1866 in Wittislingen, Landgericht Döllingen, Bayern, geboren) nicht sehr kräftig, hatte ich bereits während meiner Gymnasialzeit in Ravensburg (Württemberg) in Fußwanderungen und Bergreifen Erholung gesucht und gefunden, und als ich (seit Herbst 1884) in München Naturwissenschaften studirte, verfolgte ich beiläufig dieselbe Methode größerer Fußwanderungen; ich reiste z. B. im Sommer 1886 zu Fuß von München nach Rom, im Januar und Februar 1888 in Sicilien, woran sich ein dreimonatlicher Aufenthalt an der zoologischen Station in Neapel anschloß u. s. w. Als ich aber meine Studien nach Ablegung des naturwissenschaftlichen Lehramtsexamens (Herbst 1887) und nach Erlangung der Doctorwürde (Sommer 1888) in München abgeschlossen hatte, beschloß ich zur definitiven Kräftigung meiner Gesundheit einen längeren Aufenthalt in einem milden Klima zu nehmen. Die Veranlassung zur Uebersiedelung nach Guatemala war aber in dem Umfande gegeben, daß mehrere Jahre vorher (1884) mein Bruder Richard Sapper sich in Guatemala niedergelassen und dort eine gesicherte Stellung geschaffen hatte; ich folgte einer Einladung desselben nach jenem schönen Lande um so bereitwilliger, als die Kenntniß jenes Gebietes noch eine sehr geringe war und sich mir also so ein sehr ergiebiges Arbeitsgebiet zu bieten schien.

Gleich nach meiner Ankunft in der Republik Guatemala begann ich zunächst in der Umgebung von Coban, meinem Standquartier, geologische, topographische und ethnographische

Studien auszuführen und dehnte dieselben allmählig auf immer weitere Gebiete aus. Da mir aber die Geldmittel hierzu fehlten, so nahm ich zunächst für ein halbes Jahr eine Stellung an, in welcher ich Vermessungen ausgedehnter Ländereien zu leiten hatte und mit Vergnügen stellte ich dabei fest, daß die bescheidene mathematische Vorbildung, welche man auf einem deutschen humanistischen Gymnasium bekommt, hinreicht, um im spanischen Amerika manchem staatlich ernannten Vermesser seine Rechnungen corrigiren zu können. Nach Beendigung besagter Vermessungen unternahm ich im September und October 1889 eine Reise in die Altos Cuchumatanes*) und nach dem mexicanischen Staat Chiapas [Comitan und S. Bartolomé de los Llanos**), im November nach Guatemala-Stadt; im December nach dem Motaguathal (Gualan, Zacapa).

Um mir für fernere Reisen die nöthigen Geldmittel zu erwerben, nahm ich fürs Jahr 1891 eine Stellung als Verwalter der neu anzulegenden Kaffeeplantage Campur (Alta Verapaz) an, wobei mir natürlich nur wenig Zeit zum Reisen blieb (ich erwähne nur die eine Reise nach dem See von Yzabal und den Ruinen von Quiriguá). Im Jahre 1891 arbeitete ich noch ein Vierteljahr auf der Kaffeeplantage Chiacam, um hierauf eine Reise nach dem Golf von Amatique, den südwestlichen Cockscomb Mountains und S. Luis, später nach dem Peten (Rio de la Pasion, La Libertad, Usumacinta, Menché Tenamit) zu unternehmen. Kaum zurückgekehrt, leitete ich die Anlage einer kleinen Plantage von Kautschukbäumen und Saffaparilla in Chibut (Alta Verapaz), war dann wieder kurze Zeit bei Vermessungen thätig und trat mit Beginn des Jahres 1892 eine Reise nach den Ruinen von Copan (Honduras) und nach Esquipulas an, später nach den Vulkanen und der Südgrenze von Guatemala. Den Rest des Jahres 1892 verwandte ich auf Ausführung einer größeren hypsometrischen Karte von Guatemala im Maßstab 1 : 500 000, für welche die Regierung des Landes mir eine entsprechende Gratification zuerkannte; gleichzeitig führte ich eine geologische Karte von

*) Vergl. Sapper, Das Kettengebirge von Mittelguatemala in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins 1891.

**) Vergl. Sapper, Ein Streifzug nach Chiapas in Petermann's Mittheilungen 1893, 12. Heft.

Guatemala im gleichen Maſſſtabe aus, welche auf der Ausſtellung in Chicago 1893 prämiirt wurde.

Nachdem ich ſo die phyſikalische Geographie von Guatemala in ihren Grundzügen kennen gelernt hatte, folgte ich mit Vergnügen einem Anerbieten der mexicanischen Regierung, der dortigen geologiſchen Commiſſion als Mitglied beizutreten und reiſte daher zu Anfang 1893 nach der Hauptſtadt Mexico, von dort nach meinem Arbeitsgebiet, den Staaten Tabasco und Chiapas, aus welchen ich nach Beginn der Regenzeit zur Ausarbeitung des gefammelten Materials nach Coban zurückkehrte.

Im Jahre 1894 machte ich ebenfalls im Auftrage der mexicanischen Regierung eine Reiſe durch das Innere der Halbinſel Yucatan und kehrte nach dem Beſuch der Ruinenſtätten von Palenque und Toniná durch Tabasco und Chiapas nach Coban zurück, von wo aus ich 1895 abermals nach dem Süden Mexicos abzureiſen beabſichtigte; mein damaliger Gefundheitszuſtand und die Gefahr eines Krieges zwiſchen Mexico und Guatemala lieſſen mich aber darauf verzichten und raſch entſchloſſen wandte ich nun meine Schritte ſüdwärts, der ſchönen Republik San Salvador zu, von wo aus ich durchs weſtliche Honduras nach der atlantiſchen Küſte Guatemalas reiſte, um über Jamaica, Haiti und New-York nach Deutſchland zurückzukehren.

Nur zu raſch verflogen mir die wenigen Monate meines Aufenthalts in der Heimath; die meiſte Zeit mußte ich auf die definitive Ausarbeitung der Karten und Berichte für die mexicanische Regierung verwenden und konnte daher nur allzuwenig die Freuden heimathlichen Lebens genießen.

Und da ich dieſes ſchrieb, trug mich die »Augusta Victoria« in Begleitung meines Bruders Richard bereits wieder amerikaniſcher Erde zu, wo ich in den nächſten Jahren das ſüdliche Mittelamerika bereiſen zu können hoffe.

Unter ſolchen Umſtänden darf ich wohl den geehrten Leſer bitten, etwaige Verſehen, welche ſich bei Drucklegung dieſes Buches einſchleichen ſollten, gütigſt entſchuldigen zu wollen, da ich bei der weiten Entfernung vom Druckorte keine Correcturen bekommen kann.

Ich möchte übrigens nicht ſchleiſſen, ohne einige Worte des Dankes für die vielen Freunde und Bekannten hinzuzuſügen,

welche mich bei meinen Reisen und Studien mit Rath und That unterstützt haben; namentlich darf ich es nicht unterlassen, auch an dieser Stelle meinem Bruder Richard Sapper in Coban meinen Dank zu sagen, in dessen gastfreundlichem Hause ich für die Jahre meines mittelamerikanischen Aufenthalts eine zweite Heimath gefunden habe und welcher durch Beschaffung zuverlässiger Träger und Führer meine Reisen erst ermöglicht hat.

Coban.

Dr. Carl Sapper.

INHALTS-VERZEICHNISS.

Vorwort	Seite V
-------------------	------------

I. Abschnitt.

Eine Fahrt in die Neue Welt	I
Ein Ausflug in die Urwälder der Alta Verapaz	14
Aus einer mittelamerikanischen Kleinstadt	22
Am See von Yzabal, Guatemala	31
Eine Osterreise zum Meerbufen von Amatique	41
Reise durch die Cockskomb Mountains (Honduras)	51
Eine Reise ins Petén	60
Heimkehr vom Petén	70
Die Vulkane der Republik Guatemala (hierzu Karte Nr. 1):	
Vulkan von Ipala 1630 m	78
» » Tacaná 3990 »	80
» » Tajumulco 4120 »	85
» » Cerro Quemado 3230 »	88
» » Santa Maria 3800 »	90
Mittlerer und nördlicher Atitlan 3050 » resp. 3030 m	93
Vulkan von Agua 3700 »	97
» » Pacaya 2530 »	99
Reise nach Mexico	104
Auf dem Hochlande von Anahuac	112
Von Meer zu Meer	123
Durch das Innere von Yucatan	136
Reise nach San Salvador	147
Ein Streifzug durch Honduras	156
Heimkehr in die Alte Welt	166

II. Abschnitt.

Allgemeines Naturgemälde des nördlichen Mittelamerika	176
1. Orographie	177
2. Hydrographie	181
3. Klima- und Vegetations-Zonen (hierzu die Karten Nr. 2, 3 und Beilage 1)	182
Production (hierzu Karte Nr. 4, siehe S. 212 und Beilage 2).	
1. Nutzbare Mineralien	186
2. Waldbenutzung	189
3. Nutzthiere	193
4. Agricultur	194

	Seite
Verkehrswesen und Reifeleben	202
Die Obrigkeit	213
Arbeiterverhältnisse	219
Musikleben in Mexico und im nördlichen Mittelamerika	225
Die Bevölkerung des nördlichen Mittelamerika (hierzu Karte Nr. 5)	237
Die unabhängigen Indianerstaaten von Yucatan (hierzu Karte Nr. 6)	246
Die Lacandonen	258
Die Gebräuche und religiösen Anschauungen der Kekchi-Indianer	267
Kekchi-Gebete	287
Die Handelsbeziehungen der Indianerstämme im nördlichen Mittelamerika	296
Volksmusik bei den Indianerstämmen des nördlichen Mittelamerika	310
Tanzspiele bei den Indianern des nördlichen Mittelamerika	326
Indianische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika (hierzu die Karten Nr. 7 u. 8)	334
Altindianische Siedelungen und Bauten im nördlichen Mittelamerika	354
1. Die Anordnung der altindianischen Bauten innerhalb der Siedelungen (mit 16 Textfiguren)	356
Hierzu Übersichtskarte der Baufälle im nördlichen Mittelamerika	359
2. Einzelgebäude und Gebäudecomplexe	369
3. Zusammenfassende Bemerkungen und Schlüsse	380
Industrielle Thätigkeit der Kekchi-Indianer	386
Die Heimath der Mayavölker	390

Anhang.

Beilage 1. Regenmessungen im nördlichen Mittelamerika	402—403
» 2. Culturgrenzen im nördlichen Mittelamerika	402—403
» 3. Lieder in Noten: 6 Melodien	404—406
» 4. Vergleichendes Vocabular culturgeschichtlich interessanter Wörter der Mayasprachen	407—436

Karten.

Nr. I. Die Vulkane der Republik Guatemala.
» II. Die Verbreitung der Vegetationsformen im nördlichen Mittelamerika.
» III. Höhengichtenkarte des nördlichen Mittelamerika.
» IV. Die Production und Verkehrswege im nördlichen Mittelamerika.
» V. Die Verbreitung der Sprachen im nördlichen Mittelamerika.
» VI. Die unabhängigen Indianerstaaten von Yucatan.
» VII. Indianische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika.
» VIII. Ruinenplätze und geographische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika.

Eine Fahrt in die Neue Welt *).

Coban (Guatemala), am 22. November 1888.

Die alte Regel, daß nach der Lehrzeit die Wanderjahre folgen müßten, ist den Anschauungen der letzten Jahrzehnte gewichen, und es giebt nur noch wenige altmodische Menschen, welche an die Nützlichkeit des Wanderns glauben; dieweil ich aber solch ein altmodischer Mensch bin und das Wandern für die Angehörigen meines Berufes nicht nur für nützlich, sondern fogar für nothwendig halte, so benutzte ich eine günstige Gelegenheit, um sofort, nachdem ich meine naturwissenschaftlichen Studien an der Universität München zu einem gewissen Abschlusse gebracht hatte, in die weite Welt zu schweifen. Ich schnürte also mein Bündel, bestehend in einem Handkoffer und neun Kisten voll Kleidungsgegenständen, Büchern und Instrumenten, und verließ am 23. September 1888 die alte Heimath. Von Mannheim bis Rotterdam fuhr ich auf dem Rheinstrome; was wäre da viel zu erzählen? Der Rhein ist eben ein schöner Fluß, und wer ihn nicht selbst gesehen hat, der weiß es doch vom Hörensagen. Dann ging ich (am 29. September) an Bord der »Amsterdam«; das Schiff setzte mich nebst mehreren Hundert anderen Passagieren am 11. October wohlbehalten in New-York ab — fast das einzige Rühmenswerthe, das ich von dieser schwimmenden Miethscaferne zu erzählen wüßte — und so war ich denn in der Neuen Welt.

»Eine neue Welt?« so frug ich mich verwundert immer wieder in den ersten Tagen meines New-Yorker Aufenthaltes, »eine neue Welt?«. Denn ich konnte zunächst gar nichts Neues entdecken: ich staunte zwar über die hohe Vollkommenheit der Verkehrsmittel und mancher anderer Einrichtungen und fand als Gast eines acclimatisirten Deutsch-Amerikaners auch rasch zahl-

*) cf. Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München) 1889, Nr. 5, S. 65—67. Sonnabend, 5. Januar. —

Sapper, Das nördliche Mittelamerika.

reiche Eigenthümlichkeiten in den Gebräuchen und der Lebensweise heraus, die dem Hôtelgast entgehen dürften; aber das waren nur Merkmale von untergeordneter Bedeutung, und ich hätte mich, durch die kundige Führung meines Gastfreundes (R. Schilling) mit diesen Eigenthümlichkeiten vertraut gemacht, bald ganz heimisch in der großen Weltstadt gefühlt, wenn nur meine deutschen, französischen, italienischen und spanischen Sprachkünste ein wenig besser meine gänzliche Unkenntniß der Landessprache hätten verdecken können. Aehnliches Mißgeschick hatte ich aber auch in der alten Welt zur Genüge mitgemacht, und so störte es denn meine Gemüthsruhe nicht im mindesten; ja, wenn ich so durch die Straßen schlenderte, kam es mir oft vor, als ob ich mich in Neapel befände — allerdings in Neapel, wie es sich aus dem Romanischen ins Germanische übersetzt ausnehmen würde — da sich manche Eigenthümlichkeiten italienischen, speciell neapolitanischen Straßenlebens in frappanter Weise in New-York wiederholen. Es mag absurd erscheinen, den nüchternen praktischen Amerikaner mit dem kindlichen Italiener zu vergleichen, und doch habe ich sehr häufig die Amerikaner wie Kinder sich aufführen sehen, sowohl in Sportsangelegenheiten, als insbesondere bei ihren kindischen Umzügen und lächerlichen Maskeraden zum Zwecke der Wahlbeeinflussung. Und wenn die Erwachsenen sich wie Kinder betragen, so ist bei den Jungen das Gegentheil der Fall: ich habe wenigstens noch nirgends 12- bis 14jährige Burschen so frühreif und anmaßend gesehen wie in New-York, und die dortige Straßenjugend wird nach meiner Erfahrung nur noch von der Messineseer an Frechheit übertroffen. Aber, wie gesagt, wenn sich mir auch mancherlei Beobachtungen von fremdartigen Dingen aufdrängten — ich fand stets die alten Menschen wieder; kein Wunder, ist doch fast die gesammte Bevölkerung New-Yorks europäischer Abstammung, und wenngleich Chinesen und zahlreiche Neger dem neuankommenden Europäer etwas fremdartig erscheinen, auch sie sind ja Abkömmlinge der »alten Welt«.

Erst als ich etliche geologische und mineralogische Sammlungen (in New-York und New-Haven, Conn.) besichtigte und so viele eigenartige Objecte sah, begann ich zu erkennen, daß ich mich doch in einer anderen Welt befinde, und meine Spazier-

gänge in der Umgebung von New-York (besonders in Staten Island) öffneten mir hierüber vollends die Augen, denn alle Pflanzen, welche ich sah, waren specifisch verschieden von unseren heimathlichen Arten, obgleich die Typen noch ziemlich gleichartig mit den unseren sind. Meine botanische Artenkenntniß war dahin, und schon hier hätte ich meine floristischen Studien von vorn anfangen dürfen; wie erst würde es in den Tropen sein?

So mußte ich beständig denken, als ich mich am 23. October in Brooklyn an Bord des Dampfers »Hondo« begab, der mich dorthin bringen sollte. Um 4 Uhr Nachmittags erfolgte die Abfahrt, aber bereits nach einer halben Stunde hielt das Schiff wieder still; es war aufgefahren, und erst die vereinte Anstrengung mehrerer Schleppdampfer vermochte es nach langer Arbeit wieder flott zu machen. Also verließen wir erst am Morgen des 24. October den Hafen von New-York und steuerten dem fernen Süden zu. Es war eine herrliche Fahrt: das Schiff war sehr schön und geräumig, die Küche gut, die Officiere gefällig, die wenigen Passagiere durchweg sehr liebenswürdig, theils Engländer, theils Spanier, theils Deutsche; so bildete sich rasch eine ganz angenehme Vertraulichkeit im Verkehre heraus, und mit Musciren, Sprechen und Spielen verging die Zeit in der angenehmsten Weise; störend griff nur zuweilen die Seekrankheit in das gemüthliche Zusammenleben ein, doch scheint mir Neptunus ein besonders guter Freund zu sein, da er von mir bis jetzt noch niemals seinen Tribut gefordert hat.

Am Abend des 28. October bekamen wir San Salvador (Guanahani) zu Gesicht, und mit eigenartigen Gefühlen blickten wir nach dem flachen Eiland hinüber, welches durch des Columbus Entdeckung die Pforte für die neue Welt dargestellt hat. Am 29. October fuhren wir an der terrassenförmig ansteigenden Ostspitze von Cuba vorbei und waren am nächsten Tage der Küste von Jamaica fast beständig so nahe, daß man das wechselvolle Panorama der schön geformten, bis zum Gipfel bewaldeten Berge mit Muße und Genuß betrachten und die Palmen am Strande leicht mit freiem Auge erkennen konnte. Gegen Abend liefen wir in die Bucht von Kingston ein, welche im Osten durch eine lange mit Cocospalmen bewachsene Landzunge

so vollständig gegen das Meer abgeschlossen ist, daß beim Port Royal nur eine schmale Einfahrt für die Schiffe übrig bleibt. Es ist ein herrlicher Anblick, wenn man die sanft ansteigende Ebene, von bewaldeten Bergen in weitem Halbkreise umrahmt, eine wahre *conca d'oro*, vor sich sieht, und wenn ihre Perle, die Stadt Kingston, sich so stolz vor den Augen des Beschauers hindehnt! Und dazu die Pracht der Vegetation: die verschiedensten Palmengattungen ragen stolz in die Lüfte, die schlanken Nadeln von Casuarinen und die zartgefiederten Blätter der zahlreichen Cäsalpinien schwanken im leichtesten Windhauche und grandiose Ficus-Arten laden zur Ruhe in ihrem Schatten ein — man könnte glauben, man fahre in den Schoofs des Paradieses hinein.

Und doch, wenn ich so bei Nacht und Tag durch die Straßen der Stadt ging und die Menschen sah mit ihren Fehlern und Schwächen, so wurde ich mir bald bewußt, daß ich noch mit beiden Füßen auf unserer heimathlichen Erde stand; allein ich hätte eher geglaubt, daß ich mich in Afrika als in Amerika befinde, denn das charakteristische Element der Bevölkerung sind die Neger: wo man geht und steht, sieht man die Abkömmlinge der afrikanischen Rasse in allen Nuancen von Schwarz bis zum lichtesten Braun, in den verschiedensten, oft ziemlich phantastischen Kleidungen, gewöhnlich in hellen Farbentönen — was man allerdings häufig mehr errathen muß, als man es wirklich erkennen kann — und mannichfaltigen Kopfbedeckungen; die Conducteure der Pferdebahnen, die Polizisten und andere niedere Beamte, die Droschkenkutscher, die Hafenarbeiter, die dienstbaren Geister aller möglichen Branchen sind Neger, und unter den Arcaden der niedrigen Häuser sitzen Negerweiber und bieten ihre für ein europäisches Auge nicht sehr einladenden Genußmittel feil — kurzum, die Europäer, sowie vereinzelte Söhne des Reiches der Mitte treten in dem Straßenbilde Kingstons sehr zurück. Die Stadt macht übrigens mit ihren geradlinigen Straßen und den vielfachen Arcaden einen ganz schmucken Eindruck und ist weit minder unsauber, als man nach südeuropäischen Vorbildern erwarten könnte; sie besitzt sogar einen hübschen öffentlichen Garten, mehrere Standbilder (die jedoch ziemlich gelangweilt in ihre Umgebung blicken), und ein kleines, aber gutes Museum, welches u. a. eine vorzügliche geologische Local-

sammlung aufweist — ein Ruhm und eine Zierde für die ganze Colonie; der Besuch des Museums scheint übrigens nicht allzu rege zu sein, wenigstens konnte mich mein schwarzer Droschkenlenker erst nach einer langen Irrfahrt und mehrfachem Fragen dorthin bringen, machte dafür aber auch einen schüchternen Versuch, das doppelte Fahrgeld von mir zu verlangen.

Leider verliessen wir am Abend des 31. October schon wieder das prachtvolle Eiland, und als ich am nächsten Morgen erwachte, kam mir mein ganzer Aufenthalt auf Jamaica wie ein schöner, wechselreicher Traum vor; denn die höchsten Berge der Insel waren längst unter das Meer getaucht, und ich sah an diesem und dem nächsten Tage (ausser den kleinen Albuquerque-Inseln, etlichen Wasservögeln und Hunderten von fliegenden Fischen) nichts mehr als Himmel und Wasser. Und doch war's kein Traum. Als ich am Morgen des 3. Novembers erwachte, sah ich am nahen Ufer wieder Palmen und eigenthümliche dicotyle Bäume stehen; es war kein Zweifel, dass ich mich in den Tropen befand, und wenn ich etwa noch ungewiss geblieben wäre, so hätte mich die hohe Wärme untrüglich davon überzeugt; ich las an diesem Tage Nachts 10 Uhr noch $28,5^{\circ}\text{C.}$ in meiner Cabine ab. Zugleich stellten sich einige riesige Spinnen als Zimmergefährten bei mir ein, Thiere von solchen Dimensionen, dass ihre Abstammung aus der heissen Zone klar am Tage lag; ich hätte gern ein Exemplar dieser Arachnoideen in Weingeist conservirt, wenn ich nur erstens Weingeist befeffen hätte, und zweitens, wenn es mir gelungen wäre, eines zu fangen; allein die Bestien besaßen eine aussergewöhnliche Geschwindigkeit, und ich erkannte klar, dass es mit dem zoologischen Sammeln feine Schwierigkeiten hat; »gut«, dachte ich, »dass ich kein Zoologe bin; meine Gesteine und Pflanzen laufen mir wenigstens nicht davon! Hierin hatte ich nun allerdings Recht, allein die Zukunft liess mich bald auch hier auf grosse Schwierigkeiten stossen.

Wir lagen vor Greytown (spanisch: San Juan) unter $10^{\circ} 58'$ n. Br., an der Grenze von Nicaragua und Costarica, und während wir im Westen zahlreiche nicaraguensische Berge erblickten, brachten uns aus blauer Ferne die gewaltigen Schwestervulcane Irazu und Turrialba die Grüsse des südlichsten centralamerikanischen Freistaates dar. San Juan, ein Dorf von etwa 600 Einwohnern, liegt

ein wenig landeinwärts an einem Arme des San Juanflusses und sein Besuch war in vielfacher Hinsicht interessant: einmal die Fahrt auf dem schmalen Flusse an den üppigen Mangrove-waldungen hin, dann das Dorf selbst mit seinen niedrigen Holzhäusern, seinen breiten, sandigen Straßen und den großen grasbewachsenen Plätzen, dann die vielen tropischen Nutzbäume, welche mir hier zum ersten Male zu Gesicht kamen, und endlich der eigenartige Verkehr der Menschen, lauter Dinge, welche nach der Einförmigkeit einer Seefahrt besonderen Reiz zu bieten geeignet sind. Zugleich sah ich hier in San Juan die ersten Indianer, harmlose sympathische Menschenkinder, und konnte mich also endlich dahin beruhigen, daß ich mich wirklich in der »Neuen Welt« befand.

Ein Rückfall in meine alten Zweifel blieb in der Folge schon deshalb ausgeschlossen, weil wir nach der Abfahrt von der Rhede von Greytown (am 4. November Abends) das Festland fast beständig in Sicht behielten: nachdem wir am 5. November während des ganzen Nachmittags die flache Mosquitoküste vor Augen gehabt hatten, erblickten wir am Morgen des 6. Novembers die prachtvollen Berge von Honduras, bis zum Gipfel bewaldet, und hatten wir nun den ganzen Tag über im Süden ein wechselvolles Gebirgspanorama und den Anblick eines üppig bewaldeten Ufers, so gefellte sich dazu im Laufe des Nachmittags bald auch der Blick auf die langgestreckten bergigen Inseln Bonacca und Roatan im Norden und in später Abendstunde lagen wir bereits wieder in der Bucht von Trujillo vor Anker, indem die Sterne und die Mondichel, vom aschgrauen Widerscheine der Erde zur Scheibe ergänzt, im Funkeln mit den freundlichen Lichtern des Städtchens, welches sich in einiger Höhe am Berge hindehnt, wetteiferten. Man kann sich kaum eine schönere, abwechslungsreichere Fahrt denken, als die eben zurückgelegte war, und das war gut so, denn nachdem ich bereits in Jamaica meinen liebenswürdigen deutschen Dolmetsch (Herrn J. G. Milke in Kingston) verloren hatte, verlor ich in Greytown auch noch meine gefälligen spanischen Interpreten und war nun auf meine halsbrecherischen englischen Sprachrudimente angewiesen, um überhaupt mit meinem einzigen Mitpassagier in Contact zu bleiben. Wir Beide waren übrigens, trotz dieser

Schwierigkeit, sehr gute Freunde und gingen denn auch (am 7. November) gemeinsam in Trujillo ans Land.

War Greytown für mich schon ein ganz interessanter Platz gewesen, so war es Trujillo noch viel mehr, denn schon am Strande herrschte ein lebhaftes Treiben der Thierwelt: flinke Lacerten huschten durchs Laub und an den Wänden der Häuser hinauf, ein großer Lizard barg sich ängstlich unter alten Brettern, wenn man sich ihm näherte, und zahlreiche Wasservögel, meist Pelicane, trieben sich nahe am Ufer umher. Den Strand verlassend, kamen wir zunächst an zahlreichen ärmlichen Lehmhütten vorbei, in welchen die caribische Bevölkerung von Trujillo lebt und bald traten wir auf schmalen Fußpfaden in einen prachtvollen Wald ein, zwischen dessen Bäumen und Schlinggewächsen sich große Cacteen und Bromeliaceen sehr hübsch ausnahmen. Bei einem Flusse, in welchem zahlreiche Negerweiber standen und wuschen, hörte unser Pfad auf und so sahen wir uns denn veranlaßt, wieder den Heimweg anzutreten. Vom Schiffe aus aber sah ich mit jenem Gefühle von Befriedigung nach Trujillo zurück, welches man nach schönen Erlebnissen zu empfinden pflegt, und konnte zugleich nicht müde werden, die hohe landschaftliche Schönheit der Scenerie zu bewundern: im Osten eine lange, flache Landzunge, im Süden und Westen waldige, formschöne Berge von beträchtlicher Höhe, im Norden das offene Meer, in den Strahlen der Sonne erglänzend; den Mittelpunkt des Landschaftsbildes aber nimmt das Städtchen ein, dessen Steinhäuser auf einer Anhöhe liegen, während die mit Palmblättern gedeckten Lehmhütten der farbigen Bevölkerung in malerischer Folge die Thaldepressionen einnehmen; die unzähligen schlanken Cocospalmen aber, welche rings am Ufer stehen, tragen in ihren wechselvollen Gruppierungen und ihren edlen Einzelformen in hohem Maasse dazu bei, die Stimmung zu erhöhen, in welche die Stille inmitten all dieser Schönheit unwillkürlich versetzt. Und als wir dann hinausfahren in den spiegelglatten Ocean, begrüßten uns im Norden außer Bonacca und Roatan die kleineren Inseln Vorborata und die der Cochinasgruppe, und die untergehende Sonne erfüllte Alles mit ihrem goldenen Schimmer; nur schade, daß in den Tropen die Nacht so plötzlich eintritt und alle Herrlichkeit verschlingt; denn so

hell der Mond auch schien und im weiten Meere erglänzte, das schöne Bild des Tages vermochte er doch nicht mehr hervorzuzaubern, es blieb verschwunden.

In der Frühe des nächsten Morgens aber lag das Schiff in einem anderen Hafen von Honduras vor Anker, welcher gleichfalls einen hübschen Anblick gewährt, obwohl er an Schönheit weit hinter Trujillo zurücksteht: es war Puerto Cortez. Ich ging natürlich wieder ans Land und streifte mit meinem englischen Gefährten an der sumpfigen Küste hin, an welcher sensible Mimosen in großer Menge wuchsen. Aber diese hübschen Pflanzen waren es nicht, welche unser Interesse hauptsächlich in Anspruch nahmen, sondern die Eisenbahn; denn es ist lustig anzusehen, wie die Landkarten Centralamerikas durchzogen sind von den verschiedensten projectirten und in Vorschlag gebrachten Canälen und Eisenbahnen, die wohl niemals zur Ausführung gelangen; also muß eine wirklich vollendete Eisenbahn, auch wenn sie nur 12 Leguas lang ist, von vornherein Aufmerksamkeit erwecken. Ich hatte meine Erwartungen gerade nicht hoch gespannt, aber trotzdem erwiesen sie sich als optimistisch; denn es war die reinste Caricatur einer Eisenbahn: die Schwellen zum Theil ganz faul, die Schienen verrostet und vielfach schadhaft, dabei aber zudem so schlecht gelegt, wie man es kaum bei einer provisorischen Bahn entschuldigen könnte; das Beste an der Eisenbahn ist unzweifelhaft der Bahnkörper, welcher den Bewohnern von Puerto Cortez wenigstens einen guten Fußweg darbietet; die Bahn selbst aber leidet an so zahlreichen Entgleisungen, daß der Betrieb in absehbarer Zeit gänzlich wird eingestellt werden müssen.

Nachdem wir aber besagte Eisenbahn hinlänglich bewundert hatten und heimzukehren wünschten, war am ganzen Hafen keine dienstbare Seele mehr zu sehen, welche uns gegen klingendes Entgelt Charonsdienste geleistet hätte, und so mußten wir denn in tropischer Mittagshitze im Schweisse unseres Angesichtes uns selbst zum Schiffe zurückrudern, was seitens der Seeleute ziemliche Heiterkeit erregte. Genug, wir kamen wohlbehalten hinüber, und der Dampfer führte uns Abends pflichtschuldig weiter. Am 9. November spazierte ich in den hübschen und reinlichen Straßen des blühenden Städtchens Belize umher, und am Vormittag des 10. November faß ich bereits in dem einzigen Hôtel

von Livingston, einem guatemaltekischen Hafenorte, möglichst geduldig der Stunde harrend, in der ich meine Reise fortsetzen könnte; denn der Flußdampfer, welcher mich nach Panzos bringen sollte, war natürlich gerade am Tage vor meiner Ankunft abgefahren, und vor seiner Rückkehr war für einen Mann mit viel Gepäck an ein Weiterkommen nicht zu denken.

Man sagt, Livingston sei ein langweiliger Ort, und ich glaube es gern, denn der Platz bietet außer seiner hübschen Lage nichts Besonderes, der Verkehr ist ein geringer, die Zahl der Europäer beschränkt; größere Spaziergänge verbietet der Wald mit seinen Schlingpflanzen, Wege existiren nicht, und die paar barfüßigen Soldaten, welche die Befatzung bilden, sind bald zur Genüge bewundert. Glücklicherweise kommt aber der Naturwissenschaftler auch an engbegrenztem Raume nie in die Lage, der Langeweile anheimzufallen, und alsbald widmete ich meine Zeit botanischen und geologischen Beobachtungen.

Allein wenn schon in unserer Heimath der Botaniker oft genug in Verlegenheit geräth, indem er sich z. B. am Rande eines Baches oder Felsens befindet und sein Schirm sich mit bemerkenswerther Regelmäßigkeit immer um einige Centimeter zu kurz zur Erreichung des Objectes erweist, so kommt er in den Tropen oft der Verzweiflung nahe, wenn er die schönsten Blumen epiphytischer und schlingender Pflanzen hoch oben an den Bäumen in unerreichbarer Ferne erblickt, oder wenn er mit Mühe tiefer ins Innere der Wälder dringt und nun fast nur Stämme und ein Gewirr blattloser schlingender Stengel um sich sieht. Und doch ist der Botaniker noch gut daran dem Geologen gegenüber: er bekommt seine Objecte wenigstens zu Gesicht, dem Geologen aber wächst die allzu üppige Vegetation auch an solchen Stellen die Aufschlüsse zu, wo man sie in höheren Breiten gewiß aufs Schönste aufgedeckt finden würde; da begreift sich wohl, daß der aufgewendeten Arbeit des Naturforschers in den Tropen oft ein entmuthigend kleiner Erfolg gegenüber steht; ein Glück für mich, daß ich so optimistisch angelegt bin, denn wer wollte noch Luft zur Arbeit haben, wenn nicht der Strahl der Hoffnung die Schatten der Enttäuschungen milderte?

Während ich aber mitten in der Arbeit war und die Zahl der eingelegten Pflanzen, sowie der Argumente für eine Senkung

dieser Küste zu vermehren strebte, wurde mir eines schönen Morgens plötzlich mit echt amerikanischer Rücksichtslosigkeit mitgetheilt, daß in anderthalb Stunden der Dampfer nach Yzabal abgehe, so daß ich kaum Zeit hatte, meine sieben Sachen nothdürftig zu ordnen, wobei natürlich etliche schmerzlich vermifste Gegenstände, wie Salzsäure und Ammoniak, vergessen wurden. Also gings am 15. des Monats ins Land Guatemala hinein.

Der Weg dorthin führt durch eine Eingangspforte von geradezu hinreissender Schönheit. Aehnlich, wie der Rhein das Schiefergebirge durchbrechen mußte, so hat sich hier der Rio Dulce durch ein Faltungsgebirge von Kalkstein den Weg zum Meere bahnen müssen und so ein tief eingerissenes Thal geschaffen; und doch, welch gewaltiger Unterschied in der Scenerie: dort zeugen stolze Burgen und blühende Städte von muthvoller Vergangenheit und kraftvoller Gegenwart, und der rege Verkehr an und auf dem Flusse deutet auf die Mitte des lärmenden Tages; hier aber stehen erst etliche wenige Plantagen, wie Pioniere der erwachenden Cultur am Ufer des Flusses, und allenthalben herrscht noch die Stille des dämmernden Morgens; dort erzählen die militärischen Reihen der Rebengelände davon, daß die gereifte Natur sich dem menschlichen Willen untergeordnet hat, hier aber waltet sie noch in der sorglosen Ungebundenheit und dem tollen Uebermuth der Jugend. Gewiss ist ein Uebermuth der Mutter Natur, wenn sie an Hänge von 40 bis 70° Neigung hochstämmige Bäume pflanzt, und sie scheint es selbst einzugestehen, indem sie dieselben mit Hunderten und Tausenden von Schlingpflanzen festbindet, und das Alles kleidet sie mit grünenden Guirlanden aufs Prachtigste und windet die leuchtendsten Blumen von Orchideen und Bignonien in den lachenden Strauß. Gegenüber solcher Pracht der Pflanzenwelt treten die Vegetationsbilder des Gardasees, der Riviera oder Neapels weit zurück, und selbst der Zauber, welchen die Papyrusstauden an der Kyane-Quelle ausüben, erscheint matt gegenüber der Mannichfaltigkeit tropischer Lebensäußerungen. Jede Biegung des Flusses, jede Wendung des Schiffes, eröffnet neue überraschende Bilder: hier ahmt die Natur in neckischem Spiele einen Mast mit seinem Tauwerke durch eine schlanke Cocospalme mit herabhängenden blattlosen Lianenstengeln nach, dort aber müht sie

sich, ein glatte, weisse Kalkwand durch grünende Ranken dem Anblicke zu entziehen, da hat sie einen ganzen Baum vollständig durch wucherndes Beiwerk eingehüllt, und daneben wiederum ragt eine schwach beblätterte Krone auf gespenstig dürrer Stamme hoch in die Luft; man kann nicht satt werden, all diese wechselvolle Schönheit zu bewundern, und sieht mit Bedauern, daß die Hänge allmählich niedriger werden, und der Fluß sich zu dem langgedehnten »Golfete« verbreitert. Freudig dagegen grüßt der eingeborene Caraibe das offene Wasser, denn er glaubt, der Teufel wohne in dem engen Thale; denn, wenn man dort laut rufe, so gebe Beelzebub selbst die Worte zurück. Welchen Aberglauben doch ein unschuldiges Echo zu erzeugen vermag!

Der Golfete und noch mehr der nahe Golfo Dulce sind übrigens sehr schöne Seen, welche in der grandiosen Stille der Tropen einen unnennbaren Zauber ausüben; so sagt man; ich weiß es nicht, denn so lange ich darüber hinfuhr, regnete es fast immer, und erst bei der Ankunft in Yzabal war das gute Wetter zum Durchbruche gekommen. Aber wer sollte noch Sinn für Naturschönheiten haben, wenn die fühllosen Hände eines Zollbeamten die stets mit größter Sorgfalt behandelten Instrumente roh antasteten! Kaum aber war die Untersuchung im Gange, so brach auch schon die Nacht herein, und da der Dampfer »Coban« in aller Morgenfrühe weiterfuhr, so mußte ich, wenn ich nicht selbst einige Wochen in dem kleinen Platze liegen bleiben wollte, acht Kisten auf dem Zollamte in Yzabal zurücklassen; das that ich denn mit schwerem Herzen, um so mehr, als wenig erfreuliche Erzählungen über die dort übliche Zollbehandlung in Aller Munde sind. So ist z. B. kürzlich einer deutschen Firma eine Sendung lediglich deshalb confiscirt worden, weil einige Gegenstände weniger darin waren, als die Declaration angab.

Der Dampfer »Coban« aber kümmerte sich nicht um alle meine Sorgen; als ich am nächsten Morgen erwachte, befand ich mich vielmehr bereits auf dem schönen Polochic-Flusse; riesige Cyperaceen und Gramineen, prächtige Palmen und andere tropische Bäume standen an den Ufern, Papageien flogen in Schaaren kreischend hoch über dem Flusse hinweg, während weisse Wasservögel bedächtig ihr Haupt auf dem schlanken Halbe wiegten; aber auch diese Herrlichkeit tropischer Scenerie

kümmerte den Dampfer nicht, der keuchend wider das Gefäll des Stromes ankämpfte. Die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses liefs allmählich nach, manche Palmen verschwanden und an ihre Stelle traten gigantische Ceiba-Bäume und nordländische Weiden — den Dampfer kümmerte es nicht, und erst am späten Abend gönnte er sich Erholung und gab sich am Ufer des Flusses der Ruhe hin. Lautlos glitten die Wasser am Schiffe vorüber, lautlos badete sich des Mondes Schimmer in den geschäftigen Wellen, lautlos standen die Riesen des Urwaldes zu beiden Seiten auf treuer Wacht, bis geschwätzige Papageien die nahende Eos ankündeten — Alles schien zu ruhen in der schweigenden Nacht, und doch wars nur leerer Schein: Legionen von Mosquitos lagen hier schon seit manchem Tage auf der Lauer, harmlose Reisende zu überfallen, und in ungleichem Kampfe mit zahllosen geflügelten Gegnern verging mir die lange, lange Nacht ohne jeglichen Schlummer; mit Sehnen, wie kaum je zuvor, harrete ich des säumenden Tages und grüfste mit Jubel und Wonne den ersten, erlöfenden, goldenen Strahl der Sonne!

Um 10 Uhr Morgens, am 17. November, war Panzos, ein armfeliges Dorf von wenigen Häusern, erreicht, wo mich mein Bruder mit offenen Armen empfing, und dann gings drei Tage zu Pferde über Flüsse und Pässe, durch Wälder und Fluren, durch Dörfer und Einöden, bis wir endlich die prächtig gelegene Stadt Coban mit ihren stolzen öffentlichen Gebäuden inmitten eines herrlichen Hügellandes erblickten und bald darauf in Chimax (der nahe gelegenen Kaffeeplantage meines Bruders) der wohlverdienten Ruhe pflegten. Wohl haften in meinem Gedächtnisse noch vereinzelte Bilder von rauschenden Wassern und herrlichen Wäldern, von erhabenen Gebirgsthälern und schönen Vegetationsbildern (subtropischen Charakters), von schlechter Unterkunft und noch schlechterem Essen in Indianerdörfern — denn hier im Inneren erst findet man die Eingeborenen in großer Zahl, während sie an der Küste nur vereinzelt auftreten — aber das Alles verschwimmt in der lebhaften Rückerinnerung an die Müdigkeit und die Strapazen, welche das mir gänzlich ungewohnte Reiten auf den schlechten Wegen eingebracht.

Aber nach wenigen Tagen der Erholung schwand diese Müdigkeit, und ich fange nunmehr an, mich heimisch zu fühlen

in der Neuen Welt, und wenn ich so die Rosen vor meinen Fenstern blühen sehe und der Duft vielfältiger Blumen zu mir dringt, dann denke ich der alten Heimath, die jetzt im Banne des Winters liegt und von Eis und Schnee starrt, wer wollte da wohl tauschen? Und doch, wenn ich der Eltern und Freunde, der Muttersprache und des gemüthvollen Lebens gedenke, so fühle ich wohl die starken Bande, die den Fernen an das Vaterland ketten, und der Sonne, die allen Völkern und Ländern des weiten Erdenrundes Licht und Wärme spendet, rufe ich dann wohl zu: »Grüß' mir die theure Heimath! Auf Wiedersehen!«

Ein Ausflug in die Urwälder der Alta Verapaz (Guatemala *).

Coban, den 16. October 1889.

An einem schönen Junitage des Jahres 1889 verlies ich wieder einmal die Stadt Coban und wanderte meinen Bergen und Wäldern zu; ich sage »wieder einmal«, weil sich dasselbe Ereigniß innerhalb des verfloffenen halben Jahres gar häufig wiederholt hatte, und belege das bergige Urwaldgebiet im Norden der Alta Verapaz mit dem Fürworte der ersten Person nicht nur darum, weil es längere Zeit mein Arbeitsgebiet war und bleiben wird, sondern auch, weil es mir lieb und werth geworden ist, trotz der Anstrengungen und Entbehrungen, welchen man in ihm ausgesetzt zu sein pflegt. Meine Begleiter waren ein Dolmetsch (da der Fremde sich die nöthige Kenntniß der Indianersprachen bei dem gänzlichen Mangel an Hülfsmitteln nur langsam aneignet) und ein paar indianische Träger, welche mein Gepäck nach hiesiger Sitte mittelst eines Stirnbandes auf dem Rücken trugen. Wenn ich noch mit einigen Worten meine Kleidung und Ausrüstung erwähnen darf, so sei bemerkt, daß dieselbe (abgesehen von einigen zweckdienlichen Abänderungen) der eines Alpenwanderers nahe stand: Jäger'sche Wollkleidung, Wettermantel, Bergschuhe und Korkhelm oder breitrandiger Filzhut mit farbigem Schweifstuche; Hirschfänger und Revolver vervollständigten die Ausrüstung; neben genannten Mordwerkzeugen aber hingen friedlich mein Hammer und Ledertaschen für Höhenmesser, Compafs und Notizbuch.

Bald hatte unser kleiner Zug auf gutem Karrenwege das wenige Kilometer östlich gelegene große Indianerdorf San Pedro Carchá (1280 m) erreicht, von wo aus wir uns nach Nordosten wandten. Wir verließen das Thal des Cobanflusses mit seinen

*) cf. Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München) 1889, Nr. 336, S. 1—2. Mittwoch, 4. December. —

freundlichen Kaffeepflanzungen und mit mäßiger Steigung führte uns ein angenehmer Reitweg dem Pocolhá-Gebirge zu; Maispflanzungen begleiten uns auf unserem Wege, während von den Gipfeln der steilen Hügel lichte Fichtenwaldungen herübergrüssen. Die Bevölkerung ist hier schon durchaus indianisch und demgemäss ist auch unser Unterkommen beschaffen: als Hôtel dient im Allgemeinen die »Ermita«, eine offene, meist mit Palmblättern gedeckte Hütte, welche zugleich die Kirche, der Begräbnisplatz, das Kneipzimmer und der Tanzboden des Indianers ist — eine Häufung von Eigenschaften, wie sie dem naiven Charakter der Bevölkerung durchaus entspricht (im Nothfalle findet der Reisende auch in den Hütten der Indianer bereitwillige Unterkunft).

In der Ermita von Chirixquiché (1440 m) verbrachten wir die erste Nacht und erreichten, früh aufbrechend, gegen 10 Uhr Vormittags die wenigen in den flachen Hochthälern des Pocolhá-Gebirges zerstreuten Hütten von Sacaranilá (1700 m) und noch vor Eintritt der Mittagshitze bei der Pafshöhe Nimlatzúl, d. h. großer Berg (1800 m), den Schatten des Urwaldes, den wir nun für lange Zeit nicht mehr verliessen.

Man fragt mich wohl, was man unter einem »Urwalde« versteht und ich muß gestehen, daß ich eine erschöpfende Erklärung des Wortes nicht zu geben weis; es ist eben ein Wald, in welchem des Menschen Hand noch nicht zerstörend oder umgestaltend eingegriffen hat, kurzum ein Wald, wie ihn der liebe Gott in seiner freien Natur wachsen läßt. Daraus ergibt sich, daß der Urwald so vielgestaltig auftreten kann, als irgend welche andere Erscheinungsform der Natur, nach den klimatischen Bedingungen, den Bodenverhältnissen und der gegenseitigen Beeinflussung der Pflanzen selbst, und wirklich zeigt er schon in dem engbegrenzten Gebiete der Alta Verapaz ein anderes Gesicht, je nachdem er im »kalten«, »gemäßigten« oder »warmen« Lande auftritt.

Man könnte glauben, daß der Urwald in beträchtlicher Höhe, also im »kalten Lande«, unseren deutschen Wäldern ähnlicher sei, als in tieferen Lagen, allein man wäre sehr im Irrthume; zwar sind schlingende und schmarotzende Pflanzen hier noch nicht so sehr zur Herrschaft gelangt, wie dort, daher er lichter und ruhiger erscheint, und hierdurch allerdings unserem heimischen Laubwalde etwas näher steht; betrachten wir aber die Pflanzenformen des-

selben, so sehen wir uns in eine entlegene Erdperiode zurückversetzt: die Hauptmasse der Waldbäume sind zwar dicotyledone Gewächse, charakteristisch aber für das Bild des Waldes sind hier die Farnbäume, welche durch ihre edle Erscheinung ebenso sehr, wie durch ihr eigenthümliches Vorkommen die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen. Während sie südlich vom Pocolhá-Gebirge nur vereinzelt vorkommen, kündigt ihr plötzlich massenhaftes Auftreten die Nähe der Kammhöhe mit großer Sicherheit an, indess gleichzeitig Fichten und eine Anzahl anderer auffälliger Pflanzen verschwinden. Auf der Kammhöhe und dem ungemein feuchten Nordabfalle des Gebirges treten die Farne zuweilen, aber allerdings selten, so massenhaft auf, daß das Auge überhaupt keine andere Pflanzen erreicht, so daß eine gelungene Zeichnung dieser schönen Baumgruppen zugleich als ein ideales Bild aus der Steinkohlenzeit gelten dürfte. Bei der geringen Stammeslänge dieser Gefäßkryptogamen bilden ihre Wedel ein zweites Blätterdach unter dem der hochragenden dicotylen Bäume; »im gemäßigten Klima« (zwischen 500 und 1500 m Höhe) dagegen übernimmt diese Rolle ein Heer monocotyler Bäumchen, kleiner Palmen, deren freundlich graciöse Erscheinung in einem seltsamen Gegensatze zu dem ernsten Bilde der Farnbäume steht, mit welchen sie in höheren Lagen (800 bis 1000 m) zuweilen gemischt vorkommen. Ueberhaupt wird das Bild des Urwaldes im gemäßigten Lande abwechslungsreicher und freundlicher; mit dem üppigeren Wachsthum der Waldbäume selbst stellen sich auch zudringliche Freunde, sowie lästige Feinde in reicherm Maße ein: zahlreiche epiphytische Pflanzen, namentlich prächtig blühende Orchideen, siedeln sich am Stamme und Aesten an, blattreiche Schlingpflanzen winden sich daran hinauf und in schön geschwungenen Linien hängen Lianen von der Laubkrone herab, theils in der Erde haftend, theils frei mit Luftwurzeln endigend. Trotz allem diesem wirr sich verschlingenden Laubwerke ist es immer noch licht in dem Walde, da die Sonnenstrahlen, von den Blättern vielfach zurückgeworfen, in ihrem Wege zwar abgelenkt, aber nicht zurückgehalten werden. Zu Füßen des Wanderers macht sich üppig wucherndes Unterholz geltend, welches oft genug über die selten betretenen Fußpfade hinwegwächst und mit dem Buschmesser entfernt werden muß, um die Wege wieder

gangbar zu machen. Schlimmer ist es damit noch im »warmen Lande« (etwa unterhalb 500 m Meereshöhe), wo das Unterholz und scharfkantige kieselreiche Gräser mehr und mehr zur Herrschaft gelangen, so daß man sich durch dieses Dickicht erst einen Gang schlagen muß, welcher aus naheliegenden Gründen gewöhnlich so niedrig ist, daß man weite Strecken gebückt gehen muß. Die Schönheit ist der Wildheit gewichen; im Uebermaasse der Lebenskraft drängt sich die organische Welt; inmitten der fröhlichsten Fülle pflanzlichen Lebens macht sich ein unangenehmer Modergeruch geltend, stellenweise allerdings überdeckt von betäubenden Wohlgerüchen und noch öfter als in höheren Lagen muß hier der Wanderer über gestürzte Baumstämme klettern, oder unter ihnen durchkriechen, um seinen Weg fortzusetzen.

Eine ähnliche Steigerung vom Ruhigen zum Wilden läßt sich mit Zunahme der Temperatur, also Abnahme der Höhenlage, auch in der Thierwelt verfolgen, welche übrigens viel mehr in den Hintergrund tritt, als man etwa annehmen könnte. Im kalten Lande ist es still und ruhig: nur selten hört man bei Tage eine Cicade zirpen oder einen Vogel rufen, und noch feltener sieht man etwa auch einmal ein Reh oder Gürtelthier; bei Beginn der Nacht allerdings wird es auch hier (und in noch höherem Grade im wärmeren Lande) lauter, indem nunmehr die verschiedensten Vögel, Insecten und Nager ihre Stimme erschallen lassen. Im gemäßigten Lande ertönt gegen Ende der Trockenzeit den ganzen Tag über das schönste Concert gefiederter Sänger aus dem undurchdringlichen Blätterwerke des Waldes und in kurzer Zeit vermag der Wanderer eine ganze Reihe von Vogelrufen aufzuzeichnen, denn Tönhöhen und Tact sind in vielen Fällen mit großer Schärfe erkennbar, so daß es ein Leichtes ist, sie durch Noten wiederzugeben. Auf der Erde bemerkt man von auffälligen Thieren, außer schönen Käfern, am häufigsten große Myriopoden, scherzhafte Landkrabben und — Schlangen. Letztere erwecken, wenn man sich auch allmählich etwas an ihre Erscheinung gewöhnt, immer wieder ein unbehagliches Gefühl, wenn man sie in unbeweglicher Ruhe zusammengerollt am Wege liegen sieht; die hier vorkommenden Arten sind zwar größtentheils sehr giftig, aber nicht böseartig, und wer-

den, da sie noch nicht in abgefeimter Bosheit gleich anderen ihres Geschlechtes auf die Bäume klettern*), dem Europäer nicht leicht gefährlich. Ein unangenehmes Gefühl ist es auch, wenn man sich so recht behaglich in der Hängematte schaukelt, und plötzlich an einem Balken über sich einen Scorpion einher-spazieren sieht; doch sind auch diese Thiere im Grunde harmlos, da sie nur stechen, wenn sie sich in Gefahr glauben. Böseartig und blutgierig dagegen sind die zahlreichen kleinen Plagegeister aus den Ordnungen der Acarinen, Rhynchoten, Dipteren, Hymenopteren u. dergl., deren man sich vergebens zu erwehren sucht, und welche einem manche Stunde Schlaf zu rauben pflegen. Noch viel schlimmer ist es mit dieser Plage im »heissen Lande«, welches ich überhaupt nicht sehr zu rühmen weifs. Statt der munteren Sänger des Waldes finden wir in Schaaren häßlich kreischende Papageien und andere schön befiederte Schreier; in den Flüssen kommen Alligatoren vor und am Wege findet man gar nicht sehr selten die frischen Spuren des Jaguars. So oft ich solche Fährten traf, und aus denselben einen Rückschlufs auf die Gröfse des Thieres machte, befeelte mein friedfertiges Gemüth immer der Wunsch, dafs ich einer solchen Katze lieber nicht begegnen möge — ein Wunsch, welcher zu meiner Befriedigung bis jetzt immer in Erfüllung ging.

Dieses eben besprochene bergige Urwaldgebiet, welches ich bei Nimlatzúl erreichte, grenzt im Norden an das Tiefland von Peten; die Ansiedelungen sind spärlich und fehlen im warmen Lande auf weite Strecken ganz, ein grofser Theil derselben ist nur zeitweise bewohnt, indem die Indianer lediglich dorthin gehen, um ihre Maisfelder zu bestellen, und späterhin wieder, um sie abzuernten. Da die Ansiedelungen in allen Fällen Indianern angehören, so ist der Wanderer hier ganz von aller Civilisation entfernt und vollständig auf sich selbst angewiesen. Die Fusspfade sind bei den steilen felsigen Gehängen der Berge und der ausserordentlichen Feuchtigkeit des Klimas fast immer in unheimlich schlechtem Zustande, und es ist gut, wenn man durch

*) So glaubte ich damals, doch haben mir spätere Beobachtungen gezeigt, dafs die meisten Schlangenarten dieser Gegend auch auf Bäume zu klettern vermögen.

Alpenwanderungen wenigstens einigermaßen auf derartige Wege vorbereitet ist. Kleider und Schuhwerk leiden empfindlich, und ich muß gestehen, daß ich an manchen Tagen mehr mit Nadel und Scheere als mit Hammer und Compas gearbeitet habe. Einige Kenntnisse in der Kochkunst sind hier gleichfalls von Vortheil und es wäre sogar nützlich, wenn man früher bei einem Seiltänzer in die Lehre gegangen wäre, denn man hat nicht nur häufig Kahlschläge auf gefällten Bäumen zu überschreiten, sondern findet Baumstämme nicht selten auch ohne weitere Vorrichtung als Brücken über Flüsse verwendet, und es ereignet sich dann bei Regenwetter sehr leicht, daß der Reisende beim Ueberstreiten ausgleitet und ein unfreiwilliges Bad nimmt, wie es dem Schreiber dieser Zeilen auch schon vorgekommen ist. Kurzum, man kann hier alle und jegliche Fertigkeit gebrauchen, welche irgend zu praktischen Zwecken verwendbar ist.

Hat man außerdem noch etwas Thatkraft und Geduld mit auf den Weg genommen, so kann man beruhigt in die Wälder ziehen, deren eigenartige Schönheit bald eines Jeden Herz gewinnen wird. Es stellen sich zwar manche Unannehmlichkeiten ein, welche den reinen Genuß von all dem Schönen zeitweise stören: die drückende Hitze der hellen Tage, die feuchte Schwüle während des Regens, der oft ungeheuerliche Zustand der Wege, häufiger Mangel an Trinkwasser u. dergl., lasten oft schwer auf der Stimmung des Reisenden und auch lange Nachtwanderungen bei Fackelschein und Bivouaks, wie ich sie auch gelegentlich mitzumachen hatte, gehören nicht zu den angenehmen Dingen im Urwaldleben. Auch die Pflanzenwelt ist in vielen Fällen des Wanderers Feind und es ist sehr zu bedauern, daß Fr. Vischer's »Auch Einer« niemals einen Ausflug in tropische Wälder unternommen hat, um den Kampf wider die Tücke des Objects in diesem Gebiete zu schildern; denn ich glaube, nirgends in der Welt ist dieser Kampf erbitterter und aussichtsloser als hier: Dornen verstecken sich heimtückisch unter Moos und Flechten, und der Neuling pflegt sich mit besonderer Vorliebe gerade an derartig vorbereiteten Bäumen festzuhalten, hochragende Wurzeln legen sich unvermuthet über den Weg, damit der Eindringling darüber stolpere, und schlingende Sträucher halten ihn fest und rauben ihm Hut und Brille — kurz, es ist eine unerschöpfliche

Fülle von Verwicklungen gegeben, welche nicht selten die gute Laune des Reisenden zu stören drohen.

Andererseits erlebt man hier aber auch Augenblicke, welche den reichsten Genuß gewähren. Wie schön und stets aufs Neue überraschend ist es nicht, wenn man aus dem Dunkel des Waldes plötzlich in eine Lichtung tritt: freundliche Maisfelder umgeben die mit Palmblättern gedeckte Hütte und einsam ist auch wohl noch da oder dort ein Urwaldriesen stehen geblieben, von welchem armdicke Lianen malerisch herunterhängen; die Frau des Hauses pflegt dem Ankömmling gern die übliche Erfrischung zu reichen, welche in warmem Wasser mit fein vertheiltem Mais besteht. Sie ist gewöhnlich im Negligé, wenn wir sie beim Maismahlen treffen, und ihr Anzug besteht dann aus einem blauen Rocke, rothen Zopfbändern und Perlenschnüren um den Hals (um die Straßentoilette zu vervollständigen, wirft sie nur noch ihr Guipil um, welches ich bei meinen geringen Kenntnissen in der Toilettensprache der Damen etwa als einen kurzen Sack aus leichtem Vorhanggewebe, mit einer mittleren und zwei seitlichen Oeffnungen für Kopf und Arme definiren kann). Die Kleidung der Kinder ist nicht selten noch einfacher und besteht bei einem männlichen Sprössling etwa aus einem Hute, bei der jungen Tochter Eva's aber aus einer Perlenschnur, indessen andere gleichen Alters auch auf diese bescheidenen Kleidungsstücke verzichten. Das Ganze ist ein Bild patriarchalischer Ursprünglichkeit und Unschuld, dergleichen man in Europa nicht wieder finden dürfte.

Und wenn man auf dem Wege einen murmelnden Bach erreicht und dort Raft hält von den Anstrengungen des Marsches — was könnte es wohl Schöneres geben, als sich nun behaglich in der Hängematte zu schaukeln und ins Grün der herrlichen Bäume zu blicken, glücklich und zufrieden, als ob man der Herrgott selber wäre! Selbst wenn etwa strömender Regen herniederfällt und man müde und durchnäßt in irgend einer Ermita angelangt ist — das Gefühl des Unangenehmen verwandelt sich bald in wohliges Behagen, wenn man rasch in trockene Kleider geschlüpft ist, einen warmen Trunk genommen hat und sich der Ruhe hingeben kann, in sicherem Schutze des gastlichen Daches, während draussen die schweren Tropfen in dem dichten Laub-

werke langsam von Blatt zu Blatt niederfallen, so daß der Wald noch trieft, nachdem der Regen schon längst aufgehört hat.

Während der Wanderung selbst aber erfreuen und entzücken immer und immer wieder die wechselnden Bilder einer gestaltenreichen, lebensfreudigen Pflanzenwelt, und mit Wonne schweift der Blick ins Weite über die niedrigen Bergketten im Norden und die gewaltige Ebene von Peten hin, bis er sich im Endlosen verliert, wenn etwa einmal der Wanderer an einem hochgelegenen Orte eine gelichtete Stelle erreicht. Immer und überall aber wirkt das Rauschen des Waldes, das ewige Grünen und Blühen der Pflanzenwelt, der Zauber einer jungfräulichen Natur, die Ruhe und Einsamkeit der gesammten Umgebung bestrickend auf das Gemüth, und mehr und mehr lernt man diesen Frieden der Wildniss dem Stadtleben mit seinem Jagen und Treiben und seinem Gezänke vorziehen; was Wunder, wenn ich und mancher Andere hier zuweilen zur Seele sprach: »Hier ist gut fein, hier laßt uns Hütten bauen«.

Aus einer mittelamerikanischen Kleinstadt.

Coban, den 6. April 1890.

Nach einem längeren Aufenthalte in beschaulicher Einsamkeit war ich über Ostern nach der Stadt Coban gekommen und weilte in Chimax, der naheliegenden Besitzung meines Bruders, für einige Zeit zu Gast. Es war mir fast, als ob ich mich wieder in der Heimath befände, so muthete mich die deutsche Sprache, der gemüthvolle vertrauliche Umgang mit den im Hause wohnenden Deutschen, die europäische Art und Lebensweise an, und in der That könnten wir hier gar leicht vergessen, daß ein Weltmeer uns von Deutschland trennt, wenn nicht manche Eigenthümlichkeiten des Lebens, insbesondere aber das Klima und die eingeborene Bevölkerung uns daran erinnerten, daß wir in der Fremde weilen.

Die Einrichtung des Wohnhauses von Chimax ist ganz europäisch und weicht nur in einigen unwesentlichen Punkten von der eines deutschen Hauswesens ab. Trotzdem möchte ich einer deutschen Hausfrau nicht rathen, einen Blick in die Gemächer zu thun, denn sie könnte sich in ihrem Ordnungsinne schwer beleidigt fühlen: es ist eben eine Junggesellenwirthschaft in des Wortes verwegenster Bedeutung; es fehlt die sorgsame Frauenhand, welche die wild zerstreuten Gegenstände je an ihren Platz zurückbringen und selbst in die Mysterien des Comptoirs mit ihrem ordnenden Blicke eindringen würde; nur die Dienstboten pflegen hier der Unordnung einigermaßen zu steuern, aber eben in ihrem Sinne, d. h. nicht etwa durch peinliches Aufräumen,

wie der pedantische Europäer will, sondern viel einfacher und genialer durch Verminderung der Objecte, wodurch es naturgemäß auch leichter wird, Ordnung in Zimmern und Schränken zu halten; daß sie sich nebenbei auf diese Weise einen Vermögensvorteil verschaffen, kommt hierbei natürlich nicht in Betracht und es wäre ebenso verfehlt, den Dienftboten wegen dieses rein zufälligen Nebenumstandes einen Vorwurf über ihr Ordnungssystem machen zu wollen, als wenn man sie wegen des enormen Lebensmittelverbrauches in der Küche schelten würde; denn, wenn ich auch nicht weiß, wie der ganz unglaubliche Consum auf natürlichem Wege erklärt werden könnte, so bin ich doch optimistisch genug, anzunehmen, daß die Köchin in ihrer Handlungsweise nur von der guten Absicht beeinflusst werde, ihren Herren stets frische und darum besonders gute Speisen und Getränke vorzusetzen. Es ist merkwürdig, daß letztere diesen guten Willen nie recht anerkennen; es scheint sogar, als ob sie niemals Ordnung im Hause haben wollten, denn so sehr sich auch alle Bediensteten bemühen, dem Endziele ihrer Philosophie, einer »absoluten« Ordnung nahe zu kommen, es gelingt ihnen niemals, da ihre Herren mit unermüdlicher Geduld immer aufs Neue dieselben Objecte kaufen und so der Thätigkeit ihrer Untergebenen stets wieder entgegenarbeiten. Dies ist um so auffallender, als mit außerordentlicher Regelmäßigkeit gerade die neugekauften Objecte alsbald wieder verschwinden, während die älteren, namentlich die schadhafte, allein ihrem Besitzer treu zu bleiben pflegen. Wegen dieses eben geschilderten, mit wechselndem Kriegsglücke geführten, stillen Kampfes zwischen Herren und Dienern, ist bis heute noch keine rechte Ordnung im Hause anzutreffen und ich kann den Leser nur einladen, mit mir in die »Sala« für einige Minuten einzutreten, um sich zu überzeugen, daß in der That die Einrichtung eine europäische ist.

Da die Bewohner von Chimax nicht einig sind, ob das spanische Wort »sala« dem deutschen »Saal« oder dem französisch-deutschen »Salon« entspreche, so will ich bemerken, daß dieses Gemach das Besuchszimmer darstellt, bei festlichen Gelegenheiten aber zum Kneiplocal aufrückt. Das Zimmer ist mit Teppichen belegt, auf dem runden Tische, gegenüber dem Haupteingange, liegen einige Bücher auf, rings um den Tisch stehen ziemlich

fymmetrifch Rohrfeffel und Schaukelftühle, an den Wänden fehen wir einige Schränke mit der Hausbibliothek und indianifchen Alterthümern; auch erblicken wir aufer etlichen ftets leeren Blumenvafen eine (englifche) Lampe, welche die merkwürdige Eigenschaft befitzt, eine Menge Erdöl zu verbrennen, ohne Helle zu geben. Photographieen, hübsche Oeldruckbilder und ein großer Spiegel fchmücken die Wände. In einer Ecke aber befindet fich ein Pianino, mit Notenheften überfäet; auch meine Geige hatte dort lange Zeit ihren Platz, bis ich fie zur Verbannung nach Deutfchland verurtheilt habe; auf der Fahrt über den Atlantifchen Ocean hatte fie mir noch manche angenehme Stunde bereitet, kaum aber war fie hier angekommen, fo entpuppte fie fich als ganz böfes Gefchöpf. Aus reiner Bosheit löfte fie ihren Hals vom Körper los und kaum war der Schaden geheilt, fo klaffte auch fchon der halbe Refonanzboden weg; in meiner Langmuth liefs ich auch dieses ausbessern, aber nach einiger Zeit ftreikte wieder ein Wirbel, welcher fich durchaus nicht mehr drehen wollte, und lieber abbrach, als feinem Eigenfinne nachgab. Aergerlich legte ich das Instrument bei Seite, und als ich nach Wochen wieder nachfah, hatte es bereits wieder den Hals verloren. Die Leute fagten, das feuchte Klima fei Schuld daran, ich aber weiß es better und bin überzeugt, dafs Jedermann nach den genannten Vorkommniffen mein Verdict wird billigen müffen. Auch das Pianino war früher ein fchlimmer Gefelle: viele Taften befaßen die Laune, keinen Ton von fich zu geben, wenn man fie anfehlug, es fei denn, dafs fie zuvor von der Sonne befchienen worden waren; wenn man also fpielen wollte, mußte man das Klaviercymbalum erft an die Sonne ftellen, und wenn fchlechtes Wetter war, konnte man eben nicht fpielen. Auch hier behaupteten die Leute, das feuchte Klima fei Schuld; dafs fie aber Unrecht hatten, erhellt fchon daraus, dafs an dem Instrumente eine Infchrift in großen Lettern befagt, daffelbe fei für alle Klimate gebaut. Die vereinigte Arbeit zweier Klaviermacher hat das Instrument übrigens wieder zur Vernunft zurückgebracht; die Zukunft wird lehren, auf wie lange?

Verlaffen wir das Zimmer, fo gelangen wir in eine an der ganzen Innenfeite des Haufes verlaufende Vorhalle, ähnlich den

Münchener Arcaden, jedoch nicht mit Rottmann'schen Fresken und königlichen Distichen, sondern höchstens mit aufgeschichteten Kaffeesäcken und einigen Thermometern geschmückt. Den Raum zwischen den beiden rechtwinkelig an einander stoßenden Flügeln des Hauses nimmt der Ziergarten ein, von Heckenröschen umrahmt; er wird zwar nur wenig gepflegt, aber immerhin wachsen Dank der gütigen Mutter Natur das ganze Jahr hindurch Blumen darin und mehr wird nicht verlangt. Der Gemüsegarten auf der anderen Seite des Hauses ist etwas verwahrloßt, zwar gedeihen fast alle einjährigen Gewächse, die man in einem deutschen Gemüsegarten antreffen kann, zu jeder Jahreszeit vortrefflich, da aber die Köchin die Gemüse nicht zuzubereiten versteht, hat es natürlich wenig Reiz und Zweck, sie zu bauen und zu pflegen, es seien denn solche, welche keine besondere Zubereitung nothwendig haben, wie die Rettige. Fast alle Arten von deutschem Obst müssen wir hier entbehren, an ihre Stelle aber treten zahlreiche tropische und subtropische Früchte, mit deren Namen und Eigenschaften ich mich hier nicht weiter beschäftigen will.

Hinter dem Wohnhause befindet sich der »Patio«, eine große, gemauerte und wohlgeglättete Tenne, auf welcher der enthülste Kaffee an der Sonne getrocknet wird. Dem Wohnhause gegenüber steht das Maschinenhaus, in welchem man die Verarbeitung des Kaffees vornimmt. Hei! wie rollen die Räder, wie jagen die Riemen, wie schafft die Dampfmaschine hier den lieben langen Tag. Und welches Leben herrscht nicht dort auf der Straßse: Größere und kleinere Gruppen von Indianern schleppen keuchend die schweren Kaffeesäcke herbei; sie kommen oft meilenweit von anderen Kaffeepflanzungen her. Und in langen Reihen warten die zweiräderigen Ochsenkarren, um den fertigen Kaffee nach dem Flufshafen Panzós hinunterzuführen — heute aber ist Alles still und ruhig; es ist ja Ostertag!

Rings um die Häuser erblicken wir Kaffeepflanzungen in ihrem fatten freundlichen Grün und zahllose Bananen sehen wir als Schattenspender zwischen die Kaffeebäume gepflanzt, und wenn wir nach der nahen Stadt wandern wollen, so führt unser Weg wiederum durch Kaffeepflanzungen. Kaffee und immer wieder Kaffee in der Natur und im täglichen Gespräche, im

Handel und Volkshaushalte! Wenn die Stadt Coban einmal in die Versuchung käme, sich ein Wappen zu wählen, so würde sie zweifellos einen Kaffeebaum in den Schild nehmen.

Die Häuser und Hütten von Coban (1313 m) liegen male-
risch gruppiert und grossentheils weit zerstreut auf dem Rücken
und an den Hängen eines sanften Hügels, dessen Südfuss der
Cobanfluss bespült. Die Gebäude sind fast ausnahmslos einstöckig,
was zur Gemüthlichkeit des Lebens erheblich beiträgt, da man
so nicht immer fürchten muss, dass eines der immerhin ziemlich
häufigen Erdbeben das obere Stockwerk des Hauses gelegent-
lich herunterwerfe. Die Stadt Coban zählte nach dem Censur
von 1880 4900 Einwohner. Breite, meist rechtwinkelig sich
schneidende Strassen durchziehen den Ort; der Marktplatz, dessen
Gestalt einem länglichen Rechteck nahe kommt, liegt auf dem
Gipfel des Hügels. Dort ist der Mittelpunkt des Verkehrs. Zahl-
reiche Indianerinnen hocken in ihrer hübschen Tracht (blauem
Rocke, weissem, oft roth gesticktem Guipil und rothen Zopf-
bändern) vor der Kirche auf der Erde und bieten dem Vorüber-
gehenden, welcher sich mühsam zwischen Menschen und Körben
hindurchwindet, ihre Schätze, die in Tortillas (Maiskuchen), Eiern,
gemahlenem Kaffee, Cacaobohnen, spanischem Pfeffer u. dergl.
bestehen, zum Verkaufe an. An demselben Platze befinden sich
auch Verkaufsbuden aller Art, darunter Filialen der beiden
deutschen Geschäftshäuser in Coban. Da kann man alles kaufen,
was das Herz des Indianers, des Mischlings (Ladino) oder Weissen
wünschen mag: Glasperlen und Kleiderstoffe, Buschmesser und
Weingläser, Sättel und Wolldecken, Hämmer und Leibwäsche,
Küchengefchirr und Farben, landwirthschaftliche Geräte und
Schmuckfachen, Petroleum und Schnaps, Wein, Bier und Con-
serven, ausser vielen anderen Dingen, sind hier zum Verkaufe
ausgestellt. Nur Messer, Gabel und Löffel würde man zur
Zeit vergeblich suchen, denn als im December vergangenen
Jahres der Präsident der Republik die Stadt Coban mit
seinem Besuche beehrte, überkam die Ladinos urplötzlich ein
wilder Civilisationseifer, der an Fanatismus grenzte. Die alt-
hergebrachte Sitte, die Speisen mittelst der Tortillas, und
nöthigenfalls der Hand, zum Munde zu führen, erschien ihnen
plötzlich unpassend für sie, die herrschende Bevölkerungsklasse

des Landes, und so kauften sie denn binnen wenigen Tagen die gesammten Vorräthe an diesen Hülfswerkzeugen bis auf den letzten Ladenhüter auf. Ob sie sich heutzutage noch der modernen Hülfsmittel beim Essen bedienen, oder nach der Abreise des Präsidenten wieder zu ihrer patriarchalischen Sitte zurückgekehrt sind, weifs ich nicht, denn ich habe keinen Verkehr mit Ladinofamilien. Was sollte ich auch dort suchen? Geistreiche Unterhaltung fände ich sicherlich nicht, die musikalischen Genüsse, welche die Tochter des Hauses etwa mit Hülfe eines verstimmtten Klaviers einem bereiten möchte, sind nicht immer verlockend, und zum Bewunderer mittelmässiger Schönheiten, denen jeder geistige und feelische Hintergrund fehlt, ist auch nicht Jeder geeignet. Die böse Welt behauptet zudem, dafs Charakterlosigkeit den Grundzug im Wesen des Ladino ausmachen würde, wenn er nicht durch Haß und Neid gegen alle Fremden einen gewissen Halt und eine ausgesprochene Richtung gewinnen würde. Ob die Welt wohl Recht hat mit dieser Behauptung?

Doch kehren wir zur Besprechung des Marktplatzes und seiner Eigenthümlichkeiten zurück! Da ist einmal die Kirche zu erwähnen, deren weifsgetünchte Fassade im Sonnenscheine so blendend ist, dafs man unwillkürlich die Augen schliessen mufs. Die Kirche ist sehr grofs und enthält zahlreiche, wenig geschmackvoll verzierte Altäre, vor denen man fromme Ladinosen oder Indianerinnen knieend antreffen kann. An die Kirche schliesst sich das Convento an, dessen grofser Saal bei Festlichkeiten die tanzlustige Gesellschaft von Coban vereinigt sieht. Darauf folgen in einstöckigen Gebäulichkeiten die Amtslöcale der verschiedenen Behörden, Gerichts- und Verwaltungskanzleien, Post, Telegraph, Hauptwache u. dergl.; ein hübsches Thor mit der höchst launenhaften Stadtuhr schliesst die Plaza ab. Die Hauptzierde derselben, wie der ganzen Stadt, wird aber zweifellos einmal der grofsartig angelegte, mehrstöckige Regierungspalast werden, welcher seit Jahren unvollendet und ohne Dach dastand, an dessen Fertigstellung man aber eben jetzt ernstlich denkt. Man hat zu diesem Zwecke eine Steuer von monatlich 1 Real (etwa 40 Pfg.) für jeden männlichen Bewohner des Departements zwischen 18 und 60 Jahren ausgeschrieben; ich fürchte aber, dafs es Schwierig-

keiten bei der Eintreibung dieser Steuer geben wird, da die Indianer zu allermeist nicht wissen, wie alt sie sind; im Uebrigen werden die Indianer sich zweifellos geschmeichelt fühlen, bei dieser Gelegenheit sich voll und ganz als Staatsbürger betrachtet zu sehen: in einer Republik muß ja jeder Bürger dem anderen gleichgestellt sein, und es ist gewiss ein schöner Zug von Billigkeit, wenn der Indianer, welcher im Monate durchschnittlich etwa $1\frac{1}{2}$ Pefos (12 Reales) einnimmt, auf gleiche Stufe gestellt wird mit den besser situirten Landesbewohnern, die ein monatliches Einkommen von mehreren Hundert Thalern haben! O, es sind vortreffliche Einrichtungen und Grundsätze in einem republikanischen Staate wie Guatemala, und da ich ebenso begeistert für die hiesigen Zustände bin, so will ich, um nicht aus der Rolle zu fallen, unterlassen, zu berechnen, wie viele Procente von den durch obige Steuer aufgebrachten Geldern wohl für den Palaß verwendet werden, und wie viele davon unterwegs verloren gehen dürften.

In den Arcaden der öffentlichen Gebäude, welche den Marktplatz umgeben, sieht man zu gewissen Zeiten die militärische Welt: stolze Officiere mit rothen Hosen und eleganten Lackstiefeln, und gemeine Soldaten in ihren einfachen, aber nicht unschönen Uniformen, barfuß oder mit Sandalen angethan. Ueber die militärischen Eigenschaften dieser Männer zu urtheilen, ist mir als Nichtfachmann natürlich nicht möglich, und über ihre gesellschaftliche Stellung bin ich mir auch nicht recht klar geworden, um so weniger, als ich nicht die Ehre habe, in ihrem Kreise zu verkehren. Ich will an dieser Stelle nicht den Gerüchten Raum geben, welche die böse Welt in Umlauf setzt; von Interesse für weitere Kreise dürfte höchstens sein, zu erfahren, daß Jemand einen Officier auf Wache, im vollen Glanze seiner Uniform, seinem Gewerbe als Schneider huldigen sah, was ich, sofern es sich nicht um eine optische Täuschung handelt, übrigens als ein gutes Mittel anerkennen muß, die Langeweile zu vertreiben. Minder freudig begrüßte ich die Nachricht, daß der edle Mann, welcher sich's zur Lebensaufgabe gemacht hatte, seinen Mitmenschen, darunter auch mir, Schuhwerk zu erzeugen und auszubessern, plötzlich anderen Sinnes wurde und sich zum Hauptmann machen liefs!

Eine ganz angenehme Abwechselung im Alltagsleben bilden die Vorträge der Militärmusik, welche mehrmals wöchentlich auf dem Marktplatze oder in einem öffentlichen Gärtchen vor dem Stadthore abgehalten werden. Darf man an die Leistungen derselben auch durchaus keine hohen Anforderungen stellen, so sind sie doch in Anbetracht des Bildungsgrades ihrer Mitglieder nicht ganz zu verachten. Angenehmere und reizvollere Anregung gewähren die Unterhaltungen und Gesellschaften, welche in den deutschen Familien oder im Deutschen Club stattfinden, und ich kann es mir nicht versagen, den Leser noch für einige Zeit nach dem Vereinslocale einzuladen, welches für die Deutschen Cobans immerhin von Bedeutung ist. Man müßte in gänzlicher Unkenntniß unseres Nationalcharakters befangen sein, wenn man annehmen wollte, daß sämmtliche hier anässigen Deutschen diesem Vereine angehören würden, denn Einigkeit ist noch niemals unsere starke Seite gewesen. Immerhin aber hat sich der weitaus grössere Theil der hiesigen Deutschen in diesem Club zusammengefunden und sich so einen gesellschaftlichen Mittelpunkt geschaffen. Der Versammlungsort ist ein einfaches Gebäude (Eigenthum des Vereins) im Inneren der Stadt, eine Anzahl deutscher Zeitungen und Zeitschriften liegen hier zum Lesen auf, ein Billard bietet manche angenehme Unterhaltung und die Kegelbahn versammelt des Oefteren eine grössere Zahl von Mitgliedern zu gemeinsamem Spiele; unentwegt aber sitzen fast stets etliche Herren Stunde um Stunde beim unvermeidlichen Skat. Die Fechtgeräthe (Schläger und Säbel), welche an den weissgetünchten Wänden hängen, dienen nicht bloß zur Zierde, sondern auch zur Uebung, und auch Gambrinus, dessen buntes Conterfei neben patriotischen Bildnissen und Emblemen die Wände schmückt, ladet nicht vergebens zum Trunke ein, obgleich der edle Gerstenfaß hier ziemlich kostspielig ist (die Flasche Hackerbier kostet sechs Reales, d. h. etwa 2 Mk. 40 Pfg.). Bei Festlichkeiten pflegen sich sämmtliche anwesenden Mitglieder des Clubs und etwa noch einige befreundete Gäste zu löblichem Thun zu versammeln, und nach echter deutscher Weise mit Gesang, Geplauder und gelegentlichen musikalischen oder poetischen Vorträgen sich zu vergnügen, wobei das Trinken natürlich nicht vergessen wird und das erquickende Nafs in

Gefäßen verschiedener Größe, vom kleinen Viertelliter-Gläschen bis zum echten Münchener Maßkrüge, in erheblicher Menge zum Munde geführt wird, was das Staunen etwa anwesender Landesangehöriger und der durchs Fenster zuschauenden Indianer in hohem Grade erweckt.

Man sieht, der Deutsche lebt hier recht behaglich in dem fremden Lande, und dies zu zeigen, war der Zweck dieser Zeilen.

Am See von Yzabal, Guatemala *).

Mit herzlicher Freude begrüßte ich das prachtvolle Landschaftsbild, welches sich bei einer plötzlichen Biegung des waldigen Gebirgsweges darbot, als ich am 29. October 1890 von Trece Aguas mit drei indianischen Lastträgern nach Panzós wanderte. Zu meinen Füßen lag das weite, waldbedeckte Polochic-Thal mit dem kleinen See von Zarco, zu beiden Seiten schöngeformte Bergketten, deren sanft geschwungene Kammlinien sich am Horizonte abhoben, während da und dort ein kühngefalteter Felsenkopf aus dem dämmernden Frühnebel energisch emporstieg; den Mittelpunkt des großartigen Ausblickes nimmt der große See von Yzabal (Golfo dulce) ein, welcher sich, von Bergen umkränzt, am Ende der Thalebene weithin ausdehnt. Schon längst hatte ich den Wunsch gehegt, die Lagune von Yzabal, den einzigen größeren See von Mittel-Guatemala, einmal näher kennen zu lernen, und benutzte daher eine günstige Veranlassung mit Freuden, um diesen Voratz auszuführen.

Bis Panzós ist der Weg recht gut und bequem; von da nach Yzabal ist aber der Pfad minder angenehm zu nennen, da er stellenweise außerordentlich schmutzig ist, häufig durch Flüsse und kleine Sümpfe schwer gangbar und vielfach durch gestürzte Baumstämme und die überwuchernde Vegetation gesperrt wird. Der Pfad, welchen ich wählte (südlich vom Polochic-Flusse), bleibt immer in der Thalebene und ist sehr einsam. Wenige Lichtungen mit schwach bevölkerten, vorwiegend indianischen Ansiedelungen unterbrechen auf diesem Wege das Waldesdunkel, welches den Wanderer aufnimmt; äußerst selten begegnet man dann und wann einem Indianer oder Mischling; zuweilen unterbricht auch wohl das Brüllen der Affen oder das Kreischen eines schön gefiederten

*) cf. Dr. A. Petermann's Mittheilungen, 38. Bd. 1892, S. 241—244. —

Papageies die Stille des Waldes, aber nur selten begegnet man einem größeren Thiere am Wege, und meine activen Jagdabenteuer auf diesem Marsche beschränkten sich darauf, daß ich die Spuren des Jaguars und Tapirs antraf, einige Schlangen sah und auf ein paar Affen schoß. So schwach übrigens die höhere Thierwelt in der Polochic-Ebene vertreten zu sein scheint (ich könnte hier noch die zahlreichen Alligatoren erwähnen, von welchen man auf der Flußfahrt gewöhnlich etliche zu sehen bekommt), desto zahlreicher ist die kleine Thierwelt vorhanden und desto zahlreicher waren auch meine passiven Jagdabenteuer, wurde ich ja doch auf diesem Wege von einem Scorpion, zwei Madenfliegen, fünfzehn Niguas (Erdflöhen), etlichen Garrapates (Zecken) und zahllosen Mosquitos gestochen und gebissen, so daß ich — in Ermangelung eines Mosquitonetzes — nur selten ruhigen Schlaf finden konnte. Trotz alledem aber ist diese Reise eine Quelle vielfachen Genußes: von schönen Landschaftsbildern ist zwar wenig zu sehen, da man den Wald nur selten verläßt; dagegen bietet der Wald selbst durch die abwechselungsreichen Gruppierungen der verschiedenen Vegetationsbilder und die Pracht und die Schönheit der einzelnen Gewächse stets neue Gelegenheit, die Bewunderung des Wanderers zu erregen. Und in der That, was ist ein Palmengarten Europas für ein armseliges Ding gegenüber diesen natürlichen Palmenhainen, welche hier den Wald durchsetzen! Vor allem lenkt hier die kräftige Corozo-Palme, deren 10 bis 12 m lange, fiederförmige Blätter sich hoch über einer Unzahl kleiner Palmen wölben, stets aufs Neue die Aufmerksamkeit auf sich. Dazu kommt die majestätische Stille unter diesem herrlichen Blätterdome, welche nur durch das lauschige Rauschen des Windes und gelegentliche Thierrufe unterbrochen wird. Die menschenleere Einsamkeit und die tiefe Ruhe des Urwaldes üben einen nachhaltigen und mächtigen Eindruck auf das Gemüth des Wanderers aus, und erfüllen es mit einer Art von heiliger Ehrfurcht, so daß man sich schließlich scheut, die erhabene Natur durch Gefang oder lautes Rufen in ihrem träumerischen Schlafe zu stören.

Tag um Tag gingen wir unseres Weges; immer wilder wurde die Umgebung, in ermüdendem Zickzack führte der Pfad zwischen versumpften Stellen hindurch, so daß wir endlich fürch-

teten, uns im Walde verirrt zu haben. Ganz unvermuthet aber öffnete sich (gegen Abend des 3. November) vor uns eine von hohem Gras und Buschwerk bewachsene Lichtung, welche sich durch einige zerbrochene Holzkreuze und etliche frische Gräber als ein Kirchhof erwies; gleichzeitig drang durch die Stille des öden Ortes das leise Rauschen des nahen Sees herüber, und bald standen wir am Ufer desselben in dem kleinen Indianerdorfe Chapin (etwa 15 m über dem Meere). Düstere Nebel lagerten über der weiten Wasserfläche, so daß das jenseitige Ufer verborgen blieb, heftiger Nordwind jagte den leichten Landregen dahin und mit mächtigem Brausen brachen sich die ansehnlichen, mit trübem Schlamme erfüllten Wellen am Ufer des Sees; es war einer jener Nordstürme, welche den See ziemlich häufig heimsuchen und kleineren Fahrzeugen leicht gefährlich werden.

Ich fand leider nicht die Muse, den großartigen Anblick in seiner ganzen Schönheit auszukosten, denn vor Allem galt es, für Unterkunft zu sorgen. Da das Amtszimmer des Rathhauses von einer durchziehenden Militärpatrouille in Beschlag genommen war und der einzige noch übrige gedeckte Raum — das Gefängnis — selbst meinen sehr bescheidenen Ansprüchen nicht genügte, so mußte ich bei den Indianern des Dorfes Quartier suchen, und es gelang mir auch endlich, in der Hütte eines Eingeborenen freundliche Aufnahme zu finden. Am anderen Tage hatte sich das Unwetter gelegt, der Himmel war fast wolkenlos, und freundlich lächelte die aufgehende Sonne über den gewaltigen See hin, seine weißglänzenden Wogen in einem lichtvioletten Tone badend; die Luft war klar und durchsichtig und bot dem entzückten Auge alle Reize des herrlichen Landschaftsbildes in voller Schönheit dar.

Die Beleuchtung und Ausdehnung des Wasserspiegels, die Gestaltung der Ufer und der benachbarten Bodenformen erinnern in mancher Hinsicht an den Bodensee. Jenseits des etwa 20 km breiten Wasserspiegels ragen ansehnliche Bergketten empor; rechts dehnt sich der See weithin aus, während links das breite Delta des Polochic in die Wassermassen hineinragt; hinter demselben streckt sich die breite Thalebene desselben Flusses hin, zu beiden Seiten umrahmt von mächtigen Gebirgsketten, deren Ausläufer in mannigfacher Farbenabtönung coulissenförmig in die Ebene

vorspringen. Es ist nicht zu läugnen, daß dieses landschaftliche Bild in mancher Hinsicht Aehnlichkeit mit dem Blicke von Lindau oder Bregenz besitzt. Bald aber drängen sich auch die bezeichnenden Unterschiede auf: es fehlt hier der reizende Wechsel von Wald und Matten, Fels und Schnee; ein einförmiges Waldkleid bedeckt hier Fuß und Haupt der Berge, und die wenigen Stellen, wo der nackte Fels, der Ueppigkeit der tropischen Vegetation trotzend, zu Tage tritt, kommen kaum zur Geltung inmitten des alles beherrschenden Waldes. An Höhe und Energie der Neigungsverhältnisse sind diese Gebirge dem Bregenzer Walde oder Alpstein zwar ebenbürtig, allein es fehlen hier die scharf hervortretenden eigenartigen Berggestalten, welche, wie dort der Sentis und Altmann, als ein Wahrzeichen der gesammten Landschaft dienen könnten. Nur selten ragen auch hier Bergeshäupter hervor, welchen eine gewisse Selbständigkeit in Form und Lage zukommt, zumeist aber steigen die Kämme in fast geraden Linien sanft auf und ab, so daß die Gebirge, von vorn gesehen, fast langweilig zu nennen sind, während sie, von der Seite gesehen, an Großartigkeit der Verhältnisse und Schönheit der straffen Profilzeichnung in den Alpen ihresgleichen suchen und den gewiß schönen Gebirgen, welche das obere Rheinthale begrenzen, in dieser Hinsicht überlegen sind. Das ist nun zwar Geschmacksache und es ließe sich wohl dagegen streiten; mir persönlich aber kam es eben so vor, und ich war so gefesselt von der Schönheit des Gesamtbildes, daß ich mich nur schwer von dem reizenden Punkte trennen konnte, um meine Reise fortzusetzen.

Nachdem wir mehrere Stunden im Schatten des Waldes gewandert, erreichten wir das Ufer des Sees wieder, um demselben nunmehr bis Yzabal zu folgen. Ein hoher Genuß für Herz und Auge ist diese Wanderung dem Gestade entlang, an welchem die leichten Wellen des Sees spielen und zu dem vom fernen anderen Ufer die waldbedeckten Berge herüberschauen, und ganz in Gedanken versunken schweifte meine Seele wieder nach dem heimatlichen Bodensee zurück. Aber wie so ganz anders ist es hier! Kein Glockengeläute, kein Liederfang erklingt hier, wenn die scheidende Sonne den Spiegel des Sees vergoldet, kein Schiff belebt die weite Wasserfläche; nur die ruhelosen Cikaden singen ihr Lied und der Abendwind treibt

fein heiteres Spiel mit den unermüdlichen Wogen. Das Auge, das nach dem jenfeitigen Ufer hinüberpäht, vermag keine menschliche Wohnung, kein Fleckchen urbaren Landes, keine Lichtung zu entdecken; der Wald bedeckt und beherrscht Ufer und Hang und Berg und Thal als menschenscheuer Tyrann, — ein schwer zu überwindender Feind der Cultur.

Gewöhnt an die Einsamkeit dieser Wäldernatur, empfand ich es fast als eine Störung, wenn wir auf unserem Wege am Südufer des Sees dann und wann eine Lichtung und eine menschliche Wohnstätte trafen; die schlecht geblasenen Signale und das brutale Trommelgeräffel der kleinen Garnison von Yzabal (wo wir am 4. November mit Einbruch der Nacht eintrafen) beleidigten mein Ohr in empörender Weise. Im Uebrigen aber ist Yzabal ein gar stiller Ort; Gras und sensible Mimosen wachsen auf den breiten, geradlinigen Straßen, und auch die weit in den See hinausgebauten Landungsstege liegen meist öde und verlassen, denn der ganze Schiffsverkehr beschränkt sich auf eine wöchentlich dreimalige Dampferverbindung mit Livingston und gelegentliche Fahrten mit Ruder- oder Segelbooten von und nach den wenigen Ansiedelungen am Ufer des Sees; die Dampfschiffahrt auf dem Polochic nach dem Flufshafen Panzós, dem Stapelplatze für die Alta Verapaz, ist ziemlich unregelmäßig; der Waarenverkehr auf dem von Yzabal ins Innere abgehenden Saumwege ist sehr stark zurückgegangen und fast ganz auf den Localbedarf des unmittelbaren Hinterlandes beschränkt. Die Gelände zu den Seiten des Sees würden sich vorzüglich für mannigfache Zweige tropischer Agricultur, wie auch für Viehzucht eignen. Der (etwa 50 km lange, 20 km breite) See ist zwar feicht und entbehrt guter Häfen; da er aber den Austausch von Producten unter den Küstenorten sehr erleichtern müßte und zudem mit dem Meere durch den schiffbaren Rio dulce in directer Verbindung steht, während der Polochic eine gute Strecke weit schiffbar bleibt, so wäre er einer großartigen Entwicklung der Landwirthschaft (wie des Handels) in hohem Grade förderlich. Dafs trotz dieser günstigen Verhältnisse Ackerbau und Viehzucht keinen Aufschwung nehmen konnten, ist die Schuld der überaus schwachen Besiedelung, des Mangels an Arbeitskräften.

Ob die Ufer des Sees in früherer Zeit ebenso einsam und schwach bevölkert waren wie heutzutage, ist eine Frage von hohem Interesse, für welche der Bericht von Ferdinand Cortes an Kaiser Karl V. vom 3. September 1526*) wichtige Anhaltspunkte giebt. Cortes hatte in Nito erfahren, daß unmittelbar nach der Ankunft des Gil Gonzales, des Gründers von Nito, eine Expedition den Fluß hinaufgegangen sei und zwei große Süßwasserseen angetroffen habe, in deren Umgebung sich viele Dörfer befänden; die Spanier seien auch eine Strecke weit den Polochic hinaufgefahren, aber von den Indianern geschlagen und zur Rückkehr gezwungen worden. Um Lebensmittel für die von Hungersnoth bedrängte Ansiedelung Nito zu bekommen, unternahm Cortes auf diese Nachricht hin eine Expedition nach den genannten Gegenden; er schiffte sich mit 40 Spaniern und 50 mexikanischen Indianern in einer Brigg, zwei Barken und vier Canoes (Einbäumen) ein und fuhr den Rio dulce hinauf, eine Fahrt, die er selbst in folgender Weise beschreibt (a. a. O., S. 444 f.):

»Ich verfolgte meinen Weg den Fluß aufwärts mit großer Mühe wegen der sehr starken Strömung und erreichte in zwei Nächten und einem Tage den ersten der zwei Golfe, welche sich oben bilden, 3 Leguas**) vom Orte meiner Abfahrt entfernt. Dieser Golf (heutzutage Golfete) mag 12 Leguas im Umfange messen, und an demselben giebt es keine einzige Ansiedelung, weil er ringsum ganz überschwemmt ist. Ich fuhr einen Tag lang auf diesem See, bis ich wieder an eine Verengung kam, die der Fluß bildet. Ich lief in dieselbe ein und erreichte am anderen Tage Morgens den zweiten Golf, welcher als das schönste Ding der Welt anzusehen war (que era la cosa mas hermosa del mundo de ver); er ist von folgender Beschaffenheit: zwischen den rauhesten und schroffsten Bergketten, die es geben kann, befand sich ein Meer, so groß, daß es in seinem Umfange und Umkreise mehr als 30 Leguas mißt; ich segelte dem einen Ufer entlang, bis endlich, als es schon beinahe Nacht wurde, der Eingang eines Weges gefunden wurde; nach etwa $\frac{2}{3}$ Legua gelangte ich in ein Dorf, wo ich, wie es schien, bemerkt worden war, denn es

*) P. de Gayangos, *Cartas y relaciones de Hernan Cortés al Emperador Carlos V.* Paris 1866.

**) 1 Legua = 4 km.

war ganz verlassen und leer. Im Felde fanden wir viel grünen Mais; sobald wir jene Nacht und am nächsten Morgen gegessen hatten, nahmen wir, bemerkend, daß wir uns hier nicht mit dem gefuchten Proviant versehen konnten, etwas von dem grünen Mais zum Essen mit und kehrten zu den Barken zurück, ohne Leute von den Eingeborenen des Landes zu begegnen oder zu sehen. Nachdem wir uns eingeschifft hatten, segelte ich zur anderen Seite des Golfes hinüber; wir hatten unterwegs ein wenig stürmisches Wetter, so daß wir nur mit Mühe überfetzten und ein Einbaum verloren wurde; die Leute erhielten Hülfe mit einer Barke, so daß nur ein Indianer ertrank. Wir erreichten das Land sehr spät, kurz vor Einbruch der Nacht, und konnten bis zum nächsten Morgen nicht aussteigen; dann fuhren wir mit den Barken und Einbäumen ein kleines Flüschen hinauf, das hier mündete; während die Brigg im Golfe außerhalb des erwähnten Flüschens blieb, traf ich einen Weg an und brach auf demselben mit 30 Leuten und allen Indianern auf; die Barken und Canoes liefs ich zur Brigg zurückgehen. Ich folgte jenem Wege und stiefs $\frac{1}{4}$ Legua von meinem Landungsplatze entfernt auf ein Dorf, welches, wie es schien, seit langer Zeit verlassen war, denn die Häuser waren alle voll von Unkraut.

Man ersieht aus dieser Schilderung, daß die Umgebung des Sees zu jener Zeit schon recht einsam war und nicht mehr die zahlreichen Dörfer aufwies, welche die Spanier bei ihrer ersten Expedition in dieser Gegend angetroffen haben sollen; es ist möglich, daß die Indianer sich aus Furcht vor den Spaniern in Nito mehr ins Innere des Landes zurückzogen, was Cortes selbst in seinem Berichte (a. a. O., S. 438) als Grund für die Entvölkerung des Dorfes Taniha anführt. Die unmittelbaren Ufer des Golfo dulce scheinen damals ganz unbewohnt gewesen zu sein, während sie heutzutage wenigstens dürftig besiedelt sind. Uebrigens traf Cortes auch auf seinem Weitermarsche, das Polochicthal hinauf, verhältnismässig wenige Ansiedelungen und fand erst in dem grossen Dorfe Chacujal, in welches er nicht ohne Kampf eindrang, Lebensmittel in Menge vor, welche er dann auf grossen Flößen, unter mannigfachen Gefahren den Polochic hinunterfahrend, nach seiner Brigg brachte; da aber der Mais auf jener Fahrt grossentheils nass geworden war, erntete er bei dem zuerst

erwähnten Dörfchen am See die (inzwischen ausgereiften) Maisfelder ab und kehrte nach Nito zurück. Die ganze Reise hatte Cortes zur Zeit des hohen Wasserstandes der Flüsse gemacht, wodurch die ohnehin beschwerliche Wanderung noch mühsamer wurde. Wer nicht selbst in dergleichen Ländern und Waldregionen gewandert ist, unterschätzt nur allzu leicht die Strapazen und Mühseligkeiten, denen die Spanier bei diesen Zügen ausgesetzt waren; man kann ihrer Energie und Ausdauer die lebhafteste Bewunderung nicht versagen.

Leider ist der Bericht in geographischer Hinsicht nicht sehr deutlich und außer dem Polochic kein Flußname erwähnt; so viel aber scheint außer Zweifel zu sein, daß Cortes südlich vom Polochic das Thal hinauf wanderte; denn wenn er nördlich von jenem Flusse gegangen wäre, so hätte er (12 Leguas vom See entfernt) den starken Rio de Cajabon erreicht, den man — besonders in der Regenzeit — nur mit Booten überschreiten kann und der daher sicherlich von ihm erwähnt worden wäre. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß Cortes beim Eintritte in den See von Yzabal dessen Nordufer folgte und — gleiche Fahrgeschwindigkeit wie im Golfete vorausgesetzt — etwa zwischen Sta. Cruz und El Sauce das erste Dörfchen traf; er setzte darauf über den See und dürfte in einem Flüschen bei Yzabal oder Las Cañas eingelaufen sein. Verfolge ich von hier aus den Weg, den ich selbst soeben gekommen bin und der mit dem von Cortes begangenen im großen Ganzen übereinstimmen dürfte, zurück, so finde ich unter Benutzung der von Cortes gegebenen Entfernungen, daß der Fluß, den jener am Morgen des zweiten Marschtages überschritt, der Matilscuate sein mußte, welcher in mehrere Arme gespalten in die Bucht von Chapin mündet. Das nächste Dorf, welches Cortes traf und in der Morgenfrühe, als die Bewohner nach einer Festfeier im Schlafe lagen, überrumpelte, dürfte in der Gegend des heutigen Machaquilá liegen, wo, beiläufig gesagt, die Mosquitoplage, von der Cortes hier ausdrücklich spricht, schlimmer ist als an jedem anderen Punkte des Polochicthales; der Fluß, welchen die Spanier in der Nähe von Chacujal nur mit Mühe zu überschreiten vermochten, mußte demnach der Rio Tinaja sein und Chacujal selbst zwischen diesem und dem Flusse Pueblo viejo gelegen haben, eine Gegend, wo in den Wäldern

in der That noch Ruinen und Grabhügel vorhanden sein sollen*). Sehr bemerkenswerth ist, daß Cortes, welcher sich noch am See von Yzabal mit Hülfe seiner mexikanischen Indianer (Mayas) mit den Eingeborenen verständlich machen konnte, dort eine andere Sprache vorfand (wahrscheinlich Poconchi). Sehr bemerkenswerth ist auch die Kunde, daß das Land zu beiden Seiten des Polochic reich bevölkert und wohl bebaut war, während die Spanier auf dem Landwege nur wenige Niederlassungen antrafen. Die Bevölkerung hätte sich demnach in jener Zeit hauptsächlich in der Nähe des Polochic concentrirt, während die Ufer des Flusses heutzutage noch einsamer sind als die Gestade des Golfo dulce.

Die einstige Grausamkeit der Spanier (wie auch die frevelhaften Menschenraubzüge cubanischer Colonisten, denen Dr. Stoll wohl mit Recht die Hauptschuld an der Entvölkerung jener Gegenden zuschreibt) lasten wie ein schwerer Fluch auf den fruchtbaren Geländen und hemmen ihre wirthschaftliche Entwicklung. Ob dieselbe einer späteren Zukunft vorbehalten bleibt und jene Gegenden wieder neu besiedelt und dicht bevölkert werden, ist eine schwer zu beantwortende Frage; ich glaube fast, daß man sie verneinen muß, denn die Malariafieber würden die Zahl etwaiger Einwanderer, welche sich bei strenger Arbeit im Freien allen Unbilden des Klimas aussetzten, rasch verringern; nur Abkömmlinge der afrikanischen Rasse scheinen sich hier wohl zu fühlen, zur Zeit aber sind sie in viel zu geringer Anzahl vorhanden, um eine gedeihliche Entwicklung der Landwirthschaft zu ermöglichen. Ich glaube daher nicht, daß jemals blühende Städte und reiche Pflanzungen am Ufer des Sees von Yzabal erstehen werden; in beschaulicher Stille und Einsamkeit werden seine Gestade wohl auch in späteren Jahrzehnten verharren, und landschaftliche Schönheit ist vielleicht der einzige Ruhm, der dem See in den Augen der Welt einmal zukommen wird. Diesen Ruhm aber wird ihm wohl Niemand bestreiten wollen, welcher ihn einmal gesehen hat, und gerade die idyllische Einsamkeit und das träumerische Schweigen, das über der ganzen Landschaft ruht, üben einen bestrickenden Zauber auf den Europäer aus,

*) José Milla spricht in seiner *Historia de la América central* (Guatemala 1879) dieselbe Ansicht aus, ohne jedoch Gründe für seine Vermuthung anzuführen.

und wenn manche klimatische Unannehmlichkeiten nicht wären, so könnte man wahrhaftig hier im Anblicke des blauen Sees und der ewig grünen Wälder feine Tage verträumen und der Heimkehr vergeffen.

Auch die Umgebungen des Sees sind reich an landschaftlicher Schönheit und weisen manche besuchenswerthe Punkte auf. So sind die nahegelegenen altindianischen Ruinen von Quiriguá mit ihren von hoch entwickeltem Kunstsinne und vorgeschrittener Technik zeugenden Steindenkmälern ein Ort von hervorragendem Interesse; die nahen Hügel (sowie auch der Reitweg nach Quiriguá) bieten herrliche Aussicht auf den See und seine Umgebung, und die Fahrt auf dem Rio dulce übertrifft, was die landschaftliche Schönheit der Ufer und die Pracht der Vegetation anlangt, selbst die kühnsten Erwartungen. So gestaltet sich denn ein längerer Aufenthalt in Yzabal und Umgebung unter günstigen Witterungsverhältnissen zu einem höchst genussreichen, und die Tage, welche ich hier verlebt, werden zweifellos zu meinen schönsten Erinnerungen zählen.

Eine Osterreise zum Meerbusen von Amatique*).

Um die Osterzeit in Gottes schöne Natur hinauszuwandern, ist mir wie vielen Anderen in der deutschen Heimath zur lieben Gewohnheit geworden, und da ich im fremden Lande diese Gepflogenheit nicht lassen wollte, beschloß ich auch vorm Jahr, eine Osterreise zu machen. Das ist hier zu Lande nun freilich ein ander Ding als in Deutschland, wo man nur zur bestimmten Tageszeit an den Bahnhof zu gehen und einen Fahrschein zu lösen braucht, um innerhalb weniger Stunden auf bequeme und billige Weise meilenweit fortgeführt zu werden; am Bestimmungs-orte angelangt, brummt man wo möglich noch über die Langsamkeit der Beförderungsmittel und ist durch die gebotenen Speisen und Getränke kaum zufrieden zu stellen. Wer dagegen in einem halbcivilisirten und stellenweise schwach bevölkerten Lande, wie Guatemala, reisen will und sich nicht auf die allergebräuchlichsten Verkehrsstraßen beschränken mag, den führt sein Weg stellenweise durch die Wildniss, und demgemäß müssen auch die Vorbereitungen zur Reise, sowie die Art derselben verschieden sein von unserer heimathlichen Weise, denn es gilt, Alles bei sich zu haben, was man für den Lebensunterhalt und die Unterkunft für nothwendig hält. Da die Wege in der Wildniss meistens nur zu Fuß begangen werden können und deshalb auch das Gepäck nur von Menschen getragen werden kann, so sind Geduld und Genügsamkeit die wichtigsten Eigenschaften für den Wandersmann, der solche Gebiete durchzieht; wer diese Eigenschaften nicht besitzt, wird sie auf derartigen Wanderungen allmählich erwerben oder er wird zu Hause bleiben müssen und seine Reiselust zügeln, bis er wieder in Culturländer zurück-

*) cf. Beilage (Nr. 207) zur Allgemeinen Zeitung (München) 1892, Nr. 247, S. 3—5. Montag, 5. September.

gekehrt ist, wo das Reisen eine so leichte und angenehme Sache ist, wie in unserer deutschen Heimath.

Schon monatelang vor Antritt meiner vorjährigen Osterreise hatte ich Unterhandlungen wegen Gewinnung zuverlässiger Träger und Führer gepflogen und fünf Indianer für dieselbe verpflichtet, in der Hoffnung, im entscheidenden Augenblicke auf vier derselben rechnen zu können. Als aber der Zeitpunkt der Abreise heranrückte, erschienen (mit eintägiger Verspätung) nur drei Träger, so dafs das wohl vorbereitete Gepäck in aller Eile vermindert und anders vertheilt werden mußte, um die Reise zu ermöglichen. Indem ich statt eines vollständigen Zeltes nur ein Segeltuch als Zeltdach mitnahm, gelang die nothwendige Verringerung des Gepäcks ohne Mühe, und am 18. März 1891 zogen meine Träger von Chiacam (850 m), meinem damaligen Aufenthaltsorte in der Alta Verapaz, ab, um zunächst nach Cajabon zu wandern, wohin ich Tags darauf zu Pferde nachfolgte. Der Weg dorthin ist nicht gerade schlecht, und allenthalben waren Leute beschäftigt, denselben auszubessern, eingefallene Brücken wieder herzustellen u. dgl. — für den Landeskundigen ein sicheres Zeichen, dafs eine Inspectionsreise des Departement-Oberhauptes unmittelbar bevorstand, denn sonst wäre es den Gemeindebehörden gewifs nicht eingefallen, auch nur das Geringste für Instandhaltung der Wege zu thnn.

Cajabon (280 m) ist ein armfeliges Dorf in öder Gegend, deren Vegetationscharakter stark an die Sabanen des Peten erinnert; sein einziger Schmuck sind die grofsen Cocospalmen, welche zwischen den Hütten des Dorfes malerisch aufragen. Cajabon bildet für weite Strecken den letzten starken Vorposten des Mischlingselements, wie es auch im 16. und 17. Jahrhundert der letzte Ort war, wo die christlichen Missionare und die spanische Obrigkeit festen Fufs zu fassen vermochten. Denn die im Norden, Nordwesten und Osten wohnenden Lacandonen (unter welchem Namen man verschiedenartige Stämme: Mayas, Choles, Mopanes u. a. begriff) wufsten sich lange Zeit mit Erfolg gegen die Europäer zu behaupten. Zwar war der Dominicanermönch Domingo de Vico schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts mehrfach in ihr Land vorgedrungen, hatte mehrere Heiden bekehrt und ein Dorf gegründet; dasselbe wurde aber überfallen, die

christlichen Missionare getödtet und ein Indianerknabe, der den Padre Vico schützen wollte, geopfert, indem man ihm die Brust öffnete und das noch schlagende Herz der Sonne darbrachte (29. Novbr. 1555). Mehrere Kriegszüge, welche zur Bestrafung dieses und anderer Frevel gegen die Lacandonen von der Verapaz wie von Chiapas aus unternommen wurden, blieben ohne nachhaltigen Erfolg. Im dritten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts war es den Dominicanermönchen wiederum gelungen, auf dem friedlichen Wege der Bekehrung die Landschaft (Mauché) nördlich von der Verapaz für sich zu gewinnen und mehrere Dörfer zu gründen. Als sie dieselben aber der weltlichen Obrigkeit zur Besitzergreifung übergaben, wurden die benachbarten Indianer in Unruhe versetzt, überfielen mehrmals die christlichen Ansiedelungen und verbrannten die Dörfer. Mehrere andere Christianisierungsversuche der Dominicaner erlitten ein ähnliches Schicksal, und wenn es denselben auch gelang, im Jahre 1685 im Lande der Choles wieder ein Dorf zu gründen, so war auch dieser Erfolg nur von kurzer Dauer; denn dieses Dorf (San Lucas) wurde bereits nach vierjährigem Bestehen wieder niedergebrannt, wobei die Missionare kaum das nackte Leben retteten. Die Indianer von Cajabon drangen hierauf mehrere Male in das Land der Choles ein und sammelten die zerstreuten Christen, welche im Thale Urran (Baja Verapaz) angesiedelt wurden.

Die Gebiete im Osten, Norden und Nordwesten von Cajabon sind heutzutage sehr dünn bevölkert, große Strecken sogar völlig unbewohnt. Es begreift sich daher wohl, daß die Wege zwischen den spärlichen Niederlassungen wenig begangen werden und sich größtentheils in sehr schlechtem Zustande befinden; ich fandte daher von Cajabon mein Pferd zurück und setzte mit meinen indianischen Begleitern zu Fuß die Reise fort (20. März 1891). Bald erreichten wir den steilen Bergzug, welcher im Norden von Cajabon dahinstreicht, und damit den kühlen Schatten des Waldes, welchen wir (einige wenige Lichtungen und die unmittelbare Umgebung des Dorfes Chaal abgerechnet) nun für längere Zeit nicht wieder verlassen sollten. Tag um Tag wanderten wir langsam, aber stetig unseres Weges in endlos erscheinendem Wechsel von ungemein steilen Felsenpfaden und flachen, kothgefüllten Niederungen, wo ich in meinen langen Reitstiefeln mehrmals

nahe daran war, das Schicksal des Jason zu theilen; wir schliefen, wie gerade der Zufall es wollte, in Indianerhütten oder in meinem Zelte irgendwo im Urwalde, oder auch in den kleinen Unterkunftshüttchen, welche die Indianer da und dort am Wege errichtet haben. Die Wanderung war etwas einförmig zwar, aber doch im Allgemeinen ganz interessant und reich an herrlichen Vegetationsbildern, welche in Folge der geradezu capriciösen Verbreitung der verschiedenen hier vorkommenden Palmenarten eine unerwartete Fülle verschiedenartiger Combinationen bieten. Es verdient hier beiläufig erwähnt zu werden, dafs eine Anzahl dieser Palmen, von welchen ich leider zumeist nur die indianischen Namen anzugeben wüfste, für die Küche des Wanderers eine ganz annehmbare Beigabe liefern, indem von einigen die jungen Triebe, von anderen die Früchte, roh oder gekocht, eine ganz ausgezeichnete Speise abgeben.

Die Gefahren dieser Wanderung waren mir in überaus grellen Farben geschildert worden; die Jaguare, so hiefs es, liefen hier am hellen Tage am Wege spaziren, die Häuser wimmelten von Schlangen, Skorpionen und giftigen Spinnen und dergleichen mehr. Wer die Lügenhaftigkeit der Mestizen nicht kennt, hätte sich vielleicht abschrecken lassen, den Weg zu machen; ich aber nahm alle diese Erzählungen von Anfang an für arge Uebertreibungen, wie sie es in der That auch waren. Es ist zwar richtig, dafs Jaguare hier sehr häufig sind, wie ich aus den zahlreichen Fufstapfen am Wege erfah, und in einer Indianerhütte klagten mir die Leute auch, dafs ihnen in der verflossenen Nacht ein Schwein von einer solchen grofsen Katze geraubt und verzehrt worden sei; den Menschen aber greift der Jaguar kaum jemals an, und ich bin bisher auch niemals im Geringsten von einem solchen Thiere belästigt worden, habe auch niemals eines im Freien gesehen, womit ich ganz zufrieden bin, denn wenn gleich ich z. B. Palmen und andere tropische Gewächse am liebsten in Gottes Natur bewundere und mit Geringschätzung an die kränkenden Treibhauspflanzen in Deutschland zurückdenke, so bewirkt doch der friedfertige Grundzug meiner Seele, dafs ich die wilden Thiere der Tropen weit lieber in einer Menagerie hinter dicken Eisenstäben, meinetwegen auch in Spirituspräparaten oder ausgestopft, kennen lerne, als in der freien Natur.

Leider aber geht dieser Wunsch mir auf meinen Wanderungen eben nicht immer in Erfüllung, so auch auf dieser Reise nicht. Schlangen trafen wir mehrfach an, wenn auch nicht häufiger als anderswo in der Alta Verapaz, besonders zahlreich und groß schienen mir aber in dieser Gegend die Skorpione vertreten zu sein, und ich veräumte niemals, am Morgen die zu benutzenden Kleidungsstücke zu untersuchen, ob sie etwa solche Thiere enthielten, und am Abend die weichen Stiefelrohre zuzubinden, um eine derartige Einquartirung zu verhindern. Man mag diese Vorsicht übertrieben finden, aber — gebrannte Kinder fürchten eben das Feuer.

Am Gründonnerstage erreichten wir den Bergkamm von Sibic, welcher uns noch vom Polochichale und dem See von Yzabal trennte; wir wanderten lange auf dem Grate desselben hin und schlugen auf der Höhe desselben auch unser Nachtquartier auf. Ich schlief dabei in einem kleinen Blätterhüttchen, das ganz vertrauenerweckend ausah, aber mich gründlich täuschte; denn als am nächsten Morgen ein Gewitter ausbrach, weckte mich der durchs Dach schlagende Regen unsanft aus dem Schafe und zwang mich zu eiligem Verlassen meines Lagers, worauf ich unter meinen Regenschirm flüchtete, während die Indianer mit möglichster Eile das Gepäck in Sicherheit brachten. Als das Unwetter ausgetobt hatte, belehrte mich Domingo Caal, mein getreuer Reisebegleiter, daß Charfreitag sei; an diesem Tage werde der liebe Gott im Dorfe umgebracht und deshalb gebe es auf der Reise viel Regen, Jaguare und Schlangen. Trotz dieser wenig erfreulichen Prophezeiung hellte sich das Wetter mehr und mehr auf, und als wir gegen Mittag in halber Höhe des Abstieges eine lichte Stelle erreichten, welche wir durch Fälln einiger Bäumchen noch klärten, genoß ich eine prächtvolle Aussicht über den gewaltigen See von Yzabal, welcher im hellsten Sonnenschein, vom blauen Gebirge umrahmt, weithin zu meinen Füßen sich ausdehnte. In früher Nachmittagsstunde standen wir bereits an seinen Ufern in dem kleinen Dörfchen Elstorr (ca. 15 m), von wo aus wir nach kurzem Aufenthalte in einem kleinen Segelschiffchen unsere Reise fortsetzten.

Die Fahrt war anfangs recht angenehm und hübsch und bot eine prächtige Aussicht auf die nahen Ufer und Berge; gegen

Abend aber überraschte uns ein ziemlich heftiges Unwetter: der See ging hoch; die grünen Wogen krönten sich mit weißem Gischte und schlugen nicht selten in unser Schiffchen herein, so daß wir Alle ganz und gar durchnäßt wurden, während auf der anderen Seite das Wasser über den Rand des Bootes eindrang, wenn ein Windstoß dasselbe auf die Seite legte. »Charfreitagwetter!« mochten meine Indianer bei sich denken; da ich aber nichts sagte, sagten sie auch nichts und schöpften mit stoischem Gleichmuth das eingedrungene Wasser aus*).

Mit Einbruch der Nacht langten wir wohlbehalten, obgleich durchnäßt, in dem reizenden Hafenplatze Yzabal an, wo wir in der angenehmsten Weise Ostern verbrachten. So klein das Städtchen auch ist, so hatte ich doch das Glück, mit lieben Landsleuten Umgang pflegen zu können: in dem gastlichen Hause eines jungen Deutschen hatte ich mein Quartier aufgeschlagen, und im Salon eines reichen amerikanischen Kaufmanns traf ich auch ein Berliner Kind, die Frau eines amerikanischen Ingenieurs, in deren liebenswürdiger Gesellschaft ich manche Stunde verplauderte. Als ich diese Dame hier im eleganten Gesellschaftsanzuge erblickte, konnten wir Beide uns eines leichten Lächelns nicht enthalten, da wir unwillkürlich an unsere letzte Begegnung zurückdachten: wenige Monate vorher hatte ich sie auf einem Waldwege getroffen, als sie in Männerkleidung, den Revolver an der Seite, nach Männerart auf einem Maulthiere ritt, und ich hätte in dem hübschen blassen Jungen sicherlich kein weibliches Wesen vermuthet, obgleich sie mich ansprach, wenn nicht — das Parfüm sie mir verrathen hätte.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Yzabal verließen wir am Morgen des 30. März den hübschen Platz, überschritten die Sierra del Mico (Pafshöhe 455 m) und setzten im Thale des Motagua unsere Wanderung fort. Der Weg war sehr leicht zu finden, da längs desselben früher der Telegraph hingeführt hatte und jetzt, nachdem der Betrieb auf dieser Strecke wieder aufgelassen worden ist, der herabgefallene Telegraphendraht die Richtung wies. Nur in der Nähe menschlicher Ansiedelungen versagte dieser eigenthümliche Führer, da hier die Einwohner

*) Ich erfuhr aber später, daß sie mit Bestimmtheit glaubten, ihr letztes Stündchen habe geschlagen.

den Draht zu holen pflegen, um ihn zum Wäscheaufhängen und für andere häusliche Zwecke zu benutzen. Da nun keinerlei Steigungen mehr zu überwinden waren, die trockene Jahreszeit die Wege gründlich ausgetrocknet hatte und der Schatten des Waldes die sonst höchst lästige Hitze milderte, war die Reise ohne irgend welche Schwierigkeit. Wer aber glauben wollte, daß diese Wanderung angenehm sei, wäre in großem Irrthume befangen, denn kaum irgendwo in Guatemala wird man von den kleinen, blutdürstigen Peinigern der Tropen so sehr geplagt, wie im unteren Motaguathale. Nicht genug, daß man überall von Schaaren von Mosquitos verfolgt wird, hat man auch noch das Vergnügen, tagtäglich eine mehr oder minder große Zahl von Garrapates (Zecken) mit dem eigenen Fleisch und Blut zu nähren. Die schlimmsten Plagegeister aber sind die Comoyotes, eine Art Fliegen, welche bei jedem Stiche ein Ei zurücklassen, das sich bald zur Made entwickelt. Wer dies nicht weiß und die Made groß werden läßt, muß sehr heftige Schmerzen erdulden, wer dagegen über die Natur des Stiches im Klaren ist und sich des erprobten Heilmittels der Indianer (Copalharz oder auch Tabaksaft) bedient, befreit sich leicht von diesem unangenehmen Schmarotzer. Wenn ich die Absicht gehabt hätte, die Entwicklungsgeschichte dieses Thieres zu studiren, so hätte ich auf dieser und früheren Reisen Gelegenheit dazu in Fülle gehabt, da ich mir mehr als ein Dutzend solcher Maden in den verschiedensten Größen herauszuoperiren hatte.

Am Nachmittag des 1. April gelangten wir nach dem kleinen Dorfe Las Quebradas (170 m), welches als der Mittelpunkt der Goldwäschereien im unteren Motaguathal anzusehen ist. Ich nahm hier einen mehrtägigen Aufenthalt und fand im Hause des Mr. Knight äußerst freundliche Aufnahme. Mr. Knight ist Theilhaber und Geschäftsleiter der bedeutendsten Goldwäscherei dieser Gegend und war gern bereit, mir den Betrieb zu zeigen. Die Goldwäscherei liegt auf der linken Seite des Rio Bobos und beschäftigt gegen 40 Arbeiter, welche in dem heißen Klima Steine schleppend oder Tage lang im Wasser stehend fauer genug ihr Brot verdienen müssen. Es ist außer Zweifel, daß ein einzelner Mann, welcher auf eigene Rechnung in den kleinen Seitenbächlein dieses goldreichen Districts arbeiten würde, ein gutes

Stück Geld verdienen könnte; aber da für den grössten Theil des Districts die Concessionen für lange Jahre hinaus vergeben sind, ist dazu keine Gelegenheit geboten; nur am »Maheine-Bächlein« bei Las Quebradas sah ich einzelne Goldwäscher für eigene Rechnung arbeiten. Ohne dafs die *auri sacra fames* mich im geringsten ergriffen hätte, machte es mir doch einmal Spafs, die Goldkörner am Boden herumliegen zu sehen: von einem starken, unter hohem Drucke stehenden Wasserstrahl ausgewaschen, bleiben dieselben auf dem Grunde der Abflussrinnen liegen, während die kleineren Gesteinstückchen mit dem Wasser weggeschwemmt und die gröfseren Blöcke von den Arbeitern weggetragen werden; man schöpft darauf die Goldplättchen mit Löffeln auf und zieht den mit dem Erdreich fortgeschwemmten Goldstaub mit Quecksilber aus. — Diese Goldwäscherei ist seit einer Reihe von Jahren in sehr lohnendem Betriebe, während mehrere andere grofse Unternehmungen trotz des hohen Goldgehaltes der Schwemmerde wegen technischer Schwierigkeiten oder unvortheilhafter Anlage nach grofsen Verlusten wieder aufgegeben werden musten.

Eine Sehenswürdigkeit in der Umgebung von Las Quebradas sind nebst den Goldwäschereien die ziemlich bedeutenden Reste altindianischer Ansiedelungen, welche bisher ganz unbeachtet geblieben zu sein scheinen. Ausser zahlreichen Tumuli (hier *Calpules* genannt) ist besonders eine eigenartige Siedlungsform bemerkenswerth, welche vielleicht religiösen Zwecken gedient haben mag. Es ist dies ein System von ganz oder theilweise umwallten, rechteckigen Hofräumen, welche fast durchweg verschiedene Höhenlage besitzen. Die dieselben unter einander und nach ausen abschließenden Umwallungen sind mit treppenförmig aufsteigender Steinverkleidung versehen; einzelne längliche Umwallungstheile ragen basteienartig über die übrige Umwallung hervor. Die Stufen der Steinverkleidung sind von verschiedener Höhe und Breite und erweitern sich an manchen Stellen zu langen, dem ganzen Verlauf einer Umwallung folgenden, mehrere Meter breiten Terrassen. Im grössten dieser Hofräume (*plazas*) ist gegenwärtig der Friedhof des Dorfes eingerichtet, welcher gleichzeitig mit seinem üppigen Graspolster als Pferdeweide Verwendung findet.

Als ich am 4. April wieder aufbrach, um meine Wanderung ans Meer fortzusetzen, änderte sich zu meinem großen Bedauern das bisher so günstige Wetter gänzlich. Von jeher war mir Jupiter Pluvius feindselig gesinnt gewesen, und als er nun sah, daß ich bereits den größten Theil der Reise im Sonnenscheine zurückgelegt hatte, ergrimmte er sehr und sandte mir für die letzten Tage meiner Wanderung die schlimmsten Regengüsse. Es war dies um so unangenehmer, als gerade auf diesem Pfade das Unkraut so sehr über den Weg gewachsen war, daß man unterwegs ununterbrochen mit dem Gesichte und dem ganzen Körper die Regentropfen von den nassen Zweigen abstreifte. Im Regen wanderten wir die ganze Strecke bis zur Pafshöhe (320 m) zwischen Tenadores und Santo Tomas, wo endlich das Wetter und damit auch unsere recht trübselig gewordene Stimmung sich aufklärte, und als sich nun vollends an manchen Stellen ein freier Blick darbot, begrüßten wir mit hellem Jubel das weite blaue Meer und seine vielgestaltigen, von Bergen und Felsen begrenzten Gestade. In der fröhlichsten Stimmung vollendeten wir das kurze Stückchen Weges, das uns noch fehlte, und zogen gegen Abend des 6. April in dem hübschen Städtchen Santo Tomas ein, welches an einer tiefen Bucht des Meerbusens von Amatique, inmitten grünender Bananenpflanzungen, überragt von hohen Gebirgen, ungemein freundlich gelegen ist.

Die kühnen Erwartungen, welche man bei der Entdeckung dieses schönen Hafens (1604) hegte, indem man von hier aus eine Handelsstraße nach der Fonsecabay anlegen und den spanischen Südfeehandel auf diesen Weg zu lenken beabsichtigte, sind niemals verwirklicht worden. Auch die directen Handelsstraßen von Santo Tomas nach Guatemala wurden noch im Anfange des 17. Jahrhunderts verlassen und die Rhede von Santo Tomas darauf fast nur noch aufgesucht, um die Waaren von den großen Seeschiffen auf kleine Barken zu verladen und sie auf dem Wasserwege nach dem Golfo Dulce (See von Yzabal) zu senden. Auch heutzutage ist Santo Tomas, obwohl Freihafen, ein stiller Ort, und wenn etwa die längst projectirte interoceanische Eisenbahn Guatemalas zur Vollendung gelangen sollte oder der vor Kurzem in Arbeit genommene Canal von der Bahia Graciosa zum Motaguaflusse ausgeführt werden sollte — woran Kenner der hiesigen

Verhältniſſe ſehr ſtark zweifeln —, ſo würde der geringe Waarenverkehr, welcher von hier aus nach dem Hinterlande ausgeht, völlig abgelenkt werden. Aber auch dann würde voraussichtlich der ziemlich eifrig betriebene Bananenbau dem Orte eine gewiſſe beſcheidene Zukunft ſichern, wie denn auch dieſer genannte Culturzweig heutzutage faſt ſeine ganze wirthſchaftliche Bedeutung ausmacht. Ausnehmend gering iſt der Perſonenverkehr, weſhalb auch keinerlei Hôtel, ſelbſt nicht der beſcheidenſten Art, beſteht. Ich ſah mich daher genöthigt, im Waarenhauſe eines Kaufmanns Unterkunft zu ſuchen. Was kümmerte es mich? Ich ſchlieſ dort ebenſo gut, als irgendwo ſonſt, und lange ſollte mein Aufenthalt in Santo Tomas auch nicht dauern; bald ſchwellten ſich die Segel der Barke, welche mich nach Livingſton bringen ſollte — die erſte Strecke der Heimreiſe.

Reise durch die Cockscomb Mountains (Honduras *).

Durch das Innere von Britisch-Honduras ziehen sich, in den Grenzgebieten Guatemalas beginnend, die Cockscomb Mountains hin, eine breite, allmählich aufsteigende Bodenwelle, aus welcher das fließende Wasser Thäler und Schluchten, steile Hügel und mehr oder minder bedeutende Bergzüge herausgemeißelt hat **). Aus der Ferne gesehen, bieten diese eigenthümlichen Bergformen, unter denen kaum da und dort einmal ein einzelner Gipfel sich bestimmt und scharf abhebt, einen merkwürdigen Anblick, da trotz der großen Zahl einzelner Erhebungen doch die Kammlinie (wenigstens im Süden) äußerst einfach verläuft. Längst hatte dieses Gebirge meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und als ich mich im April 1891 in Livingston aufhielt, beschloß ich, einen Ausflug in die Cockscomb Mountains zu unternehmen. Ich miethete ein Segelschiffchen, das mich mit meinen drei indianischen Trägern wohlbehalten nach Punta gorda brachte; ohne mich in dem fauberen, aber wenig bedeutenden Orte länger aufzuhalten, als zur Ergänzung meiner Vorräthe nothwendig war, brach ich am nächsten Morgen (den 13. April) unverzüglich auf und wanderte den fernen Bergen zu. Eine kurze Strecke führte mich mein Weg der Meeresküste entlang, dann ging es landeinwärts an mehreren großen Zuckerpflanzungen vorbei, deren Gebäude, inmitten der grünenden Zuckerrohrfelder am Fusse isolirter Hügel gelegen, einen gar freundlichen Anblick gewährten, und um die Mittagszeit, als die Sonne ihre sengenden Strahlen nahezu senkrecht auf den Wandersmann niederzufenden begann, nahm mich

*) cf. Globus, Bd. 61 (1892), S. 209—212.

**) Erst die östlichsten Ausläufer des Gebirgszuges erheben sich in wohl-individualisirten Gipfeln zu ansehnlicher Höhe.

der dunkle Schatten des Waldes auf, welchen ich mit Ausnahme sehr spärlicher Lichtungen auf der ganzen Reise durch die Cockscomb Mountains nicht wieder verlassen sollte. Gewaltige Wälder bedecken die Küstenebene und das Gebirge von Britisch-Honduras, Wälder von Laubholzbäumen, unter deren mächtigen Kronen zahllose schlanke Palmen sich erheben, während dichtes Unterholz das Erdreich bedeckt und schlingende Gewächse an Busch und Baum emporranken, nicht selten finden sich auch wilde (oder verwilderte?) Cacaobäume in diesen Wäldern und ich verlor gar manche Viertelstunde auf meiner Wanderung, da meine Träger allenthalben, wo sie Cacaofrüchte entdeckten, Halt zu machen pflegten, die Bäume erkletterten und abernteten. Dann und wann kam uns auch jagdbares Wild zu Gesicht und es gelang meinen Indianern auf dieser Reise einmal, ein junges Wildschwein (Jabali) zu erbeuten, welches sie im Laufe einholten und mit den Händen erwürgten. Abgesehen von derartigen kleinen Vorkommnissen aber war die ganze Wanderung von Punta gorda bis Cajabon, dem ersten Dorfe der Alta Verapaz, ungemein eintönig, da menschliche Ansiedelungen in diesen Gegenden äußerst spärlich sind und demgemäß auch der Verkehr auf diesen Wegen ein schwacher ist.

Nachdem wir die mehrere Meilen breite Küstenebene durchquert hatten, erreichten wir am Nachmittag des 14. April auf einer der ersten Anhöhen der Cockscomb Mountains das Dorf San Antonio Nuevo (115 m), wo wir bis zum nächsten Morgen verweilten. Die Bevölkerung dieses Dorfes besteht ausschließlich aus Indianern, welche einen Mayadialekt als Muttersprache reden; auch die Kenntniss der Kekchisprache ist fast allgemein verbreitet und manche Indianer sind auch des Spanischen mächtig. Die verschiedenartigen Gesichtstypen der Bewohner verrathen alsbald, daß die Bevölkerung aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt sein müsse, und die Vorgeschichte des Dorfes und seiner Bewohner weist klar und deutlich die Zuwanderung und Assimilation von Kekchiindianern zum herrschenden Maya Stamme nach, wie wir im Folgenden zeigen wollen.

Im Südosten des Departamento Petén liegt das Dorf San Luis, früher eines der volkreichsten von Nordguatemala. Als um die Mitte der siebziger Jahre eine Blatternepidemie ausbrach,

welche eine sehr bedeutende Zahl von Todesfällen zur Folge hatte, wanderten viele Indianer, eingeschüchtert durch die große Sterblichkeit, in andere Dörfer des Petén aus, so daß außer den wenigen Ladinos des Dorfes nur noch eine geringe Anzahl von Mayafamilien in San Luis zurückblieb. Der Zuzug etlicher Kekchifamilien aus Cajabon und San Pedro Carchá füllte die entstandene Lücke einigermaßen aus und nach wenigen Jahren war die Mayasprache bereits wieder allgemein herrschend, während die Kekchisprache fast nur noch im Verkehre nach außen, z. B. mit durchreisenden Kekchiindianern, gesprochen wurde. Bald aber trat eine neue Aenderung im Stande der Bevölkerung von San Luis ein: im Jahre 1883 begannen etliche Indianer, überdrüssig der Arbeit, zu welcher sie durch die guatemalteckische Obrigkeit nach den Bestimmungen der bestehenden Gesetze (gegen Bezahlung) verpflichtet wurden, ins Gebiet von Britisch-Honduras auszuwandern, da dort keine derartigen Gesetzesbestimmungen gelten und die Indianer lediglich zur Bezahlung der festgesetzten Steuern verbunden sind. Sie gründeten ein Dorf (San Antonio), welches unter ähnlichen Verhältnissen stand, wie ihr Heimatsdorf San Luis, auf einem Bergrücken von ähnlicher Höhenlage, Oberflächenform und geologischer Beschaffenheit, inmitten von Urwäldern, welche denselben Vegetationscharakter, dieselben Gewächse aufweisen, wie die Wälder ihrer ursprünglichen Heimath. Die Bevölkerung von San Antonio erhielt bald neuen Zuzug aus San Luis, indem andere Indianer mit ihren Familien dem Beispiele der ersten Auswanderer folgten, theils aus demselben Grunde wie diese, theils aber auch in der Absicht, sich eingegangenen Verpflichtungen gegen Privatpersonen zu entziehen. Es ist nämlich in Guatemala Gebrauch, den Arbeitern Geldvorschüsse zu gewähren, welche diese durch ihre Arbeit zurückzuerstatten haben. Da aber in Britisch-Honduras keine persönliche Haftpflicht besteht, so entfliehen nicht selten aus den Grenzgebieten Guatemalas die Schuldner auf britisches Gebiet, wo sie sich sicher vor Auslieferung und gerichtlicher Verfolgung fühlen können. Nicht lange sollten die Bewohner von San Antonio im ruhigen Besitze ihres Dorfes bleiben, vielmehr mußten sie im Jahre 1890 auf Betreiben der britischen Behörden ihre Wohnsitze tiefer ins Innere der Colonie verlegen; am 6. Juni 1890

wurde die englische Flagge in »San Antonio Nuevo« gehißt und im Februar 1891 siedelten die letzten Bewohner von »San Antonio Viejo« in ihre neue Heimath über. Ein Vergleich zwischen den Naturverhältnissen des alten und neuen Dorfes spricht zu Ungunsten des letzteren und ich entnahm aus den Bemerkungen der Indianer, daß sie die Ueberfiedelung keineswegs freiwillig unternahmen. Die Verlegung des Dorfes San Antonio geschah aus politischen Rücksichten; denn die Grenzlinie von Guatemala und Britisch-Honduras ist nicht in ihrem ganzen Verlaufe durch Grenzpfähle festgelegt, so daß es zweifelhaft sein konnte, ob San Antonio Viejo wirklich innerhalb des britischen Gebiets liege oder aber noch in Guatemala, wie die Guatemaltekos behaupteten. Die Verlegung des Dorfes nach dem jetzigen Platze war daher ganz angezeigt, um allen politischen Zwistigkeiten vorzubeugen, welche aus dieser Frage hätten entstehen können.

San Antonio Nuevo bot zur Zeit meines Besuches noch einen ziemlich ungastlichen Eindruck: Das Fehlen aller Fruchtbäume und Culturgewächse, welche sonst in der Umgebung der Indianerhütten allgemein zu finden sind, die frisch gerodeten Lichtungen, die neu errichteten Gebäulichkeiten, der Mangel grünender Fruchtfelder und Fluren in der Umgebung ließen den Anblick dieses Dorfes minder freundlich erscheinen, als solche indianische Niederlassungen für gewöhnlich sind. Immerhin aber sind die Bewohner bereits mit allem Nöthigen versehen und auf dem Rücken des Hügels stehen auch schon das Rathhaus und die Kirche, welche sich durch ihre Größe von den übrigen Gebäuden auszeichnen. Währenddem aber eine Bank und ein Tisch das gesammte Mobiliar des Rathhauses ausmachen, ist die Kirche weit reicher ausgestattet und weist außer zahlreichen Heiligenfiguren drei gute alte Kirchenglocken auf, in deren Besitz das Dorf auf nicht ganz gesetzliche Weise vor Kurzem gekommen ist. Eines schönen Tages erschienen die Männer von San Antonio urplötzlich um die Mittagszeit in ihrem ehemaligen Heimathsdorfe San Luis, eilten schnurstracks auf die Kirche zu, drangen mit Hülfe von Leitern in dieselbe ein, holten das hölzerne Standbild des heiligen Ludwig und die Glocken der Kirche und kehrten mit ihrem Raube nach Hause zurück, ohne Widerstand zu finden, da die Bewohner von San Luis um jene Tages-

stunde in ihren Maisfeldern beschäftigt waren und auch der Comisionado politico des Bezirks sich zufällig nicht im Dorfe befand. Die Leute von San Luis waren begreiflicherweise sehr erboht über dieses Ereigniß, schickten sich aber mit stoischer Ruhe in das Geschehene, kauften neue Glocken und eine neue Heiligenfigur, schöner und besser, als sie zuvor besessen hatten und ließen die Leute von San Antonio in ungestörtem Besitze ihres Raubes.

Nachdem ich die Kirche von San Antonio Nuevo mit ihren Sehenswürdigkeiten besichtigt und in einige Wohnhäuser eingetreten war, um mir die Einrichtung derselben zu betrachten, setzte ich am nächsten Morgen mit meinen drei indianischen Trägern meine Reise fort; die erste Nacht brachte ich in einer der noch wohlerhaltenen Hütten von San Antonio Viejo (290 m) zu, die folgenden in meinem Zelte, das wir irgendwo an einer geeigneten Stelle des Waldes aufschlugen; der Weg führte bergauf, bergab über zahlreiche Flüsse und Bäche, immer aber im Schatten des Urwaldes dahin; die Berge waren von geringer Höhe, aber zahlreich und wiesen ziemlich steile Böschungen auf, so daß die Wanderung im Allgemeinen doch ziemlich anstrengend war.

Am Vormittag des 18. April kam ich in San Luis (415 m) an, wo ich mich (zur Ergänzung der Lebensmittel) eine Zeitlang aufhalten mußte. San Luis ist gegenwärtig ein unbedeutendes Dorf, dessen Häuser auf dem Rücken und an den Hängen eines aus Thonschiefern und Kalkbänken zusammengesetzten Hügels zerstreut liegen. Die gesammte indianische Bevölkerung (es leben im Dorfe noch zwei guatemalteckische Beamte und zwei Mexikaner, welche als politische Flüchtlinge dorthin gekommen sind, als die einzigen Mischlinge) besteht gegenwärtig mit Ausnahme einer einzigen Mayafamilie aus Kekchiindianern; es ist bemerkenswerth, wie rasch dergleichen ethnographische Veränderungen hier zu Lande vor sich gehen, Veränderungen, welche binnen weniger Jahrzehnte bedeutame Verschiebungen der Sprach- und Stammesgrenzen zur Folge haben. Wennschon übrigens zur Zeit die Kekchisprache in San Luis herrschend geworden ist, so ist doch auch die Kenntniß des früher gebräuchlichen Mayadialekts noch vielfach verbreitet und in manchen Sitten und Gebräuchen spricht

sich der Mayaeinfluss noch deutlich aus, wie ich namentlich bei Gelegenheit einer Trauung wahrnehmen konnte, da ich nach dem Civiltrauacte mit dem Comisionado politico des Dorfes in das Haus des Brautpaares eintrat und eine Weile als Gast der häuslichen Feier beiwohnte. Da San Luis kein Pfarrdorf ist, fand keine kirchliche Trauung statt, dieselbe wird aber nachträglich gehalten werden, wenn der Pfarrer von Petén das Dorf besucht, was alle Jahr einmal geschieht. Es ist dies jedesmal ein großes Fest für die guten Dorfbewohner, denn die Indianer haben trotz (oder wegen?) der sehr dürftigen Kenntnisse, welche sie vom christlichen Glauben haben, sehr viel Sinn für jede Art religiöser Ceremonien; sie haben vor denselben ebenso viele Ehrfurcht als vor ihren Heiligenbildern, welche heutzutage bei ihnen dieselbe Rolle zu spielen scheinen, wie die Götzenbilder in der heidnischen Vorzeit.

Am 20. April setzte ich meine Reise fort und heimwärts ging es mit beschleunigten Schritten, allzeit im Schatten des Urwaldes. Der Weg, den wir in den nächsten Tagen gingen, dürfte im großen Ganzen mit der Marschrouten zusammenfallen, welcher Ferdinand Cortez mit seinem Heere auf seinem berühmten Zuge nach Honduras beim Durchwandern dieser Gegenden (Östern 1525) gefolgt sein mag. Freilich ist aus der Beschreibung des Cortez*) von dem ganzen Wege von Tobasco bis Nito am Golfe von Amatique nur die Inselstadt Flores mit Sicherheit wieder zu erkennen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß Cortez vom See von Petén aus in südöstlicher Richtung weiter marschirte, in der Gegend von San Luis das Gebirge überschritt, und nach dem (bei Hochwasser sehr schwierigen) Uebergange über den Cancuén (Rio S. Ysabel) wieder südostwärts weiterzog. Er überschritt den Rio Sarstoon, welcher damals — wenigstens in seinem Unterlaufe — Yasa (wohl Yaxha, d. h. »Grünes Wasser«) hieß, mit Hülfe von Nachen und erreichte nach mühseliger Gebirgswanderung in der Nähe von Livingston den Rio Dulce, von wo aus er in Bälde in Nito, dem Endziel seines Zuges, eintraf.

Daß der Weg, welcher heutzutage von San Luis aus südwärts über das Gebirge führt, schon zur Zeit des Cortez bestan-

*) P. Gayancos, *Cartas y Relaciones de Hernan Cortéz al Emperador Carlos V.* Paris 1868.

den habe und von diesem großen Heerführer begangen wurde, möchte ich nicht behaupten. Dagegen scheint es mir in Anbetracht der topographischen Verhältnisse wahrscheinlich, daß Cortez' Weg im Wesentlichen dieselbe Richtung einhielt und dieselben Gegenden durchzog, wie denn auch seine Beschreibung sehr wohl auf die physischen Naturverhältnisse des gegenwärtigen Weges paßt. Die Schilderung ist von kraftvoller Einfachheit und großer Wahrheit; eine Uebertreibung läge (sofern Cortez wirklich denselben Weg gemacht haben sollte) einzig und allein darin, daß die Wegstrecke, welche durch die wasserleeren felsigen Kalkgebirge führt, bedeutend kürzer ist, als Cortez angiebt; im Uebrigen aber kann der eigenthümliche Naturcharakter dieses Gebietes kaum anschaulicher geschildert werden, als es der spanische Heerführer in seinem Berichte an Kaiser Karl V. gethan hat. Auf Jeden, der diese Wegstrecke aus eigener Anschauung kennt, übt die Erzählung von dem furchtbaren Marsch des spanischen Heeres durch diese riesigen schweigenden Bergwälder eine ergreifende Wirkung aus. Allein das Regenwasser, das bei Nacht von den Blätterhüttchen niederträufelte, rettete das Heer vor dem Verfmachten; Schlangen, Eidechsen und allerhand ekelhafte Thiere wurden verzehrt und die Früchte einer Palme (zweifellos der Corozopalme — *Atalea Cohune* —, welche dort sehr häufig ist und deren Frucht ganz angenehm schmeckt) bildeten ein Hauptnahrungsmittel der hungernden Soldaten. Und zu alledem kamen noch die Strapazen eines rauhen steinigen Pfades, auf welchem das Heer nur langsam vorwärts kam. Die Steigungen sind allerdings sehr unbedeutend, aber die gewaltigen Felsköpfe, welche mit senkrechten und nicht selten überhängenden kahlen Steilwänden rechts und links vom Wege aufsteigen, lassen einige Male kaum so viel Raum, daß der schmale Fußpfad sich zwischen denselben durchwinden kann, und die Beschaffenheit des Weges ist durch das rauhe Gestein, das allenthalben zu Tage tritt, sowie durch herabgestürzte Felsblöcke oder -platten und durch die mannigfachen Hindernisse, welche die Vegetation darbietet, so ungastlich, daß man wohl begreift, unter welch unfählichen Leiden das hungernde und dürstende Heer des Cortez die Wildniss durchzog.

Als ich auf meiner Reise durch dieses eigenartige Felsen-

gebirge kam, begegnete mir ($1\frac{1}{2}$ Tagereisen von San Luis entfernt) das Mißgeschick, meine indianischen Träger aus dem Gesichte zu verlieren, vom Wege abzukommen und mich in dem Labyrinth wilder gigantischer Felsenkegel zu verirren. Da mein Rufen ungehört an den Felswänden verhallte, schoß ich einige Revolverschüsse ab, um meine Begleiter aufmerksam zu machen, und wartete geduldig, bis dieselben kommen würden, mich zu suchen. Ich überlegte dabei die zweifelhaften Ausichten, welche ich trotz Compafs und Buschmesser haben würde, wenn es gelte, allein aus diesen Bergen und Wäldern herauszufinden und zu der nächsten menschlichen Ansiedelung (San Luis) zu gelangen. Aber ich konnte ja ruhig sein, denn meine Indianer waren durchaus zuverlässige Leute, treu wie Gold, und wirklich trafen dieselben auch nach kurzer Zeit ein, um mich abzuholen.

Im Uebrigen verlief die Reise ohne Störung, dann und wann hatten wir freilich unter Wassermangel zu leiden und eines schönen Tages waren wir fast ganz ohne Wasser und unsere einzige Hoffnung bestand darin, in der Höhle von Chilom, einer Art Hungerbrunnen, Wasser anzutreffen. Unsere Hoffnung täuschte uns nicht, wir krochen in die Höhle hinein bis zu einem lothrechten Schlund, banden die Laterne an eine lange Stange, um die Stelle einigermaßen zu beleuchten, und warfen unsere metallenen Kochkesselchen hinunter, welche in der That (in 4 m Tiefe) Wasser antrafen. Den Cancuënfluß durchwateten wir ohne Schwierigkeit, da die langanhaltende Trockenheit seine Wassermassen stark vermindert hatte; andere Flüsse, welche wir zu überschreiten hatten, waren mit Brücken, d. h. einfachen Baumstämmen, über welche man hinwegbalanciren muß, versehen und am sechsten Wandertage um die Mittagszeit bekamen wir auch wieder die ersten Lichtungen und die ersten menschlichen Ansiedlungen zu Gesicht; am 27. April trafen wir in sinkender Nacht in Cajobon ein und zwei Tage später befand ich mich bereits wieder in Coban, um von den Anstrengungen der Reise auszu-ruhen.

Mit Freude begrüßte ich das offene Feld, mit Freude Dorf und Stadt und die mannigfachen Pflanzungen und Culturen, welche mein Auge erblickte; alles schien mir schöner und besser als zuvor, und es kam mir vor, als ob selbst die Sonne freund-

licher und heller schien als sonst; mit Luft sog meine Brust die kühlere, reinere Luft des hoch gelegenen Ortes ein, und meine Seele fühlte sich freier und leichter — denn so reich der Weg durch die Urwälder von San Luis auch an Naturschönheiten aller Art, herrlichen Pflanzengruppen, schönen klaren Flüssen, prächtigen Felsgruppen und interessanten Höhlen sein mag, so wirkt doch das tiefe Schweigen der Wälder, das Dunkel des endlosen Blätterdoms, der Mangel jeglicher Lichtung und menschlicher Ansiedlung drückend auf das Gemüth des einsamen Wanderers und erfüllt es mit melancholischen Gedanken. Und wenn man endlich den Urwald verläßt und ins freie Feld tritt, so ist es, als ob der helle Sonnenstrahl wie erlösend auch in das Herz des Wanderers fiele und es wieder zu neuer Freude und fröhlicherem Empfinden erweckte.

Eine Reife ins Petén*).

So oft ich von den Bergen der Alta Verapaz einen freien Ausblick nach Norden gewann, wo das gewaltige Tiefland des Petén weithin sich ausdehnte, bis der Blick sich im Unendlichen verlor, wurde der Wunsch in meinem Herzen rege, dorthin zu wandern und die merkwürdige, wenig bekannte Gegend, den äußersten Norden der Republik Guatemala, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Immer aber gab es irgend welches Hindernis, welches mich an der Ausführung dieses Planes hinderte, und erst im Juni des Jahres 1891 gelang es mir, die längst geplante Reife zu verwirklichen. Am 3. des genannten Monats brach ich von Cobán (1320 m) auf; durch wohlbevölkerte und wohlbebaute, im Schmucke keimender Maisfelder und tiefgrüner Kaffeepflanzungen prangende Gegenden, durch Wald und Flur ritt ich meines Weges und kam am Abend desselben Tages in Setal an, welches am Tualflusse in etwa 730 m Meereshöhe liegt. Es waren nahezu zwei Jahre verflossen, seitdem ich das letzte Mal an diesem Orte geweilt hatte, und mit Staunen gewahrte ich die Veränderung, welche hier in der Zwischenzeit vor sich gegangen war: wo sich damals wirrer Buschwald und etwa da und dort Maisfelder zeigten, standen nun wohlgeordnet in Reih und Glied Tausende junger Kaffeebäumchen mit grünendem Laub und schneeweissen jungfräulichen Blüthen — ein Anblick, welcher geeignet ist, das Herz des Menschen zu erfreuen, und auch in mir ein Gefühl der lebhaftesten Befriedigung erweckte.

Nachdem ich einen Tag in der angenehmsten Weise in traulichem Verkehre mit meinem lieben Freunde und Studien-

* *) cf. Beilage (Nr. 219) zur Allgemeinen Zeitung (München) 1892. Nr. 261, S. 4—6.

genossen Dr. Meyerowitz in Setal verbracht hatte, setzte ich am 5. Juni meine Reise fort, diesmal zu Fuß und in Begleitung von drei indianischen Trägern. In Chibut, wo ich mein erstes Nachtquartier bezog, war für mich die Annehmlichkeit geboten, nochmals in einer guten Hütte zu wohnen und mich spanisch unterhalten zu können, während in den nächsten Tagen aller Verkehr nur durch Indianisch vermittelt wurde, da keiner meiner Begleiter Spanisch verstand.

In Chibut entspringt (320 m) zwischen übermoosten Felsen hervorquellend ein ansehnlicher Fluß, welcher nach einem Laufe von wenigen Kilometern Länge wieder in der Erde verschwindet, um in unterirdischem Laufe eine Gebirgskette zu durchwandern und jenseits derselben als Chajmayic wieder ans Tageslicht zu kommen. Aber auch der Chajmayic bleibt nur eine vergleichsweise kurze Strecke an der Oberfläche der Erde, dann taucht er gleichfalls in den Schoß der Berge und kommt nördlich von einem ansehnlichen Gebirgszuge im Tieflande wieder zum Vorschein, um in Verbindung mit dem San Simon und Chajchinic den Rio de la Pasion zu bilden. Der Fluß hat es gut; durch kühle schattige Grotten und Höhlen, durch hochgewölbte Felsendome und tropfsteingeschmückte Gänge nimmt er seinen Weg im Inneren der Berge und genießt vielleicht gar die angenehme Gesellschaft niedlicher Nixen mit grünen Augen und goldenem Haar; was weiß ich, welch reizende Abenteuer der Fluß da unten in der Unterwelt erlebt. Ich armes Menschenkind aber mußte im profaischen Sonnenlicht und tropischer Hitze auf steinigem Pfade über den Rücken der Berge wegklettern, und hatte ich eine Kette glücklich überwunden, so folgte alsbald eine zweite und dritte; es schien kein Ende nehmen zu wollen. Schwere Schweißtropfen perlten von meiner Stirne und nahmen mit besonderer Vorliebe ihren Weg über meine Brille; der treue Diener des Auges versagte seine Dienste, und die schlimme Natur benutzte die günstigen Umstände, um mir da und dort einen Schabernack zu spielen. Ganz besonders schien es dabei auf meine Kopfbedeckung abgesehen zu sein, und für einen unbetheiligten Zuschauer wäre es gewiß recht heiter gewesen, mit anzusehen, wie mannigfach der Kampf der Objecte gegen den wackeren Hüter meines Hauptes geführt wurde. Derselbe,

ein Tropenhelm Wismann'scher Construction, wehrte sich tapfer und schien unempfindlich gegen die Stöße der quer über den Weg liegenden Baumstämme und gegen die Stiche der Dornen zu sein. Wie aber Achilles an der Ferse, Siegfried am Schulterblatte verletzbar war, so zeigte auch der Wismannhelm eine empfindliche Stelle: die Ventilationsöffnung. Ich mochte die Schraube zudrehen, so weit es nur ging, immer fanden sich auf dem schmalen, verwachsenen Fußspfade wieder Zweige oder Dornen, welche sich in der Oeffnung fingen, mir den Hut vom Kopfe wegangelten und mich so zu einem unfreiwilligen Grufse an die einsamen Urwälder nöthigte. Solche kleine Neckereien der Mutter Natur dürfen den Wandersmann nicht verdriessen: Geduld ist die erste Erforderniß bei dergleichen Urwaldwanderungen; so manche Unbequemlichkeit, manches kleine Mißgeschick kommt einem in die Quere, mit ein wenig Geduld wird Alles überwunden, und wenn auch Führer und Träger allzu langsam gehen — man darf sie nicht zu sehr zur Eile antreiben, denn der Weg ist oft schwer zu sehen, und ist er einmal verloren, so können Stunden eifrigen Suchens nothwendig sein, ihn wieder zu finden. Auch darf man seine in urwaldbedeckten Bergen zurückgelegten Wegstrecken nicht mit Marschleistungen auf deutschen Landstraßen vergleichen, denn es kommt oft vor, daß man den ganzen Tag redlich gewandert ist und müde sein Nachtlager auffucht, obgleich kaum mehr als 8 oder 10 km Weg (Luftlinie) zurückgelegt wurden. Und wer solche Reisen zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen unternimmt und heimgekehrt den Erfolg derselben betrachtet, wie so klein und unbedeutend derselbe ist im Vergleich mit dem Aufwande an Zeit und Kraft, der möchte dann wohl fast den Muth verlieren und sich vornehmen, nie wieder solche undankbare Studienreisen zu unternehmen. Ich habe auch schon so gedacht und bin doch wieder in meine lieb gewordenen Wälder gegangen, wie so manches Mal, so auch jetzt.

Der Empfang, den sie mir bereiteten, war jedoch nicht sehr gastlich (wie ich schon oben angedeutet habe), denn ich kann mich nicht erinnern, jemals einen so schlechten Weg in der Verapaz gegangen zu sein. Die Bergketten, die ich zu überschreiten hatte, waren zwar nicht hoch [der höchste Punkt

zwischen Chibut und dem Rio Chajmayic betrug 650 m, die höchste Pafshöhe zwischen dem Chajmayic (170 m) und dem Rio San Simon (150 m) zeigte 500 m], aber die Böschungen waren sehr steil, der Weg sehr schwach begangen und zumeist sehr steinig; das Schlimmste aber war der Wassermangel, welcher in diesen Kalkbergen sich fühlbar machte und in mir manche sehnfüchtige Erinnerungen an die ehrwürdigen Hallen des Münchener Hofbräuhauses und den angestammten Tisch in der »Capelle« des Hackerbräu wachrief. *Tempi passati!* Jetzt war ich auch zufrieden, wenn ich am Wege in einer vertrockneten Bachrinne einen Wassertümpel antraf und Kaffee oder nach Landesfite gekochtes Wasser, mit geröstetem Maismehl versetzt, zu trinken bekam. Die Berge zwischen Chajmayic und San Simon sind vollständig unbewohnt, weshalb wir mehrere Male im Walde unser Nachtlager aufschlagen mußten. Da das Wetter meist günstig war und ich außerdem, durch frühere Erfahrungen klug geworden, ein Zelt mitgenommen hatte, so war damit keine besondere Unannehmlichkeit für mich verbunden; ja, wenn ich so behaglich in meiner Hängematte schaukelte und Cacao, nach indianischer Sitte aus einer hölzernen Schale (Guacal), zu mir nahm, während der Mondstrahl da und dort verstoßen zwischen den dunkeln Riesenbäumen durchblickte, erschien mir das Alles recht schön und gut und ich sumnte dann wohl manchmal das bekannte Lied:

»Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne« u. f. w.

vor mich hin, obgleich ich mir — vom Aeußeren abgesehen — gar nicht räuberhaft vorkam. Einmal ging bei Nacht, als wir im Walde campirten, ein heftiger Regen nieder; allein das Zelt, in welches auch die Indianer flüchteten, bot genügenden Schutz und gleichzeitig rettete uns der Regenschauer aus einer augenblicklichen Wassernoth, indem wir mit allerhand Gefäßen — nach berühmtem Muster — das Abwasser des Zeltdaches auffingen. So hatte Cortez in der östlichen Fortsetzung dieses Gebirges auf seinem berühmten Zuge nach Honduras (1525) sich und sein Heer vor dem Verschmachten bewahrt.

In touristischer Hinsicht war ich recht befriedigt von diesem Theile meiner Reise. Von landschaftlich schönen Ausblicken

kann ich allerdings nicht berichten, denn der Wald verhindert jeden freieren Blick. Ich erstieg zwar einmal einen steilen Felsenkopf am Wege und erkletterte dann einen auf dem Gipfel befindlichen Baum; aber auch so gewann ich nur beschränkte Einzelansichten, welche kaum eine Orientirung gestatteten. Aber in anderer Hinsicht gewährt der Weg gar manches schöne Bild; insbesondere sind es die prächtigen Pflanzengruppen und Felspartien, welche in wechselvoller Verbindung die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich lenken. Den schönsten Anblick nach dieser Richtung hin gewährt ohne Zweifel die Stelle, wo der ansehnliche San Simonfluß, welcher, wie viele andere Flüsse der nördlichen Alta Verapaz, stellenweise unterirdisch fließt, in mehreren mächtigen Quellen aus dunklen Felsenthoren wieder ans Tageslicht tritt.

Jenseits des Rio San Simon wird die Gegend flacher, da und dort treffen wir kleine indianische Dörfchen an; die Wege sind hier besser und stark begangen, und in früher Nachmittagsstunde langten wir am 11. Juni in der Monteria (Holzfällerei) Porvenir am Rio Chajchinic (ca. 140 m) an, wo ich mich einzuschiffen gedachte. Zwei meiner indianischen Träger kehrten nach Hause zurück, während der dritte mich auf der Weiterreise zu begleiten versprach.

Es war ein günstiger Zufall, daß schon wenige Tage nach meiner Ankunft ein Boot abgehen sollte; es wäre ebenso gut möglich gewesen, daß ich wochenlang hätte warten müssen, denn der Verkehr auf dem Rio de la Pasion (indianisch Caucuén genannt) ist ein äußerst geringer, da die ganze Nachbarschaft desselben, wie seiner Zuflüsse, weit hinauf gänzlich unbewohnt ist, wenn man von den Holzfällereien abieht. Die gesammte Holzindustrie dieser weiten Gebiete liegt in den Händen des Hauses Jamet & Sastré, welches an verschiedenen Punkten des Usumacinta und seiner Quell- und Nebenflüsse im Petén Holzfällereien errichtet hat. Es werden fast ausschließlich Mahagonibäume, und zwar solche von beträchtlicher Größe, gefällt; Farbholz und andere Nutzhölzer werden nicht verwerthet. Die gefällten Mahagonibäume werden an Ort und Stelle rechtwinkelig beschlagen, wobei gewisse Längserstreckungen durch Abstufungen hervorgehoben werden. Man bahnt darauf Wege mit zahlreichen Seitenwegen

durch den Wald, schleift die Stämme, deren Vorderende an eine Art Schlitten (»Lagarto«) gekettet wird, durch Ochsengeßpann zu den nächsten Bächen oder Flüssen und läßt sie, wohl markirt mit Jahreszahl und Firma, stromabwärts treiben, bis sie in Tenosique (Tabasco) aufgefangen und zu Flößen verbunden werden, um so nach dem Verschiffungshafen Laguna de Terminos weiter zu gelangen.

Durch Empfehlungsbriefe eingeführt, fand ich im Herrenhause der Monteria Porvenir gastfreundliche Aufnahme. Vom Luxus der Stadt wird dort wenig verspürt: das Herrenhaus ist eine große mit Palmblättern gedeckte Holzhütte, deren Wände durch Rohrstäbe gebildet sind; die Hausgeräthe (fast durchweg aus Mahagoniholz hergestellt) sind roh gezimmert, Thüren und Gefimse in patriarchalischer Einfachheit mit der Axt aus Mahagoniblöcken herausgehauen; die Küche war einfach und ländlich, manche in Deutschland als selbstverständlich angesehene Bequemlichkeiten fehlten gänzlich und dennoch fühlte ich mich dort wohler und behaglicher als im feinsten europäischen Hôtel. Das liebenswürdige Entgegenkommen meines Wirthes, so manche kleine, aber angenehm empfundene Rücksicht ließen mich dorten bald heimisch fühlen, das eigenartige Leben und Treiben in dieser Holzfäller-Colonie gewährte mir mancherlei Anregung und so verfloßen mir die Tage meines Aufenthalts in sehr angenehmer Weise.

Am 15. Juni verließ ich den gastlichen Ort, um meine Reise flussabwärts fortzusetzen. Ein großes Ruderboot, mit drei Leuten bemannt, ging nach dem Paso Tanahi ab, um in La Libertad Lebensmittel und andere Gegenstände für den Bedarf der Holzfällerei abzuholen. In der Mitte des Ruderboots wurde mittelst eines leichten Holzgerüsts und eines wasserdichten Tuches eine Art Zelt errichtet, welches mir für die Dauer der Reise als Aufenthaltsort dienen sollte. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, brach ich nach herzlichem Abschiede von meinem Gastfreunde auf und fort ging es, den Rio de la Pasion hinunter, unserm fernen Ziele zu.

Es war eine schöne Fahrt; vom trefflichsten Wetter begünstigt, fuhren wir dahin, durch die gewaltigen Wälder, welche diese ganze Landschaft bedecken; üppige Vegetation schmückt

allenthalben die Ufer und blätterreiche Zweige und Lianen hängen zu beiden Seiten bis ins Wasser hernieder, so daß man oft weithin kein Erdreich zu Gesicht bekommt; da und dort ragen riesige Mahagoni- und Ceibabäume hervor und auf allen Seiten erblickt man Corozopalmen, deren gewaltige Fiederblätter sich scharf von dem dunkleren Grunde des herrschenden kleineren Laubwerks abheben, während anderwärts blühende Bäume und Sträucher, oder blumengeschmückte Guirlanden von Schlingpflanzen das Vegetationsbild farbenreicher gestalten. Die beginnende Regenzeit hatte durch ihren Einfluss auf die Vegetation und den Wasserreichthum des Flusses die landschaftliche Schönheit seiner Ufer noch gehoben. Dann und wann treten auch kleine Hügelzüge an den Fluß heran, der nun zwischen Felsen und steilen Hängen in rascherem Laufe, zuweilen kleine Stromschnellen bildend, der nahen Ebene zueilt. In zahllosen Windungen von wechselfoller Gestaltung strömt der Rio de la Pasion dahin, nimmt da und dort ansehnliche Zuflüsse auf und wird, je länger wir seinem Laufe folgen, desto mächtiger und majestätischer: während ich am Zusammenflusse des Chajmayic und Chajchinic die Breite des Flusses auf 20 bis 30 m schätzte, dürfte sie am Paso real, wo wir in einen Nebenfluß (Rio Subin) einbogen, gegen 100 m betragen.

Obgleich menschliche Ansiedelungen nur äußerst selten die Einsamkeit der Gelände unterbrechen, ermüdete mein Auge doch niemals am Anblicke der stillen, waldbedeckten Ufer. Fünf Tage lang währte diese Wasserfahrt; bei geeigneter Zeitausnutzung hätten wir sie leicht in drei Tagen zurücklegen können, allein da mir die Fahrt wohlgefiel, wollte ich die Bootsleute nicht zu größerer Eile antreiben. Diese Reise war in der That sehr angenehm zu nennen, wozu die landschaftlichen Schönheiten der Ufer, die Gunst der Witterung, der Mangel von Mosquitos in dieser Jahreszeit, sowie manche kleine Bequemlichkeit, welche ich mir verschaffen konnte, das Ihrige beitrugen. Wenn ich von Annehmlichkeiten der Reise spreche, so braucht man übrigens nicht gleich an eine Rheinfahrt auf dem Salondampfer zu denken. Die Hitze in den frühen Nachmittagsstunden war im Zelte des Bootes, das mir zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen diente, fast noch drückender, als außerhalb desselben, und bei Nacht,

wo ich in demselben Zelte auf dem Bretterboden des Schiffchens schlief, kühlte sich die Temperatur darin auch bedeutend langsamer ab. Manche Bequemlichkeit verschaffte mir mein indianischer Diener: wenn das Boot anlegte und wir an Land gingen, machte er alsbald meine Hängematte zurecht, bereitete das Essen und dergleichen mehr, ohne dafs ich ein Wort zu verlieren brauchte, als derselbe aber am dritten Tage der Fahrt durch eine Wunde am Fusse erkrankte, hörte dieses alles auf; vielmehr mußte ich nun selbst kochen, nicht nur für mich, sondern auch für ihn; auch mußte ich nun selbst meine Leibwäsche waschen, was mir — nach meiner milden Beurtheilung — ziemlich gut gelang; die Brandflecken und Löcher, welche ich bei Ausübung meiner Kochkunst den Taschentüchern zugefügt hatte, konnte ich durch Waschen allerdings nicht entfernen, ebenso wenig wie alte Säureflecken, welche bisher allen Waschkunststücken deutscher und indianischer Wäscherinnen standhaft getrotzt haben.

Viele angenehme Abwechslung und Unterhaltung schafften mir die Bootsleute, welche immer munter und guter Dinge mit kindlichen Spielen und heiteren Scherzen, mit fröhlichem Geplauder und Liebesliedern ihre Arbeit begleiteten. Zudem unterbrachen manche kleine Vorkommnisse die Einförmigkeit des Tages: dann und wann bekamen wir schwimmende oder sich sonnende Alligatoren in Sicht, das Spiel der Fische und Iguanas, der Gefang und das Gefieder der Vögel zogen die Aufmerksamkeit auf sich; bei günstiger Gelegenheit betrieben die Bootsleute auch Fischfang und Jagd und bereicherten unseren Küchenvorrath außer mit mehreren Fischen mit drei Fasanen und zwei Wildschweinen.

Am angenehmsten war ohne Zweifel die Fahrt in den späten kühlen Abendstunden, wenn die Sonne untergegangen war und das Boot zwischen den nachtdunkeln Gewächsen der Ufer auf dem im Mondscheine erglänzenden Flusse ruhig dahinglitt; leider hatte ich nicht volle Mufse, diese schönen Augenblicke ganz zu genießen, denn ich fafs mit Compafs, Uhr und Bleistift im Boote, um bei Laternenschein den Verlauf der einzelnen Windungen aufzuzeichnen. Der Flusslauf ist zwar vor Jahren von mexikanischen Ingenieuren aufgenommen worden; da aber die Aufnahme aus politischen Rücksichten bisher nicht veröffentlicht wurde,

wollte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Lauf des Flusses wenigstens in groben Umrissen festzulegen.

Als ich am 20. Juni am Paso Tanahi des Rio Subin ankam, stand ich allein da; mein indianischer Begleiter war von Paso real aus heimgekehrt, um seine Wunde auszuheilen, und damit waren alle meine Reisepläne mit einem Schlage durchkreuzt. Ein günstiger Zufall aber wollte mir wohl: als ich am Paso Tanahi ankam, waren gerade Saumthiere und Saumthiertreiber anwesend, welche mein Gepäck mitnahmen, während ich mit den Bootsleuten zu Fuß nach La Libertad ging. Es befindet sich hier eine Niederlassung des Hauses Jamet & Sastré, welche die Geschäftsleitung über die Holzfällereien des Petén innehat; der Chef dieser Filiale, Don Felipe Palenque, empfing mich in der liebenswürdigsten Weise, und so genieße ich denn seither die mit großer Herzlichkeit angebotene Gastfreundschaft desselben.

La Libertad (indianisch Sacluc) (170 m) ist ein von Mischlingen bewohntes, offenes Dorf, inmitten einer weiten Savane. Kein Fluß oder Bach fließt in der Nähe vorbei; Vieh und Pferde werden zu benachbarten Wassertümpeln zur Tränke geführt, während eine Anzahl tiefer Ziehbrunnen die menschliche Bevölkerung mit Wasser versorgt. Viehzucht ist neben Maisbau und Bohnencultur fast die einzige landwirthschaftliche Beschäftigung der Bewohner; in den Gärten des Dorfes sieht man auch wohl etliche tropische Fruchtbäume angepflanzt, ohne daß auf deren Pflege besondere Sorgfalt verwendet würde. Der Marktplatz und die Straßen des Dorfes sind still und öde, vom Rasen überwuchert; einsam und verlassen ist auch die Umgebung der Ortschaft. Meilenweit nach allen Richtungen hin ist die Landschaft unbebaut und unbewohnt, und der Wanderer, der durch diese Gegenden streift, kann sich eines melancholischen Gefühles kaum erwehren. Er findet allenthalben weite, von vereinzelt Baumgruppen und Palmen belebte, grasbewachsene Ebenen, aus welchen waldbedeckte Hügelzüge wie Inseln hervorragen. Da die Regenzeit bereits mit Macht eingesetzt hat, so bietet dieser Wiesen-teppich einen recht angenehmen Anblick dar durch sein frisches Grün und die mannichfaltigen Blumen, deren Farben und Formen eine bescheidene Abwechslung in der Erscheinung der Grasflächen hervorrufen. Da und dort trifft man auch mehr

oder weniger ausgedehnte rundliche Wassertümpel an, und es läßt sich nicht läugnen, daß diese Teiche der Landschaft einen eigenthümlichen Reiz verleihen, insbesondere wenn, wie dies meist der Fall ist, einige grössere Bäume die Ufer schmücken und weidende Viehheerden eine freundliche Staffage bilden.

Zu diesen stillen Wasserteichen führen mich gewöhnlich meine Spaziergänge, welche ich tagtäglich zu unternehmen pflege; für Ausflüge zu den grossen Seen der Savanen ist leider die Jahreszeit nicht günstig, da seit meiner Ankunft in La Libertad fast jeden Abend heftige Gewitterschauer niedergehen und die Wege dadurch rasch in schlechten Zustand versetzt worden sind; zudem bin ich durch den Mangel eines eigenen Dieners oder eines eigenen Reitthieres so ziemlich an die Scholle gebunden. So verbringe ich denn die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes vorzugsweise mit Plaudern und Lesen und warte geduldig, bis sich mir eine günstige Gelegenheit darbietet, auf einem neuen Wege nach Coban zurückzukehren.

Heimkehr vom Petén.

Lange, lange Tage hatte ich im gastfreundlichen Hause in La Libertad auf eine Gelegenheit geharrt, entweder über Flores und Belize, oder auf dem Usumacinta und Chixoy nach Coban abreisen zu können und allmählich begann ich zu forgen, ob überhaupt in Bälde sich die Möglichkeit der Heimkehr bieten würde; denn der Landweg nach Coban war in Folge der heftigen Gewitterregen zum grossen Theil und vermuthlich auf längere Zeit überschwemmt, so dafs dieser directe Weg eigentlich für mich verschlossen war. Als daher mein Freund Don Felipe Palenque mir vorschlug, mit einem seiner Holzvermesser nach den Holzfällereien des Usumacinta und von dort bei Gelegenheit nach den Salinen der neun Berge zu fahren, so war ich alsbald damit einverstanden, denn von den genannten Salzwerken war es ja nicht mehr weit nach meiner Adoptivheimath. Ich liess daher den Plan einer Reise nach dem Peténsee*) fallen und richtete mich auf die baldige Abreise ein.

Am 1. Juli 1891 verliess ich in Begleitung des Holzvermessers »Don Porfirio Diaz« das freundliche Dorf und fort gings durch die weiten Savanen dem Walde zu. War bis dahin der Weg recht gut gewesen, so wurde er nunmehr alsbald abscheulich; grosse Strecken waren überschwemmt und bis zum Bauche im Wasser stehend watete mein Maulthier, mit den Füsen vorsichtig nach den dann und wann auf dem Boden liegenden Baumstämmen

*) Erst viel später, 1894, hatte ich dann Gelegenheit, diesen schönen See und das ungemein malerisch auf einer Insel liegende Städtchen Flores, die Hauptstadt des Departamento Petén, kennen zu lernen.

taftend, durch die Waffertümpel, um erst auf festem Boden wieder eine schnellere Gangart anzuschlagen. Mein Begleiter, welcher mit dem Wege vertraut war, war vorausgeritten und einsam durchzog ich nun die gewaltigen Wälder, bis ich nach mehrstündigem Ritte den Einschiffungsort, Pafo Tanahi, erreichte, von wo aus wir uns nach kurzem Imbiss in das von drei Ruderern bemannte Boot »La Flecha« (»der Pfeil«) begaben. Es war ein gutes schnelles Boot, das seinem Namen Ehre machte, leider aber war es zu klein, als daß mein Begleiter und ich bequem unter dem Zeltdache Platz gefunden hätten, und so mußte ich denn stunden- und tagelang mit krämpfigen Gliedern auf engbeschränktem Platze sitzen. Ich merkte bald, daß es nun vorbei war mit den vernügnungsreichen Fahrten, welche ich bisher auf den Strömen des Petén gemacht hatte, denn die inzwischen eingetretene Regenzeit ist ein Feind des Reisenden und bringt ihm viele Unannehmlichkeiten mit. Hunderte von Mosquitos schwärmten nun durch unser Boot und plagten uns den lieben langen Tag, und in den Nächten konnte mein müdes Auge kaum den ersehnten Schlaf finden, da ich mich unvorsichtiger Weise ohne Mosquitonetz in diese Gegenden gewagt hatte, wo während der Regenzeit Milliarden kleiner geflügelter Satane an den Ufern der Flüsse oder im feuchtwarmen Dunkel des Waldes auf den arglosen Wanderer harren. War mir auf der Herfahrt allezeit Sonnenschein beschieden gewesen, so wurden wir nunmehr dann und wann von heftigen Regengüssen heimgesucht, und in der Nacht des zweiten Juli machten wir, unter dem Zeltdache des Bootes zusammengekauert, ein Gewitter mit, desgleichen ich noch niemals zuvor erlebt hatte. Furchtbar krachte und rollte der Donner, der Wind fuhr durch die riesigen Baumwipfel der Wälder mit lautem Getöse und grelle Blitze erleuchteten für Momente taghell die nachtgraue Umgebung, so daß man wenigstens für Augenblicke die Ufer des Flusses erkennen konnte. Sonst war aber die Nacht so finster, daß der Bootsführer zuletzt nicht mehr sicher wußte, ob er stromab- oder stromaufwärts fahre, denn in der finsternen Nacht hätte er auf dem träge dahinfließenden breiten Strome (Rio de la Pasion) an einer der zahlreichen scharfen Windungen leicht eine allzu scharfe Wendung machen und dadurch wieder umkehren können. Sorgenvoll ruderten deshalb

die Bootsleute triefend vor Nässe im strömenden Regen weiter und begrüßten mit lautem Jubel das einsame Licht von Plancha de Piedra, wo wir nach Mitternacht ankamen und gastliche Aufnahme fanden.

Wenn übrigens das Reisen nun recht beschwerlich war, so war ich doch der besten Hoffnung und vollauf befriedigt; denn die Schönheit der Landschaft, insbesondere der herrlichen Vegetation, vermochte kein Unwetter zu vernichten und zudem hatte ich das Glück gehabt, von der Holzfällerei La Union aus, eine der wenigen noch bestehenden Ansiedelungen der heidnischen Lacandon (am See von Izan) besuchen zu können (2. Juli 1891). Mit Freude und Genugthuung begrüßte ich auch am 3. Juli den hoch angeschwollenen, Schaum, Bimsstein und Baumstämme dahervälzenden Rio Chixoy, welcher sich mit dem trägen Passionsflusse zum Ufumacinta vereinigt und pfeilschnell fuhren wir nun inmitten der Hauptströmung des letztgenannten mächtigen Stromes abwärts, an der Mündung des Lacantun vorbei, zur Holzfällerei Constancia. Der Chef derselben, Don Joaquin Cetina, welcher mir in der Folge ein lieber Freund geworden ist, empfing uns in zuvorkommendster Weise und bald fühlte ich mich heimisch in seinem Hause, wo ich eine hübsche kleine Bibliothek vorfand. Welch ein Glück, daß ich hier etwas zu lesen fand, denn die projectirten geologischen Studien waren durch die hoch angeschwollenen Flüsse und durch ausgedehnte Ueberschwemmungen unmöglich gemacht; in dem Dickicht des nahen Waldes hörten bald alle Wege auf und so wäre ich denn auf das Haus angewiesen gewesen, auch wenn nicht fast täglich der wolkenbedeckte Himmel uns mit reichlichem Regen bedacht hätte. Mein Aufenthalt in der Constancia sollte nur wenige Tage dauern, während welcher Don Porfirio auf einer benachbarten Holzfällerei Holz messen sollte; Fiebererkrankungen der dortigen Beamten hielten ihn aber viel länger, als vermuthet, auf und ungeduldig harrend stand ich indeß alle Tage am Ufer des Ufumacinta, von Stunde zu Stunde nach dem erwähnten Boote auspähend. Vergebens, ich war gefangen! vor mir der gewaltige reisende Strom, hinter mir der pfadlose Urwald, um mich her einige armfelige blättergedeckte Holzhütten; ich kam mir vor wie ein Vogel, der zwar sich der Freiheit erfreut, dem aber

die Schwingen gelähmt sind. Zu all dem kam noch, daß mein Freund Don Joaquin, ebenso wie mehrere andere Angestellte der Holzfällerei, an Fieber erkrankten; mehrere kleine Kinder starben an Fieber, die Stimmung war allgemein eine gedrückte und mit Sehnen gedachte ich der Heimkehr, welche mich aus der etwas unheimlichen, ungesunden Gegend nach der schönen gesunden Alta Verapaz bringen sollte. Wenn ich es freilich mit ansah, wie die Holzarbeiter manchmal bis zur Brust im Wasser standen, wenn sie die bearbeiteten Mahagonistämme durch die überschwemmten Niederungen zum Flusse brachten, so konnte ich mich allerdings über das heftige Auftreten von Malaria-Erkrankungen nicht wundern und staunte nur, daß sich immer wieder Leute finden, welche diese zwar lohnende, aber höchst anstrengende und ungesunde Beschäftigung wählen.

Die Arbeiter der Holzfällereien sind größtentheils zusammengelaufenes Gefindel, das nur durch eine eiserne Zucht zusammengehalten werden kann und bei der weiten Entfernung von allen Dörfern, von jeglicher staatlicher Behörde ist der Chef der Holzfällerei ganz auf sich selbst angewiesen; er ist ein kleiner König in seinem Bereiche, er ist oberster Richter und Verwaltungsbeamter, er ist Arzt und Anwalt, er bindet und löst die (wilden) Ehen, welche auf einer Holzfällerei geschlossen werden; er wacht darüber, daß die Arbeiter von ihren Frauen zur Zeit den nöthigen Mundvorrath erhalten und theilt ihnen die entsprechenden Rohmaterialien aus; er wacht auch über Ordnung und Sittlichkeit und straft mit Strenge schwerere Vergehen. Ich habe es selbst miterlebt, wie in der Constancia ein Arbeiter durchgepeitscht und dann an die Kette gelegt wurde, weil er sich weigerte, zur Arbeit zu gehen.

Am 17. Juli erschien endlich Don Porfirio wieder auf der Bildfläche und mit heller Freude begrüßte ich die »Flecha«, als sie vor der Constancia anlegte, um mich wieder aufzunehmen und stromabwärts zu bringen. Die Fahrt ging hier durch eine schöne waldige Thalschlucht, an deren Ende wir pfeilschnell durch eine ansehnliche Stromschnelle schossen; dann ging die Fahrt wieder ruhiger im flachen Lande dahin, bis wir in der Holzfällerei Desempeño anlangten, wo wir wieder einen mehrtägigen Aufenthalt hatten. Dann machten wir den schönen Ausflug nach den

Ruinen von Menché Tinamit (Lorillard City), welcher mir zeitlebens in angenehmer Erinnerung bleiben wird: waren es doch nächst Quiriguá die ersten gröfseren indianischen Ruinen, welche ich zu Gesicht bekam, und mit Staunen und Bewunderung betrachtete ich die maſſigen Tempel und Bauwerke mit ihren eigenartigen Innengemächern und fauber ausgeführten, vortreflich erhaltenen Basreliefs. Schweigſam wölbt ſich über dieſen ernſten Zeugen einer untergegangenen Cultur der gewaltige Blätterdom des Urwaldes; Sträucher und Bäume wachſen aus den Ritzen der Bauwerke hervor; in ſchlanker graciöſer Linie ſchlingen ſich Lianen zu den Gipfeln der Bäume empor oder umſchlingen in freundlicher Umarmung die kalten Steinbauten, deren Fuß prächtige Palmen entſprieſſen; es iſt ein eigenartiger Gegenſatz zwiſchen der geſtaltenvollen Schönheit der lebendigen Pflanzenwelt und den ſteifen Linien der menſchlichen Bauwerke, eine melancholiſche Ruhe breitet ſich über das ganze Bild; nichts rührt ſich in dem gewaltigen Walde, und nur wenn man ins Innere der Gemächer eindringt, fliegen flatternd ganze Schaaren von Fledermäufen dem unerwarteten Eindringling entgegen. Weiſſ Gott, hier iſt ein Ort zum Träumen, zum Sinnen und Nachdenken über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen und doch wirkt die Schönheit und Lebensfülle der Pflanzenwelt wie tröstend und verfühnend, wenn die Betrachtung der Ruinenſtätten trübe Gedanken erweckt.

Nur ſchwer trennte ich mich von dem herrlichen Stück Erde, und doch freute ich mich, als nun das Boot ſtomaufwärts fuhr, denn es ging nun ja der Heimath zu und nach kurzem Aufenthalte in den Holzfällereien Defempeño und Conſtancia verlieſſen wir am 30. Juli Conſtancia, um nach den Salinen der neun Berge zu fahren. Wir hatten an Stelle der leichten »Flecha« ein gröfseres Boot nehmen müſſen, da Don Porfirio Salz zurückbringen ſollte, und kamen deshalb noch langſamer voran, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. So raſch nämlich in der Regenzeit die Thalfahrt vor ſich geht, ſo langſam geht dagegen die Bergfahrt; mit Rudern kann man gegen die Strömung nicht ankämpfen, und ſo fährt man denn an dem Ufer hin, welches gerade die ſchwächſte Strömung zeigt; dabei wird das Boot mittelſt ſehr langer Ruder durch Abſtoſſen vom Grunde oder

an den am Ufer stehenden Bäumen fortgeschoben; wenn nun im Verlaufe der Windungen die Strömung auf einer Seite zu stark wird, so setzt man an das andere Ufer über, wobei begreiflicher Weise bei der Stärke der Strömung und der Breite des Flusses wieder eine ansehnliche Strecke Weges verloren wird. Wenn das große Boot unsere Fahrt auch verlangsamte, so hatte es doch den Vortheil, daß Don Porfirio und ich nun sehr bequem Platz neben einander unter dem Zeltdache hatten, und da ich mir im Desempeño ein Mosquitonetz hatte anfertigen lassen können, so reiste ich nun mit weit mehr Bequemlichkeit als zuvor. Wenn ich aber auch des Nachts Ruhe vor diesen Plagegeistern hatte, so konnten sie mich bei Tage um so mehr quälen, da sie jetzt in viel größerer Zahl ins Boot kamen, als vorher bei der Thalfahrt, wo wir in der Mitte des breiten Stromes gefahren waren. Bald stellte sich aber noch eine neue Unannehmlichkeit heraus: wir bemerkten nach den ersten Tagen nach unserer Abreise, daß wir nicht genügend verproviantirt waren, und da ein Versuch, in Plancha die Vorräthe zu ergänzen, fehl schlug, so mußten wir eben unsere Mahlzeiten einschränken und mit knurrendem Magen saßen wir nun Tag für Tag im Boote, das uns langsam unserem Ziele näher brachte.

Als Proviant für die Bootfahrten benutzt man trockenes Fleisch, Reis, schwarze Bohnen und Totoposte (getrocknete Maiskuchen, welche Monate lang aufbewahrt werden können und geröstet recht wohlschmeckend sind). Fleisch war uns längst ausgegangen, von Reis und Bohnen hatten wir noch einen beschränkten Vorrath, Totoposte war in genügender Menge vorhanden. Früh Morgens um 4 Uhr pflegten wir Kaffee zu trinken und uns einige Totopostes zu rösten. Mittags gegen 12 Uhr tranken wir etwas Pofol (d. h. kaltes Wasser mit Maisteig vermischt) und gegen Abend hielten wir unsere Hauptmahlzeit ab, welche abwechselungsweise — neben Totoposte — aus Reis oder aus gekochten schwarzen Bohnen bestand. Ich bewundere noch jetzt die Bootslleute, welche bei dieser spärlichen Kost den lieben langen Tag, ohne Ruhepause, ihrer schweren Arbeit nachgingen. Obgleich ich selbst keinerlei Arbeit zu thun hatte, fühlte ich doch oft nagenden Hunger und sehnte mich, offen gestanden, nach den Fleischtöpfen Cobans. Ich schmeichle mir, weder ver-

wöhnt, noch weichlich, noch auch besonders materiell gesinnt zu sein, und doch merkte ich hier sehr wohl, wie viel beim Menschen vom materiellen Wohlbefinden abhängt, und wie Unrecht man thut, diesem Umstande so wenig Bedeutung beizumessen. Der Reisende, welcher die Wildnisse unter Entbehrungen und Mühsalen durchzogen hat, beschreibt diese hernach oft in humoristischer Weise, da er in der Erinnerung sich oft schämt, von materiellen Einflüssen so sehr beeinträchtigt worden zu sein, und deshalb vielfach die ganze Sache in einem Anfluge von Selbstsatyre ins Lächerliche zieht.

Da der Unterlauf des Rio Chixoy ganz unbewohnt ist, so schliefen wir des Nachts gewöhnlich irgendwo im Walde am Ufer des Flusses, oder auch in den verlassenen Hütten von Holzfällereien, welche vor noch nicht zu langer Zeit von ihrem damaligen Ort nach anderen, noch nicht ausgebeuteten Gebieten verlegt worden waren.

Am 6. August erreichten wir die erste menschliche Ansiedlung am Chixoy: S. Elena, wo wir bei einem Neger Unterkunft fanden und zum ersten Male seit langer Zeit wieder einmal in Früchten (Bananen) schwelgen konnten; am nächsten Abend (7. August) hatten wir sogar in der kleinen Ansiedlung El Limon das Glück, je ein Spiegelei vorgesetzt zu bekommen, und als wir zwei Tage später in den Salinen der neun Berge ein wirkliches gebackenes Huhn verspeisen durften, da schien es mir, als ob ich mein Leben lang noch niemals so außerordentlich gut gegessen hätte.

Sonst aber ward mir in den Salinen keine gute Kunde: mein Bruder hatte mir einige Indianer entgegen geschickt, um mich und mein Gepäck abzuholen; da ihnen aber allmählich die Mundvorräthe ausgingen, so waren sie gerade am Tage vor meiner Ankunft heimgegangen und ich stand nun einsam und verlassen da. Der Verwalter der Salinen bot mir aber freundlicher Weise einen Indianer als Führer an, und so konnte ich, mit spärlichem Mundvorrathe versehen, am folgenden Morgen (10. August) den Heimweg antreten. Der Weg führte durch prachtvolle Urwälder dahin und bot keinerlei Schwierigkeiten, da es glücklicher Weise kurz vorher wenig geregnet hatte, und der Weg daher nicht überschwemmt war. Die Bäche und Flüsse waren allerdings stark

angeschwollen, aber auf hinübergelegten Baumstämmen als improvisirten Brücken waren sie verhältnißmäßig leicht zu überschreiten. Dagegen regnete es alle Tage mit großer Regelmäßigkeit, und da ich meinen Mantel dem Indianer als Schutzhülle für mein Gepäck gegeben hatte, so wurde ich alle Tage gründlich durchnäßt. Um nun trocken schlafen zu können, wechselte ich Abends die Kleider und schlüpfte am anderen Morgen wieder in meine nassen Kleider, um für die nächste Nacht trockenes Zeug zu haben.

Endlich am Abend des 12. August erreichten wir die Kaffeepflanzung Cubelguitz (300 m), von wo aus ich am nächsten Morgen zu Pferde nach Coban weiter reiste. Wie herrlich erschienen mir die tiefgrünen Kaffeepflanzungen und die ausgedehnten Maisfelder, an welchen mein Weg vorbeiführte, wie freundlich blickte mich das ganze, wohlbebaute Gelände an mit seinen malerisch darin zerstreuten Indianerhütten; wie trefflich erschien mir auch der Reitweg, wie erfrischend, ja fast zu kühl, die Luft nach der Treibhausatmosphäre der letzten Monate. Und wie schön erst war das Wiedersehen mit meinem Bruder, wo ich ganz unerwartet eintraf, als die ganze Familie gerade an wohlbesetztem Tische beim Abendessen war! Man glaubt es nicht, wie angenehm nach einem Aufenthalte in der Wildnis europäische Cultur, und vor Allem der Zauber des Familienlebens berührt und wie behaglich sich nach der Arbeit und den erlittenen Entbehrungen im heimatlichen Hause ruhen läßt.

Die Vulkane der Republik Guatemala*).

(Hierzu Karte Nr. 1.)

Vulkan von Ipala 1630m.

Häufig hatten mich auf meinen Wanderungen in verschiedenen Gebieten Guatemalas die schönen Gestalten der zahlreichen Vulkane zu einem Besuche herausgefordert und je länger es anstand, ehe ich dem Wunsche meines Herzens Folge leisten konnte, desto stärker wurde auch meine Sehnsucht, diese herrlichen Berge näher kennen zu lernen; als ich im Januar 1892 auf einer Reise im südöstlichen Guatemala in die Nähe eines Vulkans kam, beschloß ich daher alsbald, denselben aufzusuchen.

Der Vulkan von Ipala, welchem mein Besuch galt, ist ein verhältnismässig niedriger Berg, welcher sich inmitten einer keffelförmig gestalteten Hochebene von etwa 800m mittlerer Höhe erhebt und (nach meiner barometrischen Bestimmung) eine Höhe von 1630m erreicht. Trotzdem bietet der Berg eine sehr imposante Erscheinung durch die Schönheit der Form und seinen massigen Bau; den mächtigen Krater nimmt ein sehr regelmäßiger ovaler See ein, dessen Längsachse etwa 1 km misst. Die Hänge des Berges sind stellenweise mit spärlichem Baumwuchs (meist Fichten) bewachsen, im Uebrigen aber abgeholzt und als Pferdeweide benutzt, da und dort auch trotz der Steilheit der Hänge dem Maisbau gewidmet. Die Umwallung des Kraters nehmen schöne Eichenbestände mit mächtigen Baumriesen ein.

Wir befinden uns hier im Inneren der Republik Guatemala; die von den Meeren kommenden Luftströmungen, bereits früher des größten Theiles ihrer Feuchtigkeit beraubt, bringen hier

*) cf. Globus Bd. 64 (1893), S. 1—5 und 27—31.

nur wenig Niederschläge hervor und ermöglichen nur auf den Bergkämmen und an günstig gelegenen Hängen zusammenhängende Wälder, während in den tiefer liegenden Ebenen der Charakter der Vegetation steppenhaft wird. Auch am Fusse des Vulkans von Ipala breitet sich eine Art Strauchsteppe aus, wo zwischen dürrer Dornestrüpp, Cacteen, Crescentia-Bäumen und Grasbüscheln allenthalben das schwarze vulkanische Gestein zu Tage tritt.

Vom Dörfchen Calvario (830 m) aus wanderte ich am 26. Januar 1892 früh Morgens mit einem indianischen Begleiter dem Fusse des Berges zu, wo wir gegen 9 Uhr Morgens ankamen; ohne Weg stiegen wir die steil geneigten Hänge hinan und erreichten gegen 11 Uhr Vormittags den Gipfel des Berges. Die Besteigung war stellenweise etwas mühsam, da auf dieser Seite des Berges wenig festes Gestein ansteht und der grössere Theil des Hanges aus lockerer Asche gebildet ist. Die Vegetation, welche in regenreichen Gegenden Guatemalas wegen ihrer Ueppigkeit dem Bergsteiger hinderlich wird, bietet wenige Hemmnisse, schützt aber auch den Wanderer nicht gegen die Strahlen der Sonne und so hat mich denn die kleine Tour manchen Schweißstropfen gekostet. Wer etwa, wie ich früher einmal, an einem schönen Augusttage um die Mittagszeit den Aschenkegel des Vesuv zu Fuss erstiegen hat, wird sich gut in meine Lage versetzen können.

Die Aussicht, welche sich mir auf dem Gipfel des Berges darbot, war aber so schön und eigenartig, daß ich die Anstrengungen des Anstieges rasch vergaß und lange Zeit in stillem Erstaunen den prächtigen Anblick genoß. Gegen Norden hin allerdings hinderten dichte Wolken, die über den Bergkämmen lagerten, die Aussicht vielfach; um so reiner und schöner war aber der Blick nach West und Süd, wo ein großer Theil von Südguatemala und San Salvador sich zu den Füßen des Beschauers ausdehnt, während von Osten her etliche hohe Bergeshäupter der Republik Honduras herüberwinken. In friedlicher Stille lag die weite Landschaft da, still waren auch die zahlreichen unterirdischen Essen, welche sich in mannigfach geformten, schönen Vulkanbergen verkörpert haben, selbst der ruhelose Izalco im nahen Salvador hatte für ein Weilchen seine Thätigkeit eingestellt,

aber nur für kurze Zeit, dann stiegen wieder mächtige schwarze Rauchwolken aus seinem Schlunde hervor und erinnerten inmitten der herrschenden Ruhe der gesammten Natur an die Gewalten, welche das Innere der Erde beherbergt. Stille aber und lachend blickte aus der Tiefe der große See von Güija herauf, dessen Ausdehnung und schön gestaltete Ufer die Aufmerksamkeit auf sich lenken, und wenn das Auge des Beschauers müde von dem Sonnenglanze sich abwendet, findet es an dem regelmässig gestalteten Kratersee mit seinen träumerisch dunkeln Wassern einen Ruhepunkt, welcher wieder Reize ganz anderer Art in sich birgt und aufs Neue den Beschauer fesselt.

Endlich riss ich mich von dem Zauber los, welchen die prachtvolle Aussicht auf mich ausübte, und trat den Heimweg an. Ich stieg zum Kratersee (1480 m) hinunter, dessen Spiegel sich nur 3 m unterhalb der tiefsten (südwestlichen) Einlenkung der Umwallung ausdehnt, wanderte dann über alte Lavaströme nach dem Dörfchen Monterico (1150 m), erstieg den gleichnamigen parasitischen Vulkankegel (1300 m) und kehrte dann nach Calvario zurück, wo ich Nachts gegen 8 Uhr ankam.

Am nächsten Morgen trat ich darauf den Heimweg nach Coban an, wandte aber häufig meine Augen nach dem schönen Vulkan zurück, der durch seine exponirte Stellung eine Aussicht von so hervorragender Eigenart und Schönheit gewährt, und im Herzen nahm ich mir fest vor, dass meine nächste Reise den gewaltigen Vulkanen gelten sollte, welche in langer Reihe am Südabfalle der Küstencordillieren von Guatemala aufragen.

T a c a n á 3990 m.

Nach langen Unterhandlungen war es mir Anfangs Juni 1892 gelungen, drei Träger für die in Aussicht genommene Reise zu bekommen und am 13. des genannten Monats marschirte ich, wie gewöhnlich zu Fufs, mit denselben von Coban (1320 m) ab, meinem fernen Ziele zu. Die Sommerregenzeit hatte schon mit Macht eingesetzt und verfolgte uns mit fast alltäglich sich wiederholenden Regengüssen; allein da die Indianer in den vorausgegangenen trockenen Monaten ihre Maisfelder zu bestellen pflegen, so hatte ich nicht früher Träger bekommen können.

Am 14. Juni überschritt ich den Rio Chixoy (630 m), erreichte am 15. Juni S. Miguel Uspantan (1800 m), am 20. Juni S. Cruz del Quiché (2020 m), am 23. Juni Huehuetenango (1880 m) und begann darauf die Altos Cuchumatanes (Sierra Madre von Guatemala) hinaufsteigen. Von S. Yfabel (2370 m) aus erblickte ich (am 26. Juni) zum ersten Male auf dieser Reise die prachtvollen Vulkankegel des Tacaná und Tajumulco und begrüßte sie mit lebhafter Freude. Ich hatte den schönen Anblick dieser Berge von früheren Reisen her noch wohl in der Erinnerung und bemerkte daher eine kleine Aenderung sofort, welche sich in dieser Jahreszeit geltend machte: am Nordosthange des Tajumulco zog sich ein langes Schneefeld herunter, im Sonnenschein glänzend, ein Anblick, der mich mit eigenthümlichen Gefühlen erfüllte, denn seit meiner Abreise von Europa (1888) hatte ich nie mehr Schnee gesehen!

Rasch rückten wir von S. Yfabel unserm Ziele näher. Ueber einen Pafs von 2550 m Höhe wanderten wir nach S. Pedro Necta (1550 m), überschritten bei Trapichillo den Rio Saleguá in 1150 m Höhe, dann gings über eine ungemein steile Bergkette der Sierra Madre (Pafshöhe 2910 m) nach Cuilco (1210 m), über das Dörfchen Carizal (2330 m) und den Canivalfluß (1340 m) nach Teatitan (2180 m), und in früher Morgenstunde erblickten wir am nächsten Tage von der nahen Pafshöhe aus (2480 m) die Stadt Tacaná und ein gut Stück weiter im Hintergrunde den riesigen Kegel des Tacaná in einsamer Gröfse, da die Höhenzüge der Küstencordilleren seinen Nebenbuhler verdeckten. Gegen Norden und Nordosten fällt die Profillinie ungebrochen und steil in ein tiefes Thal ab, während gegen Südosten ein sanfter geneigter Grat mit mehreren Abfätzen sich gegen die Küstencordilleren hin erstreckt.

Kurz nach 10 Uhr Vormittags hatten wir das Städtchen Tacaná (2380 m) erreicht, wo wir bis zum nächsten Morgen verblieben, um uns zu verproviantiren und einen Führer zu engagiren. Beides gelang uns, freilich in nicht sehr zufriedenstellender Weise, und in der Morgendämmerung des 1. Juli verliesen wir mit unserem Führer, einem Soldaten, die Stadt. Unser Weg stieg anfangs sanft an und führte uns zunächst durch Wiesen, deren riesige Grasbüschel meine Verwunderung erweckten. Indem wir höher aufsteigen, nimmt die Landschaft immer mehr alpinen

Charakter an. Wir kommen (oberhalb 2700 m) an steiler geneigte, mit Felsblöcken übersäete Hänge, welche niedriger Rasen mit Moosen und kleinen Blumen bedeckte; dann nimmt den Wanderer lichter Hochwald auf, dessen Bestände sich zum gröfseren Theil aus langnadeligen Kiefern, zum kleineren aus Tannen und etlichen wenigen Laubbäumen zusammensetzen; Vaccineengebüsch oder niedriger Rasen bedeckt den Boden im Schatten des Waldes. In 3290 m Höhe erreichten wir den Kamm eines im Halbkreise um den Vulkan herumstreichenden Grats und stiegen nun zu der Einlenkung ab, in welcher die letzte menschliche Wohnstätte (Haciendita 3000 m) sich befindet. Es sind einige malerische zerstreute Indianerhütten inmitten von Pferde- und Schafweiden, Kartoffel- und Weizenfeldern. Ehe wir noch die Hütten von Haciendita erreichten, war unser famoser Führer spurlos verschwunden; ich war im Grunde genommen froh, den lästigen, lügenhaften Menschen los zu sein und machte mich mit meinen Indianern daran, eine Unterkunft zu suchen. Da aber die dort wohnenden Indianer kein Wort Spanisch und wir kein Wort ihrer (Mam-) Sprache verstanden, so war guter Rath theuer und wir quartirten uns eben, ohne zu fragen, in einer armfeligen Schafhütte ein, wo wir wenigstens Schutz vor dem bald ausbrechenden Unwetter fanden. Den gröfsten Theil des Nachmittags und der Nacht dauerte das Unwetter fort; bald gesellte sich auch heftiger Wind hinzu und dieser mag nebst der verdünnten Luft Schuld daran getragen haben, dafs ich in dieser Nacht, sowie beim Anstiege am nächsten Morgen etwas an Athembeschwerden litt; es ist dies das einzige Mal, dafs ich Spuren der Höhenkrankheit an mir bemerkte; bei den späteren Vulkanbesteigungen habe ich nichts mehr davon verspürt, da sich mein Organismus bereits besser dem veränderten Luftdruck angepafst hatte.

Als ich am Morgen des 2. Juli erwachte, brach gerade der Tag an und so rasch als möglich beendete ich meine Vorbereitungen, um in Begleitung eines meiner indianischen Träger den Vulkankegel zu ersteigen. Ich zählte hier wie bei allen folgenden Bergreifen die Zahl der Schritte, nahm mit dem Compafs den jeweiligen Richtungswinkel auf und zeichnete dies alles nebst der entsprechenden Höhengcote (die ich meinem Aneroid entnahm) auf, um an der Hand dieser Aufzeichnungen bei der Heim-

kehr wieder den richtigen Weg finden zu können, eine Methode, die sich auf meinen Reisen aufs Beste bewährte und mich manchmal vor dem Fehlgehen im Nebel bewahrt hat. Ich hatte zwar einen meiner Kekchi-Indianer bei mir und ich möchte nicht verfäumen, dem ausgezeichneten Ortsinn und der scharfen Beobachtungsgabe meiner indianischen Begleiter die vollste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Wie oft war ich schon mit denselben im Urwalde umhergegangen und stets hatten sie mich, da sie beim Hinwege sich gewisse Merkmale einprägten, z. B. wie spielend einige Zweige oder Blätter abknickten oder dergleichen, mit untrüglicher Sicherheit denselben Weg zurückgeführt! Aber das war in den regenfeuchten Wäldern ihrer Heimath gewesen. Auf hohe Berge waren sie noch niemals gekommen; dort bot die spärlichere Vegetation minder gute Anhaltspunkte und zudem herrscht in solchen Höhenlagen häufig genug dichter Nebel, welcher die besten Merkmale dem Auge zu entziehen vermag. Auf Nebel aber mußten wir uns bei allen künftigen Bergreifen gefaßt machen, denn wenn auch fast alle Tage in prächtiger Klarheit anbrachen, so pflegten doch mit außerordentlicher Regelmäßigkeit gegen 9 Uhr Vormittags dichte Wolken aus den Thälern aufzusteigen und die Berge einzuhüllen; in den frühen Nachmittagsstunden pflegte dann der Regen einzusetzen, um in der ersten Hälfte der Nacht wieder aufzuhören und für kurze Zeit schönem Wetter Platz zu machen.

Unter solchen Umständen hielt ich es für gerathen, mich bei meinen Vulkanbesteigungen nur auf mich allein zu verlassen und ich freute mich, meine früher gesammelten Erfahrungen wieder einmal praktisch verwerthen zu können. Die Bergreifen, welche ich in den Alpen gemacht, gehören zwar durchaus nicht zu den schwierigeren; da ich sie aber meist ohne Führer, grofsentheils auch allein unternommen hatte, so habe ich mir doch eine gewisse Sicherheit im Wegefinden und Unabhängigkeit von fremder Hülfe erworben, was mir hier zu Lande schon oft zu Gute gekommen ist. Ich weifs wohl, dafs in deutschen Touristenkreisen das führerlose Gehen vielfach scharf verurtheilt wird und für viele Fälle gewifs mit Recht, allein es ist andererseits auch nicht zu leugnen, dafs der Alleingänger gerade deshalb, weil er nur auf seine eigene Kraft gestellt ist und mit keiner fremden

Hülfe rechnen kann, viel genauer alle Schwierigkeiten und Gefahren in ihrer richtigen Grösse und Tragweite kennen lernt und daher nicht nur selbständiger und findiger, sondern zu guterletzt auch vorsichtiger werden wird, als derjenige, welcher nur am Gängelbände der Führer die Bergwelt durchzieht. Doch genug davon!

Am 2. Juli Morgens 6 Uhr brach ich mit einem meiner indianischen Begleiter auf und stieg ohne Weg steil aufwärts, dem oben erwähnten Südostgrat folgend, dessen Gratzinken wir nach links umgingen. In 3100 m Höhe blieben die letzten kleinen Getreidefelder zurück, in 3550 m die letzten Tannen, in 3630 m die letzten vereinzelt Laubbäume und als wir nach $3\frac{1}{2}$ stündigem, von wenigen Kletterpartien unterbrochenem Steigen den Gipfel des Berges (3990 m) erreicht hatten, so hatten wir auch die Region der Kiefern und damit die Baumgrenze überhaupt überschritten; ausser Gras und einer gelben Composite fand ich nur noch ein unserem Wachholder ähnliches Gebüsch auf dem Gipfel vor. Leider entsprach weder die Aussicht noch die Gestaltung des Gipfels meinen Erwartungen. Wir waren oben angelangt, als der Nebel bereits in seine Rechte getreten war und wenn wir auch vereinzelt weite Blicke nach dem Inneren von Chiapas, nach der Küstenebene und der Südsee gewannen, so waren diese Bilder doch zu sehr abgerissen, um einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen zu können. Auch meine Hoffnung, auf dem Gipfel des riesenhaften Berges, der unvermittelt aus der pacifischen Küstenebene aufsteigt, ansehnliche Spuren noch fort-dauernder vulkanischer Thätigkeit*) zu finden, hatte mich gründlich getäuscht. Ein eigentlicher Krater fehlt vollständig, wenn man nicht etwa eine im Verhältniss zur Grösse des Berges lächerlich kleine Einsenkung, nahe dem aus losen Blöcken aufgebauten Gipfel, dafür ansehen will; Exhalationen von Gasen oder Wasserdämpfen konnte ich nirgends finden; dagegen beobachtet man 100 m unter dem Gipfel einen deutlichen halbkreisförmigen Wall, den Ueberrest eines ehemaligen grossen Kraters. In dem dadurch gebildeten Atrium, in welchem sich einige Pferde umhertrieben, befinden sich die Reste einer Hütte, in welcher die

*) Eine leichte Eruption hatte 1855 stattgefunden.

Ingenieure der mexikanisch-guatemalteckischen Grenzcommission, später die der transcontinentalen Eisenbahn einige Tage zugebracht hatten. Den Gipfel des Berges krönt ein Signal, ein Markstein der Grenze zwischen den Republiken Mexiko und Guatemala.

In dichtem Nebel verliessen wir gegen 11 Uhr Vormittags den Gipfel und kehrten nach Haciendita zurück, wo wir um 1 Uhr im Regen ankamen, um alsbald nach dem Dörfchen Sibinal weiter zu wandern.

Tajumulco 4120 m.

Von Sibinal (2580 m) führte unser Weg steil hinan bis zum Hauptkamme der Küstencordillere, auf dessen flachem, breitem Rücken wir längere Zeit zu gehen hatten. In 3490 m Höhe überschritten wir den Kamm, um wieder nach der pacifischen Seite hin abzusteigen. In dichtem Nebel wanderten wir durch das Dörfchen S. Christóbal Ixchivuan (3220 m) und eilten unter heftigen Regengüssen der Einsenkung zu, welche das Massiv des Tajumulco mit der Küstencordillere verbindet. Es war schon dunkle Nacht, als wir vor einer der zahlreichen Indianerhütten (3020 m) Halt machten und um Unterkunft baten. Der Besitzer gewährte uns dieselbe gern, ohne sich lange zu besinnen und machte für mich sofort einen Schemel und einen Platz am Feuer frei, damit ich mich erwärme. In der Hütte, welche im Ganzen nicht grösser war als ein geräumiges Zimmer in Deutschland, hausten zwei vollständige Familien: Vater, Mutter, Schwiegerohn, zwei erwachsene Töchter und einige Enkelchen, ausserdem ein halbtäubes Mütterchen. Dazu kam noch ein Indianer mit Frau und Kind, welcher zufällig auf Besuch da weilte. Man kann sich denken, dass es da eng herging in der Hütte, die wie die meisten ihres Gleichen nur aus einer einzigen Stube bestand; trotzdem aber war es gar gemüthlich an dem warmen Feuer, während draussen der Sturmwind heulte und die schweren Regentropfen vom Blätterdache niederfielen. Freilich beizte der Rauch zuweilen meine Augen, denn die Feuerstelle ist ohne jeglichen Rauchfang, aber es war doch wenigstens warm, während abseits davon der kalte Wind, durch die Ritzen der Wand eindringend, mich frösteln machte. Mit einiger Mühe fand sich noch ein

Plätzchen für mein Feldbett und da schlief ich dann vortrefflich bis zum frühen Morgen.

Es war noch finstere Nacht, als ich am 4. Juli gegen 4 Uhr erwachte: die Indianerinnen waren bereits am Feuer beschäftigt, um den Mais für Herstellung der Tortillas vorzubereiten. Rasch erhob ich mich, nahm einen kleinen Imbiss ein und machte mich mit einem meiner Indianer noch in der Dunkelheit auf den Weg. Langsam stiegen wir aufwärts, bis der helllichte Tag anbrach und ein schnelleres Steigen ermöglichte. Wir beeilten uns so sehr als möglich, um noch vor dem Aufsteigen der Wolken den Gipfel zu erreichen, was uns denn auch gelang. Zunächst stiegen wir über einen Lavastrom hin, dann steil empor zu einem langen Grat (3700 m), auf dessen Schneide wir einen Fußpfad fanden, der uns bis zum Gipfelkegel brachte. Dort verloren wir den Fußweg im vulkanischen Geröll und kletterten eben ohne diese Hülfe direct über die Schutthalden und Felsköpfe zum Gipfel empor (Ankunft 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags). Eine große Zahl von gabelförmigen Stöcken steckte dort im Boden: zudem bemerkten wir Kohle und zahlreiche, mit runden Löchern durchbohrte Scherben, wie sie die Mame-Indianer zum Räuchern zu benutzen pflegen. Der Gipfel des Tajumulco scheint demnach eine Art Opferplatz für die (dem Namen nach christlichen) Indianer der Umgebung zu sein; daher der verhältnißmäßig gut begangene Pfad auf der Schneide des Grats! Die Indianer geben freilich an, daß sie dort oben Schwefel holen wollten; allein Schwefel ist nur in so geringer Menge zu finden, daß man die Angabe als eine Ausrede ansehen muß.

Die Vegetation ist auf dem Gipfel (4120 m) sehr kümmerlich; einige Phanerogamen (bes. Gräser) beobachtet man noch außer Moosen und Flechten, der größere Theil des von Gesteinsblöcken überfäeten Bodens ist ohne Spuren pflanzlichen Lebens. Die letzte, zwerghaft verkümmerte Kiefer findet sich in einer Höhe von 4000 m am Südwesthange des Berges; geschlossene, wenn auch lichte Bestände von Kiefern findet man erst unterhalb 3700 bis 3800 m Höhe.

Leider herrschte auf dem Gipfel bei schneidendem Winde eine solche Kälte (+ 2,2° C.), daß es uns nicht möglich war, lange hier auszuhalten und die großartige, nach allen Richtungen

hin vollkommen klare Aussicht zu genießen. Ich hatte noch niemals eine so weite Rundsicht erschaut, allein ich war, was die landschaftliche Wirkung betrifft, offen gestanden, einigermaßen enttäuscht. Die Aussicht vom Vesuv ist zwar in Bezug auf Weite des Blickes gar nicht mit derjenigen von Tajumulco zu vergleichen, aber an landschaftlicher Wirkung übertrifft sie die letztere bedeutend. Der Blick auf das nahe, tiefblaue Mittelmeer, auf die schön geschwungenen Uferlinien des Golfes von Neapel, auf die zahlreichen Inseln und Vorgebirge, die Städte und Dörfer, Gärten und Landhäuser ist eben von ganz hervorragender Schönheit und Farbenwirkung. Die ungeheure Wasserfläche der Südsee dagegen ist zu weit von den Vulkanen Tacaná, Tajumulco u. s. w. entfernt, um noch Farbeffekte zu erzeugen, und die Küste ist viel zu einförmig, um durch die Gliederung der Uferlinien irgend welchen nachhaltigen Eindruck zu machen. Landwärts aber stand gleichfalls die Aussicht hinter meinen allerdings hochgespannten Erwartungen zurück. Das eruptive Massengebirge der Küstencordillere mit feinen gerundeten Kuppen liegt bereits zu tief und besitzt zu wenig eigenartige Bergformen, um mächtig zu wirken, und das Kettengebirge von Mittelguatemala, obgleich an Höhe beinahe ebenbürtig, vermag das Auge nicht zu fesseln wegen des einförmigen Verlaufes der Kämme. Der Blick auf die zahlreichen, dem Tajumulco an Höhe wenig nachstehenden Vulkane ist allerdings von eigenartiger Schönheit, ist aber gerade dadurch in seiner Wirkung beeinträchtigt, daß keiner derselben, von dieser noch gewaltigeren Warte aus gesehen, wirklich dominiert. So ruht denn das Auge mit dem meisten Wohlgefallen auf der großartigen Umgebung und auf der nahen Küstenebene, welche am Fusse des Berges einsetzt und sich sanft gegen das Meer hin abdacht. Reizend ist der Blick auf die weißen Gebäude und Trockenplätze der zahlreichen Kaffeeplantagen, welche sich ungemein freundlich von dem dunklen, grünen Hintergrund abheben; besonders schön liegt Porvenir, die Pflanzung der Hamburger Plantagengesellschaft, unmittelbar am waldbedeckten Fusse des Berges in ungeheurer Tiefe vor dem Beschauer da (mehr als 3000 m Höhenunterschied).

Nach $\frac{1}{2}$ stündigem Aufenthalte auf dem mit einem Signale gekrönten Gipfel stiegen wir zum Krater hinab, um dort an

einem windfreien Plätzchen die erstarrten Glieder an der Sonne zu wärmen. Auch mein frugales Frühstück — etwas Wein, Schinkenconserven und gekochten Reis, letzteren als Ersatz für Brot, das seit einigen Tagen ausgegangen war — legte ich in die Sonne, um es vorzuwärmen und mir durch den kalten Imbiss nicht zu schaden. Auf solcher Höhe ist der Unterschied der Temperatur in directer Sonneneinwirkung und im Schatten an windfreien Orten auffallend groß.

Während mein Frühstück von den Sonnenstrahlen erwärmt wurde, stieg ich in den Krater hinab, wo unter den mächtigen Lavablöcken sich noch etwas Schnee erhalten hatte — ratzamalique, »Salz der Kälte«, sagen die Indianer — und belustigte mich nach Jahr und Tag wieder einmal mit Schneeballwerfen, zum großen Erstaunen meines Begleiters, der mich anfah, als ob er an meinem Verstande zweifelte. Nach einem längeren Aufenthalte im Krater (4070 m) stieg ich dann zu dem Sattel hinunter (3960 m), der den Hauptgipfel von dem südwestlichen Seitengipfel trennt; ich bestieg diesen selbst (4020 m) und machte mich darauf (10 Uhr Vormittags) auf den Heimweg, den wir zum Theil in dichtem Nebel zurücklegten. Gegen 1 Uhr Nachmittags hatten wir unser Obdach wieder erreicht und blieben daselbst des bald eintretenden Regenwetters wegen bis zum nächsten Morgen.

Als wir nach einer bitterkalten Nacht am 5. Juli unsere Reise fortsetzten, erblickten wir den Tajumulco bis zu einer Höhe von etwa 3600 m herunter in blendendweißen Neuschnee eingehüllt, ein prachtvoller Anblick, der mein Herz höher schlagen machte und mir den Tajumulco so recht als den König der mittelamerikanischen Berge vorstellte *).

Cerro Quemado 3230 m.

Am 6. Juli kam ich gegen Abend in ein von den Resten eines mächtigen Bergsturzes erfülltes Thal, welches sich westlich

*) Der Tajumulco ist in der That — nach Mittheilungen von Herrn Edwin Rockstroh — der höchste Berg Guatemalas. In früheren Werken findet man für viele Berge, namentlich für Acatenango, Agua und Fuego, zu hohe Höhenzahlen angegeben. Ich folge hier meinen eigenen barometrischen Messungen, welche natürlich auch keine völlige Sicherheit gewähren. Neuerdings (1892) haben amerikanische Ingenieure die Höhe genau gemessen, doch ist die Veröffentlichung ihrer Arbeit erst in einigen Jahren zu erwarten.

von dem eigenthümlichen, langgestreckten Vulkan Cerro Quemado befindet. Da ein heftiges Unwetter drohte, beschloß ich, in einer kleinen Indianeranfiedelung (2500 m) am Fusse des Berges Unterkunft zu suchen. Ich befand mich hier im Verbreitungsgebiete der Quiché-Indianer, und da ich auf früheren Wanderungen manche unangenehme Erfahrung in Bezug auf die Gastfreundlichkeit dieser Indianer gemacht hatte, so schickte ich einen meiner Begleiter, der die Quichésprache verstand, voraus, um ein Obdach für uns zu suchen. Derselbe wurde an mehreren Stellen abgewiesen, fand aber doch endlich — gegen Bezahlung — Unterkunft für uns Alle im Hause eines älteren, mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegneten Indianers. Von hier aus unternahm ich am nächsten Morgen mit einem meiner Kekchi-Indianer die Besteigung des Vulkans, während ein zweiter meiner Begleiter nach Quezaltenango zum Einkaufen von Lebensmitteln geschickt wurde, der dritte aber beim Gepäck zurückblieb.

Die Erstigung des Cerro Quemado soll von der Ostseite her leicht sein; von der Westseite aus, wo ich sie unternahm, kann man dies nicht mit demselben Rechte sagen: eine gewaltige Katastrophe hat in grauer Vorzeit die westliche Kraterumwallung in einem Bergsturze ins Thal hinabgeführt, und daher befinden sich auf dieser Seite mächtige Steilwände, die nicht ohne Schwierigkeit zu überwinden sind. Auf steilem, stellenweise schwindeligem Pfade stiegen wir zum Krater (3080 m) des Berges hinauf, wo an zahlreichen Stellen heisse Wasserdämpfe, mehrfach mit Schwefelwasserstoff und schwefliger Säure vermengt, hervordringen. Ueber mächtige, lose über einander gethürmte Lavablöcke stiegen wir dann langsam zu der riesigen Felswand hinan, welche den Krater im Osten abschließt, und nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es uns, in einem Kamine diese Wand zu überwinden, und nun von der Ostseite aus den Gipfel zu erreichen (3230 m).

Es war etwa 9 $\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags. Die Wolken hatten bereits die benachbarten Berggipfel erreicht und hüllten auch uns dann und wann in Nebel. So konnten wir die Aussicht nur stückweise genießen; da und dort eröffnete sich der Blick auf die benachbarten Vulkane, auf die Küstenebene und einen Streifen der Südsee u. s. w., allein die Höhe des Berges ist zu gering, seine Lage nicht exponirt genug, um eine Rundsicht in großem

Stil zu bieten. Schön ist der Blick auf die nahe Stadt Quezaltenango und die wohlbebauten Niederungen im Norden; am interessantesten aber ist zweifellos der Ueberblick des Berges selbst mit seinen wilden Felsenmauern in dem Krater, seinen mächtigen Lavafeldern im Norden und Osten, den gewaltigen Steilwänden im Westen und den freundlichen Matten der Vorberge.

Gegen 10 Uhr verließen wir den Gipfel, da der Nebel immer dichter zu werden begann, und folgten dem Südgrate des Berges, in der Hoffnung, einen besseren Abstieg zu finden; aber wir kamen vom Regen in die Traufe. Als wir bis zum Ende des Grates geklettert waren, senkten sich die Hänge mit außerordentlicher Steilheit ins Thal hinunter und wir mußten hier auf misslichem Terrain absteigen, ohne daß wir, wie beim Aufstiege, streckenweise einen Fußspfad hätten benutzen können. Ein Holzhauer, den wir in halber Höhe des Berges antrafen, rief uns außer großer Vorsicht im Allgemeinen noch besondere Vorsicht vor den zahlreichen, in den Klüften des Gesteins haufenden Schlangen an.

Wohlbehalten und ohne nennenswerthes Vorkommniß erreichten wir gegen 1 Uhr Nachmittags unser Quartier wieder und setzten nach kurzer Rast unsere Reise fort.

Santa Maria 3800 m.

Es war in später Nachmittagsstunde, als ich am 7. Juli mit meinen drei Kekchi-Indianern die höchstgelegenen Indianerhütten (2760 m) am Nordosthange des Vulkans von Santa Maria erreichte. Da der Besitzer gerade nicht anwesend war, warteten wir geduldig auf dessen Heimkehr, um ihn um Unterkunft zu bitten. Wir warteten erst kurze Zeit, als ein Indianer mit seiner Frau in großer Aufregung auf uns zueilte und uns heftige Vorwürfe wegen Eindringens in sein Eigenthum machte; er zeigte deutlich die Absicht, uns hinauszwerfen, und erst nach langen Beschwichtigungsversuchen und unter Aufbietung aller meiner Beredtsamkeit gelang es mir, den Mann zu beruhigen und von ihm die Erlaubniß zum Uebernachten zu erhalten. Als seine Frau dies hörte, begann sie heftige indianische Wechselreden mit ihrem Manne und wandte sich dann plötzlich an mich mit der

naiven Frage: »Y no come V. gente?; Nosotros tenemos miedo«; (»Und essen Sie keine Menschen? Wir haben Angst!«). Nach langem Reden gelang es mir, die Frau einigermaßen zu beruhigen und trotz allen Mißtrauens wurde mir gestattet, in einer unbewohnten Hütte der Ansiedelung zu nächtigen. Aber Tags darauf forschten die Leute in meiner Abwesenheit meine Träger aufs Genaueste aus, welche Speisen ich zu genießen pflege, und waren trotz der beruhigendsten Auskunft noch nicht gänzlich von dem Aberglauben geheilt, daß die Europäer Menschenfresser wären. So steht es nach fast 400jährigen »Civilisations«-Bestrebungen seitens der Spanier und ihrer Nachkommen mit der Intelligenz der einst wohl civilisirten Indianer, und das 1½ Leguas von der volkreichen Stadt Quezaltenango entfernt!

In der Morgendämmerung des 8. Juli brach ich mit einem meiner Träger auf und stieg erst in dichtem Walde langsam aufwärts, dann steil und immer steiler an den baumarm werdenden Hängen des mächtigen Kegels hinan; die obere Grenze der Kiefern überragt der Gipfel nicht. Die Besteigung bietet keinerlei Schwierigkeiten, ist aber anstrengend; die letzte Strecke muß über steile Felsen erklettert werden.

Es war kurz vor 9 Uhr, als wir den Gipfel des Vulkans erreichten (3800 m), eine kleine, unebene Fläche, mit mächtigen Lavablöcken übersät, ohne Spuren einer Kratereinfenkung. Eine ungemein großartige Aussicht wartete meiner hier: die zahllosen Kämme und Kuppen des Kettengebirges von Mittelguatemala und der Küstencordillere, auf der anderen Seite die Küstenebene und in ungeheurem Bogen das Stille Meer, fast die Hälfte (170°) des Gesichtskreises einnehmend, zu beiden Seiten aber in malerischer und interessanter Gruppierung in langer Reihe die gewaltigen Vulkane Guatemalas; über den Kamm des Zunil hinweg grüßt ein kleiner Streifen des Gebirgssees von Atitlan. Das Ganze ist ein Bild, wie man es großartiger nicht leicht irgendwo wiederfinden wird, ein Bild von unermesslicher Weite des Blickes, das sich vermöge der Schönheit einzelner Partien unauslöschlich dem Gedächtnisse des Beschauers einprägt.

Leider begannen bald nach meiner Ankunft auf dem Gipfel Nebelwolken aufzusteigen; nur mit Mühe gelang es mir, die wichtigsten Punkte anzupeilen — eine Arbeit, die mir durch die

magnetablenkende Kraft des Gesteines erschwert wurde —, dann befanden wir uns mitten im dichtesten Nebel. Es blieb uns so nichts Anderes übrig, als wieder den Abstieg anzutreten. Noch ein kurzer Aufenthalt in der Indianerhütte, wo ich übernachtet hatte, dann zog ich zur großen Befriedigung meiner misstrauischen Gastgeber mit meinen Tägern wieder ab und in weitem Bogen ging es nun am Fusse des Vulkans hinunter zum Dörfchen S. Maria (1660 m).

Am 9. Juli setzten wir von hier aus auf breitem, in zahllosen Windungen hinlaufendem Fahrwege am Hange des Vulkans unsere Reise fort; Kiefern und Myrtengebüsch blieben bald hinter uns zurück, ein warmer Lufthauch drang von der Küstenebene zu uns hinauf und wurde von uns nach der ungewohnten Kälte der letzten Tage mit Freude begrüßt; üppige Laubwälder mit Schlingpflanzen und Epiphyten, Farrenbäumen und kleinen Palmen treten auf; von den Hängen des Vulkans stürzen zahlreiche rauschende Bäche herunter, welche im dunklen Schatten des wundervollen Waldes dahinfließen, und an manchen Biegungen des Weges eröffnet sich ein Blick auf den tadellos schönen Kegel des mächtigen Vulkans. Bald lichtete sich, während wir weiter wanderten, der Wald und an seine Stelle treten Kaffeeplantagen und Maisfelder, indess die brachliegenden Culturflächen von dichtem, jungem Gebüsch bewachsen sind. Bei El Palmar (680 m) begrüßen wir die schönen Kokos- und Corozopalmen und von S. Felipe (670 m) ab begleiten uns auf unserem Wege Zuckerrohrplantagen, und — im Schatten großer Laubhölzer — Kaffee- und Cacaobäume. Es ist ein Wechsel von verschiedenen Eindrücken und Vegetationsbildern, welche einen unbeschreiblichen Zauber auf den Wanderer ausüben, der unmittelbar zuvor alpinen Florencharakter in den Hochregionen der Vulkane geschaut hat.

Gegen Abend langten wir, von heftigen Regenschauern durchnäßt, in der Stadt Retalhuleu (260 m) an, wo ich in dem trefflichen Gran Hôtel Unterkunft fand. Wir hatten einen tüchtigen Tagemarsch hinter uns und hofften daher vortrefflich zu schlafen — weit gefehlt, wir litten alle an starker Schlaflosigkeit, wofür ich neben der stark erhöhten Lufttemperatur vor Allem den starken Luftdruckunterschied verantwortlich mache, denn ich

fühlte seit unserer Ankunft in der Küstenebene die Brust beengt und das Athmen erschwert, während ich zwei Tage darauf, nachdem sich mein Organismus an den erhöhten Luftdruck gewöhnt hatte, keinerlei Beschwerden mehr fühlte und mich des besten Schlafes erfreute.

Am nächsten Morgen machte ich einen kleinen Spaziergang in der Umgebung der Stadt und bewunderte die prachtvolle, klare Aussicht: den Mittel- und Glanzpunkt des Landschaftsbildes bildet der herrliche Vulkankegel des S. Maria, der mich unwillkürlich an den Aetna erinnerte. Der Vulkan von S. Maria ist seinem berühmten Rivalen in Sicilien durchaus ebenbürtig hinsichtlich der Höhe und übertrifft ihn bedeutend in Bezug auf die Schönheit der Gestalt. Der schlanke kühne Kegel des S. Maria ist überhaupt die schönste, regelmässigste Berggestalt, die ich jemals gesehen habe, und trotzdem ist der Eindruck, den er auf den Beschauer macht, lange nicht so überwältigend, wie es beim Aetna der Fall ist. Vor Allem ist es der Mangel der Schneebedeckung, die geringere Massenhaftigkeit des Baues, dann aber auch hauptsächlich die beträchtliche Höhe des Hinterlandes und die Nachbarschaft der anderen Vulkankegel, was die landschaftliche Wirkung beim S. Maria beeinträchtigt, während gerade die dominirende Stellung des Aetna gegenüber allen benachbarten Bergen und Gebirgsketten zum grossen Theil den imposanten Eindruck dieses Berges verursacht.

Am gleichen Vormittage fuhr ich mit der Eisenbahn nach dem Hafenorte Champerico, einmal, um dadurch eine Stütze für die barometrischen Höhenberechnungen zu gewinnen, dann aber auch, um vom Strande der Südfsee aus die Gesamtwirkung der Vulkanreihe Guatemalas zu sehen. Leider aber waren die meisten Gipfel von Wolken bedeckt, so dass von einer wirkungsvollen Aussicht nicht die Rede sein konnte. Abends kehrte ich mit der Bahn nach Retalhuleu zurück.

Mittlerer und nördlicher Atitlan 3050m resp. 3030m.

Mit Tagesanbruch wanderte ich mit meinen Trägern am 11. Juli aus der Stadt Retalhuleu hinaus, den fernen Bergen zu. Zahlreiche Indianer eilten bereits der Stadt zu und wir sahen

fogar eine europäische Dame in der kühlen Morgenstunde einsam spazieren gehen; in der rechten Hand trug sie einen Sonnenschirm, in der linken einen blitzblanken Revolver. Ich hätte sie gern angesprochen, um ihr zu rathen, es lieber umgekehrt zu machen, da sie mit der linken Hand doch wahrscheinlich schlecht schießen würde und andererseits wenig Aussicht hätte, mit dem Sonnenschirme einen Angreifer zu erstechen. Da ich aber sah, daß es ein exaltirtes Frauenzimmer war, liefs ich es doch lieber bleiben. Beiläufig bemerkt ist die persönliche Sicherheit in Guatemala durchschnittlich ebenso groß wie irgendwo in Europa, und das Tragen von Schusswaffen als Schutz gegen böse Menschen ganz unnöthig, obgleich allgemein gebräuchlich.

Anderthalb Tage wanderten wir in der Küstenebene hin, ohne irgend welches nennenswerthe Ergebniss (mit Ausnahme eines Erdbebens am 12. Juli Morgens 7 Uhr, welches den Boden unter uns in bedenkliches Wanken brachte). Von dem Dörfchen Chicacao aus (490 m) stiegen wir steil die bewaldeten Hänge der Küstencordillere hinan und erreichten am Abend des 12. Juli die Kaffeepflanzung Mezebal (1340 m), wo ich den Abend und den folgenden Tag in fröhlichem Verkehre mit meinem Freunde Ernst Leipprand verbrachte, welcher als Verwalter die genannte Plantage bewirthschaftet.

Erst am 14. Juli setzten wir unsere Reise fort und erreichten gegen 8 Uhr früh einen Punkt (1770 m), wo wir nach einer Seite hin einen prachtvollen Blick auf die drei Atitlanvulkane, auf die Küstenebene und das Meer hatten, während sich nach der anderen Seite hin eine nicht minder schöne Aussicht auf den wundervollen großen Gebirgssee von Atitlan mit den dahinter liegenden Bergen und dem Vulkane von S. Petro eröffnete. Am Südrande des ausgedehnten Sees, dessen Spiegel sich in einer Meereshöhe von 1500 m befindet, zogen wir unseres Weges, über zahlreiche zerklüftete Lavaströme hinweg, die häufig bis in den See hineinreichen und dort formenreiche Halbinseln und Inselchen bilden. An verschiedenen Stellen des Weges genießt man eine herrliche Aussicht auf die malerischen Ufer des Sees und die benachbarten Berge; am schönsten ist der Blick vom Gipfel des Felsenhügels Cerrito de oro (1820 m), den ich vom Wege aus bestieg. Abends gelangten wir nach dem Dorfe S. Lucas (1530 m), wo ich gute

Unterkunft fand und mich eingehend nach dem Wege zu den Vulkanen von Atitlan erkundigte. Da die Zutuhil-Indianer, welche diese Gegenden bewohnen, nicht sehr freundlich gegen Ausländer sein sollen, so fürchtete ich, unterwegs von etwa begegnenden Indianern keine Auskunft zu erhalten.

Wohl wissend, daß ein Tag nicht zur Besteigung des größten südlichen Atitlan-Vulkans (3750 m nach Angabe von Dolfus und Montferrat) hinreichen würde, beschloß ich, bloß den beiden kleineren Vulkangipfeln von Atitlan meinen Besuch abzustatten, und verließ am 15. Juli Morgens 5³/₄ Uhr mit einem meiner Indianer das Dorf, um mein Vorhaben auszuführen. Leider verloren wir bald den Weg und sahen uns darauf angewiesen, mit dem Buschmesser einen Weg durch den mit dichtem Unterholze bewachsenen Urwald zu bahnen. Langsam und unter großer Anstrengung (namentlich seitens des vorausgehenden Indianers) kamen wir so vorwärts und erreichten erst gegen 12¹/₂ Uhr den Gipfel des mittleren Atitlan-Vulkans (3050 m), wo wir uns eine kurze Rast gönnten. Von Aussicht war des Nebels wegen nur wenig zu sehen. Ich stieg darauf zur nördlichen Einsattelung hinab (2940 m), besuchte eine starke, nicht ganz leicht zugängliche Solfatare nahe dabei (2930 m), bestieg im Regen den nördlichen Atitlan-Vulkan (3030 m), hielt mich noch ein wenig mit Besichtigung des dortigen Kraters auf, und als ich endlich an den Heimweg dachte, war es bereits 4¹/₂ Uhr Nachmittags. Auf dem Wege, den wir gekommen waren, konnten wir nun nicht mehr wohl zurückkehren, ich beschloß daher, direct vom nördlichen Vulkangipfel aus abzustiegen, in der Hoffnung, noch bei Tage die höchstgelegenen Maisfelder zu erreichen und dort einen Weg nach S. Lucas anzutreffen. Mein Indianer bahnte, obgleich sehr ermüdet, abermals mit dem Buschmesser einen Weg durch den Wald steil den Berg hinunter und vor Einbruch der Nacht erreichten wir einige Maisfelder (2550 m), von wo aus wir tief zu unseren Füßen das Dörfchen S. Lucas und den herrlichen See erblickten; trotz Nebel und Waldesdickicht hatte ich auf Grund vorheriger Peilungen leicht mit dem Compasse die richtige Richtung gefunden. Wie aber sollten wir in der Nacht den Abstieg bewerkstelligen? Wir waren durchnäßt, unser Proviant ging auf die Neige und so beschloßen wir, unter allen Umständen

das Dorf zu erreichen. Wir waren so glücklich, einen Fußpfad zu erreichen, dem wir natürlich folgten; nach einiger Zeit aber bemerkten wir trotz der dunklen Nacht, daß wir uns immer mehr von unserem Ziele entfernten, da der Weg in weitem Bogen um den Nordhang des Berges herumführt. Als wir daher ein rechts abzweigendes Seitenwegchen erreichten, beschloßen wir, diesem zu folgen, und wanderten muthig in die nachtdunklen Maisfelder hinein.

Aber nur allzubald standen wir am Ende des Maisfeldes, der Weg hatte aufgehört und wir mußten entweder zurückkehren oder durch das wirre Buschwerk, das vor uns war, durchzudringen suchen. Wir entschloßen uns für das letztere. Diese Gegend liegt im Windschatten des Berges, weshalb hier die Vegetation viel weniger üppig ist als an der Ost-, Süd- oder Westseite der Atitlanvulkane und daher konnte ich hoffen, ohne Hülfe des Buschmessers auszukommen.

Ich übernahm nun die Führung; wo es nicht gelang, mit dem Körper durch das Gebüsch durchzudringen, that mein schwerer Bergstock vortreffliche Dienste; da es trotz der Sternenhelle zu dunkel war, um irgend etwas vom Wege zu sehen, so untersuchte ich bei jedem Schritte mit dem Stocke die Stelle, auf welche ich treten wollte, und als ich einmal an einer felsigen Stelle eines trockenen Bachrisses in der leeren Luft herumstocherte und mit dem Bergstocke keinen Grund mehr finden konnte, da wußte ich genau, daß es nun Zeit war, zurückzuklettern und einen anderen Weg zu suchen. Bald in Maisfeldern, bald in dichtem Buschwerke stiegen wir abwärts; von Zeit zu Zeit wurde ein Zündholz angezündet und mit dem Compasse die Richtung festgestellt, die wir in dem Wirrsale von hochgewachsenen Maisstauden, von Busch und Baum und zahllosen großen und kleinen Lavablöcken nur allzu oft verloren. Bald krochen, bald rutschten wir über die rauhen Felsblöcke weg, deren kleinere Erhöhungen wir natürlich nicht sehen konnten und mehrmals erst durch Anschlagen an Arme oder Beine in unliebfamer Weise kennen lernten. Offen gestanden, es war gerade kein Vergnügen, so in der Finsterniß ohne Weg und Steg dahinzuwandern; wir waren daher sehr froh, als der Mond aufging und wir bald darauf den Reitweg zwischen Atitlan und

S. Lucas erreichten, noch froher aber, als wir — 1 $\frac{1}{2}$ Uhr Morgens — endlich in dem Dörfchen S. Lucas einzogen, über und über mit schwarzer vulkanischer Erde beschmutzt. Eine Meute von Hunden stürzte unter lautem Gebelle auf uns los; ärgerlich schlug ich mit meinem schweren Bergstock unter die Thiere und traf so gut, daß eines jämmerlich heulend am Wege liegen blieb, während die Anderen lautlos Reifsaus nahmen. Bald hatten wir unsere Herberge erreicht und erfreuten uns der wohlverdienten Ruhe.

Am 16. Juli verließen wir das freundliche Dorf S. Lucas und stiegen auf schöner Strafe an den Bergen östlich vom See hinan. Da und dort hatten wir eine prachtvolle Aussicht auf den wundervollen See und seine Umgebungen, die Vulkane von Atitlan und S. Pedro, bald auch auf die Küstenebene und das Meer, während später nahe Godines (2090 m) sich gleichzeitig die Aussicht auf die Bergriesen des Acatenango, Fuego und Agua eröffnet. Es ist gerade dies eine Wanderung, welche an landschaftlicher Schönheit und Mannigfaltigkeit der Eindrücke ihres Gleichen auf der Erde sucht; jedenfalls gehe ich nicht zu weit, wenn ich den Umgebungen des Sees von Atitlan, hinsichtlich malerischer Schönheit, die Krone unter den Landschaften Guatemalas zuspreche. Bedauernd nahm ich Abschied von dem prachtvollen Blick auf den See und ging meines Weges, neuen Zielen entgegen.

Agua 3700 m.

Am 18. Juli kam ich Nachmittags gegen 2 Uhr nach der Stadt Antigua (1530 m), wo ich mich den Rest des Tages aufzuhalten beschloß. Ich machte einen langen Spaziergang durch die Strafen der Stadt und in die benachbarten Alleen und Promenaden; allenthalben zeigen sich Kloster-, Kirchen- und Palastruinen von interessanter Architektur und beträchtlicher Größe der Anlage, die Zeugen einer schönen Vergangenheit, zugleich aber auch der Zerstörungswuth stattgehabter Erdbeben. Obgleich der alte Glanz längst erloschen ist und die breitlinigen Strafen recht still und öde sind, erkennt man doch an der Pracht der aus alter Zeit stammenden Bauten noch jetzt die einstige Bedeutung der Stadt als Metropole Mittelamerikas, und noch immer muß

Antigua als die schönste Stadt Guatemalas gelten, wegen der Bedeutung ihrer einstigen Kunstbauten, wegen der schönen Plätze und Promenaden und der herrlichen Umgebung. Am meisten Eindruck machte auf mich der Marktplatz mit dem schönen arkadengeschmückten Regierungsgebäude und dem Ausblicke auf die nahen Vulkane Agua, Fuego und Acatenango — ein Bild von großartigem, fast bedrückendem Ernste.

Unmittelbar im Süden der Stadt ragt der Agua auf, ausgezeichnet durch die Massenhaftigkeit seiner Gestalt und durch seine Formschönheit, und ich beschloß, demselben alsbald meinen Besuch abzustatten. Der höhere und kühner gestaltete Fuego hätte mich freilich noch mehr gereizt, allein ich wußte von Besteigungsberichten Anderer her, daß er nicht leicht — ohne Bivouak auf halber Höhe — erstiegen werden könnte, und deshalb verzichtete ich auf die Tour, da ein Bivouak ohne Zelt und andere Bequemlichkeiten in der herrschenden Regenzeit nichts Verlockendes für mich hatte. Der Agua ist außerordentlich leicht und bequem zu ersteigen, da ein Reitweg bis zum Krater hinaufführt.

Zu Fuß, wie gewöhnlich, verließ ich mit meinen drei Trägern früh Morgens am 19. Juli die Stadt Antigua und erreichte auf einer ausgezeichneten Strafse gegen 8 $\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags das Dorf S. Maria (1990 m); dort ließ ich mein Gepäck zurück und brach gegen 9 Uhr mit einem meiner Indianer auf. Auf gutem Reitwege stiegen wir gemächlich aufwärts im Genuße einer immer weiter sich ausdehnenden Aussicht, von welcher namentlich der Blick auf den hübschen See von Amatitlan Erwähnung verdient. Erst ging es durch Mais- und Kartoffelfelder mit Pflanzgärten, dann (von 2550 m) durch schönen Eichenwald, endlich (von 3000 m an) im Bereiche der Kiefernregion aufwärts. Von dem Kraterlande aus (3580 m), wo der Reitweg sein Ende nimmt, hatten wir einen prächtigen Blick auf die Stadt Antigua zu unseren Füßen, welche mit ihren geradlinigen Straßen und großen Gebäuden inmitten grünender Gärten und Kaffeepflanzungen einen sehr freundlichen Anblick gewährt. Auf dem Gipfel (3700 m) aber sahen wir uns so sehr in Nebel eingehüllt, daß wir nicht nur keine Aussicht hatten, sondern nur mit Hülfe des Compasses den Rückweg finden konnten. Im Krater selbst, der

nicht die geringsten Anzeichen noch fortdauernder vulkanischer Thätigkeit aufweist, hielten wir noch ein Weilchen Raft, um einen Imbiss zu uns zu nehmen. Dann studirte ich das Fremdenbuch, als welches die auf dem Kraterboden umherliegenden Lavablöcke dienen. Die ältesten Namen, welche ich auf solchen Blöcken eingemeißelt fand, sind aus dem 17. Jahrhundert [P. Suherres (?) 1683, außerdem zwei andere unleserliche Namen mit der Jahreszahl 1654 und 1669], dann folgen einige Namen aus dem 18. und dem Beginne des 19. Jahrhunderts, endlich viele aus der jüngsten Zeit, darunter manche Deutsche (mein Name ist nicht dabei, da ich wohl einen Steinhammer, aber keinen Meißel bei mir hatte). Bei der außerordentlichen Leichtigkeit der Besteigung seit Anlage des Reitweges ist der Besuch des Berges ein recht häufiger geworden und er sollte in der That von keinem naturfreundlichen Reisenden, der in diese Gegend kommt, veräußt werden, denn es wird nicht leicht irgendwo ein Berg von so beträchtlicher relativer Höhe und so exponirter Lage bequemer bestiegen werden können, wie der Agua. Sogar eine kleine, freilich jetzt verfallende Schutzhütte befindet sich im Krater des Berges.

Gegen 6 Uhr Abends waren wir wieder in S. Maria angekommen, wo ich in einem Zimmer des Rathhauses Unterkunft fand.

Pacaya 2530 m.

Am 20. Juli 1892 verlief ich mit meinen drei Trägern das Dorf S. Maria und wanderte über das Städtchen Amatitlan (1220 m) und das Dörfchen Pacaya (1540 m) nach der Hacienda Las Calderas (1780 m) am gleichnamigen Kratersee.

Von hier aus erstieg ich am nächsten Morgen in Begleitung von einem meiner Indianer den Vulkan Pacaya. Das Wetter war mir nicht hold, denn schon frühzeitig stiegen Nebel auf, und als ich nach mehrfachem Umherirren in die Nähe des Vulkans kam, bewahrte mich nur der Compafs davor, dafs ich nicht auf der anderen Seite des Bergkammes wieder abstieg. Ich habe überhaupt die Erfahrung gemacht, dafs die Mitnahme ortskundiger Führer namentlich bei den kleineren Vulkanen angebracht ist, weil in den niedrigen Regionen zahlreiche Kreuz- und Quer-

wege gehen und fremde Bergformen störend nahe herantreten. Bei den großen, regelmässig gestalteten Vulkanen ist ein Verirren beim Anstiege beinahe ausgeschlossen; man steigt eben immer höher hinauf, bis der Gipfel erreicht ist; dagegen ist die Abtiegsrichtung bei der gleichförmigen Gestaltung mancher Gipfel im Nebel recht schwer zu finden und nur der Compas kann dann einen sicheren Führer abgeben.

Als wir nach Uebersteigung eines halbkreisförmig gekrümmten Kammes am Fusse des thätigen Vulkankegels*) anlangten (2350 m), empfing uns ein ungemein heftiger Wind. Wir banden die Hüte zur Sicherung fest und stiegen so rasch als möglich die Geröllhalden hinan, von Zeit zu Zeit stillhaltend, um mit Hülfe des Bergstockes wieder einen festen Halt zu gewinnen und vom Winde abgewendet wieder ruhiger athmen zu können. Endlich war der Gipfel (2530 m) erreicht und rasch überschritten wir den Kraterwall, um im Windschutze desselben auszuruhen und an dem, an zahlreichen Stellen herausströmenden Wasserdampf die Hände zu erwärmen. Nach einer Weile stieg ich zu dem sehr kleinen Kraterboden ab (2500 m), dann ging ich zum jenfeitigen Umwallungstheil und wieder zurück zum Gipfel, wo ich, auf dem Boden liegend, hinter einem Felsblocke wenigstens so viel Schutz vor dem Sturmwinde fand, dafs ich mein Aneroid ablesen konnte.

Dann und wann zerstreute der Wind den herrschenden Nebel und in solchen Augenblicken gewann ich hübsche Ausblicke auf die benachbarte Landschaft und das Meer im Hintergrunde. Von besonders grosser Wirkung war es, als sich einmal die Nebel zertheilten, mit einem Schlage sich in gespenstiger Grösse die nahen Riesengestalten des Agua (3700 m), Fuego (etwa 3800 m) und Acatenango (etwa 3900 m) vor meinem Auge erhoben; da begriff ich denn in der That, warum ein vielgereifter, geistreicher Naturforscher (Moritz Wagner) in Erinnerung an die Aussicht vom Pacaya es in Frage stellen konnte, ob die Alpen wirklich das schönste Gebirge der Erde wären und nicht vielmehr der mittelamerikanischen Vulkanreihe dieser Rang gebühre. So sehr ich aber auch die Schönheit der Vulkane Guatemalas und ihre

*) Die letzte Eruption fand 1775 statt.

Ausicht bewundere, so kann ich doch in diesem Falle nicht beistimmen, denn es will mir scheinen, als ob es sich bei dieser Frage überhaupt um incommensurable Gröfsen handeln würde.

Gegen Mittag waren wir wieder in Las Calderas angelangt, von wo aus wir nach Amatitlan und Tags darauf nach Guatemala-Stadt (1480 m) wanderten.

Heimkehr.

In Guatemala hielt ich mich geschäftlich eine Zeit lang auf, machte dann mit der Eisenbahn einen (schon wegen der herrlichen Aussicht lohnenden) Ausflug nach Escuintla (400 m), um Herrn Edwin Rockstroh, den besten Kenner der Vulkane Guatemalas, zu besuchen, und setzte am 30. Juli meine Reise nach dem Süden der Republik fort, um die dortigen Vulkane kennen zu lernen. Ich unterlasse es an dieser Stelle, über die erwähnte Reise eingehender zu berichten*), weil sie vergleichsweise wenig touristisches Interesse bietet. Es genüge, hier hervorzuheben, dafs dort Vegetations- und Temperaturverhältnisse im Allgemeinen weit ungünstiger für Bergbesteigungen sind, als im Hochlande und dafs man zudem meist auf den Gipfeln — der Waldbedeckung oder der geringen Höhe wegen — keine bedeutende Aussicht hatte. Am Vulkane von Chingo (etwa 1800 m) befindet sich allerdings in 1680 m Höhe eine Lichtung, welche wenigstens nach einer Seite hin schöne Aussicht bietet, allein es ist nicht zu vergessen, dafs der Anstieg vom Dörfchen Chingo aus bis dorthin ebenso weit ist, wie von den höchsten Wohnstätten am Tacaná, Tajumulco oder S. Maria bis zum Gipfel der genannten dominirenden Vulkane. Ich war etwas unbefriedigt vom Besuche der kleineren Vulkane im Süden der Republik und kehrte, dem Drängen meiner Träger nachgebend, von Chingo aus nach Coban zurück, wo wir am 18. August 1892 gesund und munter, wenn auch etwas abgemagert**), ankamen.

*) Vergl. »Ein Ausflug nach der Südgrenze von Guatemala«. Globus LXIII. 1893. p. 265 ff.

**) Von allgemeinem Interesse mag vielleicht die auf S. 102 folgende Zusammenstellung sein:

Wir hatten die ganze Reise zu Fuß zurückgelegt, nur die letzte Strecke, von Salamá nach Coban, hatte ich zu Pferde gemacht.

Die Reise hatte sich manchmal recht anstrengend gestaltet, hier und da waren wir auch mehr als bescheiden verproviantirt, weil es eben in den kleinen Ortschaften nicht möglich war, genügend Lebensmittel einzukaufen; auch das Wetter hat uns zuweilen übel mitgespielt; allein es trat bei diesen Vulkanbesteigungen — im Gegensatze zu den Wanderungen im walddreichen Kettengebirge von Mittelguatemala — keinerlei Mißverhältniß zwischen dem körperlichen Kraftaufwand und dem dadurch erworbenen ästhetischen Genuß ein, und ich kann nicht umhin, jedem Bergfreunde, der in diese Gegenden kommt — und es wohnen ja zahlreiche deutsche Landsleute in Südguatemala —, zu rathen, auf die großen Vulkane zu steigen, die so nahe bei den bedeutendsten Städten des Landes (Guatemala, Antigua, Quezaltenango) und bei den von den Hafenorten S. José und Champerico ausgehenden Eisenbahnlinien aufragen, denn eine prachtvolle, eigenartige Aussicht harret des Besteigers und die Anstrengungen sind verhältnißmäßig geringe. Ich gebe freilich zu, daß es nicht Jedermann leicht sein wird, geeignete Führer und Träger zu finden und Stoll's lebendige Beschreibung seiner Besteigung des Fuego*) zeigt, daß besonders für die höchsten Regionen auf Indianer kein sicherer Verlaß ist, obgleich dieselben viel zuverlässiger sind, als die Mischlinge. Ich selbst habe alle Besteigungen in Begleitung eines Kekchi-Indianers ausgeführt und

Name	Alter Jahre	Größe cm	Brustumfang (ausgeathmet) cm	Vor der Reise, 12. Juni		Bei der Heim- kehr, 18. August	
				Körper- gewicht Pfd.	Trag- last Pfd.	Körper- gewicht Pfd.	Trag- last Pfd.
Carl Sapper	26	167	78	120½	—	115	—
Sebastian Botzoc . .	22	164	85	128	100	124½	66
Antonio Pop	20	152	82	117	88	108	66½
Santiago Ical	15	156	75	113	100	104	55

Ich selbst trug auf der Reise außer Compaß, Notizbuch und Bergstock noch Barometer, Buschmesser, Steinhammer, Revolver und Munition. Mein Gewicht betrug am 22. September 1892 bereits 131 Pfd.

*) Dr. Otto Stoll, »Guatemala«. Leipzig 1886.

habe niemals die geringsten Schwierigkeiten mit demselben gehabt; ich habe dabei unter meinen drei Trägern abgewechselt und alle gleich vorzüglich und willig befunden.

Immer weiter werden von Jahr zu Jahr die Kreise der Touristenbewegung, immer fernere Gebiete werden von den Bergfreunden aufgesucht und ich dünke, die Vulkane Mittelamerikas sind nicht die letzten, welche verdienen, von Touristen besucht und bewundert zu werden. Unerstiegene Gipfel von Bedeutung dürften freilich nur wenige zu finden sein — in Guatemala wenigstens sind alle wichtigeren Vulkane schon von Europäern bestiegen worden, vielleicht mit Ausnahme der Vulkane von S. Petro (etwa 2900 m)*) und Suchitan (etwa 1800 m) —, aber ist denn die Aussicht darum minder schön, weil der eine oder andere Sterbliche sie vorher einmal geschaut hat? Ich bin überzeugt, daß Jeder, der bei gutem Wetter einzelne Vulkangipfel erreicht hat, mir zustimmen wird, daß die Aussicht von diesen hohen Warten an eigenartiger Schönheit reich ist und für immer in angenehmer Erinnerung bleiben wird; mich soll es freuen, wenn diese schönen Berge dereinst einen beredteren Schilderer finden als mich.

Es ist in der That ein herrlicher Anblick, wenn man diese Berge in ungebrochener, schön geschwungener Linie von der Küstenebene bis zu der namhaften Höhe von 3000 bis 4000 m ansteigen sieht, und trotz dieser riesenhaften Größenverhältnisse herrscht eine edle Ruhe und Einfachheit der Formen, welche in merkwürdigem Gegensatze steht zu den wilden Wänden, Zacken und Hörnern gleich hoher Alpengipfel. Man mag die letzteren schöner finden, aber immerhin wird Niemand den kühnen Vulkankegeln Guatemalas den Zoll der Bewunderung versagen können.

*) Später — 1894 — von meinem Bruder Richard und mir bestiegen. Vergl. »Neue Beiträge zur Kenntniss der Vulkane von Guatemala«. Petermann's Mittheilungen 1895, p. 195 ff.

Reise nach Mexiko.

Das Jahr 1893 hatte kaum mit jungen Schwingen seinen Flug begonnen, als ich mit meinem Bruder Richard die Stadt Coban verließ, um neuen Zielen und einer neuen Bestimmung entgegenzugehen. Die Sonne mühte sich vergebens, die Wolken zu durchbrechen, welche regendrohend am Himmel standen: es war eben die Winterregenzeit noch nicht ganz vorbei, welche der atlantischen Abdachung des Kettengebirges von Mittelguatemala eigen ist; man mag zuweilen die lange dauernden Regen, welche dem Klima von Coban und Umgebung eigen sind, unangenehm finden, aber andererseits verdankt man ihnen auch die Fruchtbarkeit und die ewig dauernde Frische der Vegetation, welche nächst der malerischen Lage Coban zu einer Perle landschaftlicher Schönheit machen. Auf der Pafshöhe der Tres Cruces (1520 m) schauten wir noch einmal zurück, dann eilten wir im beschleunigten Tempo südwärts. Noch am selben Tage (1. Januar 1893) überschritten wir die Kammhöhe des Gebirges und traten damit zugleich in eine andere klimatische Zone über: die Senke zwischen den Kammhöhen des Kettengebirges einerseits und der pacifischen Küstencordillere andererseits zeichnet sich durch spärliche Niederschläge aus; die Luft ist deshalb klarer, trockener, die Vegetation aber armseliger, dürftiger, in den Niederungen sogar steppenhaft, und in sengendem Sonnenscheine ritten wir nun unseres Weges bergauf, bergab der Stadt Guatemala zu, wo wir am Vormittag des 4. Januar eintrafen und einen mehrtägigen Aufenthalt nahmen. Dann nahm ich Abschied von meinem Bruder, fuhr mit der Bahn nach S. José am Ufer des

Stillen Oceans, um mich am 11. Januar an Bord der »Acapulco« zu begeben.

Bei klarem Wetter ist die Fahrt längs der mittelamerikanischen Küste von ungewöhnlichem Reiz, denn ununterbrochen wechseln die Landschaftsbilder und immer wieder lenken die stolzen Gestalten der Vulkane in immer neuer Gruppierung die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich; wenn man aber die Gewässer Guatemalas verlassen hat und längs der süd-mexikanischen Küste dahinfährt, so mindert sich der Reiz des landschaftlichen Bildes: es mangeln nunmehr die schlanken kegelförmigen Vulkane, die Kammhöhe der Küstencordillere senkt sich mehr und mehr und wenn sie sich auch gleichzeitig der Küste nähert und daher genauere Details erkennen läßt, so steigert sich damit die malerische Wirkung doch keineswegs, weil nunmehr (Tonalá, Salina Cruz) der Charakter der Vegetation ein dürftiger geworden ist und deutlich die Trockenheit des Klimas durch Baumarmuth und strauchsteppenartige dürre Gestrüppwälder ankündigt, während die feuchte Süabdachung der Küstencordillere von Guatemala im Schmucke eines herrlichen, üppigen Pflanzenkleides prangt.

Aber nicht nur in Bezug auf landschaftliche Schönheit steht die mexikanische Küste der guatemalteckischen nach, sondern auch in Bezug auf die Verkehrserleichterungen: während in den guatemalteckischen Hafenplätzen (S. José, Champerico und Ocosingo) eiserne Landungsstege ins Meer hineingebaut sind, von deren Spitze aus der Reisende in käfigähnlichen Sitzgestellen in Boote herabgelassen wird, um nach dem weit im Meere draussen liegenden Dampfer gebracht zu werden, fehlt diese praktische Einrichtung in den drei süd-mexikanischen Häfen S. Benito, Tonalá und Salina Cruz zur Zeit noch vollständig und man wird in ganz vor-sint-fluthlicher Weise im Ruderboote längs einem im Meere verankerten starken Tau durch die zuweilen recht starke Brandung hindurchgezogen und es ereignet sich dabei häufig, daß man hierbei mehr oder weniger stark durchnäßt wird; da die Ruderboote nicht bis an das flache Ufer selbst gelangen können, so springt man in dem Momente auf den Boden (oder setzt sich einem Träger auf die Schulter), wenn die Brandungswelle sich gerade zurückgezogen hat und sucht laufend vor deren Rückkehr das

trockene Uter zu erreichen; das Einschiffen ist begreiflicher Weise noch ungünstiger, insbesondere für Damen, welche auf einem Tragfessel von zwei Trägern zum Boote gebracht werden müssen.

Auch ich wurde ziemlich stark durchnäßt, als ich in Salina Cruz am 16. Januar an Land ging. War ich darüber schon nicht sehr erbaut, so war ich es noch viel weniger über das Dörfchen mit seinen dürftigen Hütten; auch die nahen Hügel mit ihrer spärlichen Busch- und Grasvegetation, fast jeglichen Baumwuchses bar, machten einen gar trübseligen Eindruck auf mich und nur die Bucht des Meeres selbst mit ihren Klippen und steilen Vorgebirgen bot einen malerischen Anblick dar. Ein heftiger Nordwind blies mir Sand und kleine Steinchen ins Gesicht und auch das Pfeifen der Locomotive vermochte in mir keine fröhlichere Stimmung zu erwecken: es war nämlich nicht möglich, zu erfahren, um welche Stunde der aus einer Locomotive, einem Frachtwagen und einem lotterigen Personenwagen bestehende Zug abfahren würde, und so blieb denn den Passagieren nichts Anderes übrig, als einzusteigen und im Wagen die Abfahrt abzuwarten. Nachdem wir in dem Personenwagen drei Stunden lang gewartet hatten und auf den Rangirgeleisen bald dahin, bald dorthin geschoben worden waren, fuhr der Zug plötzlich ohne besonderes Zeichen ab*) und dampfte Tehuantepec zu, wo wir kurz vor 1 Uhr Nachmittags ankamen. Da sich kein Zollbeamter um mein Gepäck kümmerte, nahm ich dasselbe kurz entschlossen ins Hôtel »Globo« und war dadurch von der immerhin lästigen Zolluntersuchung entbunden.

In Tehuantepec mußte ich einige Tage Aufenthalt nehmen, bis es mir nach langen Anstrengungen gelang, einige Pferde bezw. Maulthiere für mich und mein Gepäck, und einen Führer aufzutreiben. Ich hatte inzwischen Muße, das altberühmte Städtchen Tehuantepec mir anzusehen. Dasselbe liegt am linken Ufer des gleichnamigen, in der Regenzeit stark anschwellenden Flusses; jenseits desselben einige Vororte. Von einem Hügel aus, an dem sich ein Theil der indianischen Bevölkerung angesiedelt hat, hat man einen prächtigen Blick auf die Stadt und das benachbarte

*) Seit Vollendung der Isthmusbahn (1894) sind aber jedenfalls diese Mißstände abgeschafft worden.

Gelände. Der tiefblaue, fast wolkenlose Himmel, das ziemlich trockene, mattfarbene Buschwerk, welches an Berg und Hang neben succulenten Gewächsen (*Cereus*, *Opuntia*) die herrschende Vegetationsform bildet, dann die von Lastmaulthieren und Fußgängern belebte Strafse erinnerten mich an italienische Landschaften; freilich legen die zahllosen Cocospalmen und die grünen Zuckerrohrfelder in der Flussebene der Phantasie sofort schärfere Zügel an.

Abgesehen von der schönen landschaftlichen Lage bietet Tehuantepec noch vieles Interessante, insbesondere feine indianische Bevölkerung (Zapoteken), welche sich durch große Sauberkeit, gefällige Gesichtszüge und angenehme Sitten auszeichnet. Berühmt ist die Tracht der Indianerinnen: der farbige, meist blaue oder rothe Rock wird durch ein schmales Baumwollband zusammengehalten; das kurze farbige Hemdchen reicht gewöhnlich nicht ganz bis zum Rock herunter; ein Guipil (Ueberhemd) mit breitem gestärktem Ansätze wird gewöhnlich auf dem Kopfe getragen und über den Rücken fallen gelassen. Ein bunt bewegtes Leben entwickelt sich in der Markthalle der Stadt, wo man nicht nur die einheimische Tracht studiren, sondern auch Typen vieler benachbarter Stämme (Huaves, Zoques, Mijes u. a.) sehen kann. Merkwürdiger Weise herrscht aber die Sitte, daß nur fremde Männer, aber keine einheimischen, die Markthalle betreten dürfen.

Am 19. Januar konnte ich meine Reise fortsetzen. Es war noch Nacht, als ich zu Pferde mit einem berittenen Führer und einem Lastmaulthiere Tehuantepec verließ. Langsam ritten wir die dunkeln Straßen entlang und erst, nachdem wir eine gute Strecke weit geritten waren und es taghell wurde, bemerkte ich, daß die Thiere zwar stark gebaut, aber vollständig abgehetzt waren, so daß ich nur im Schritt mit ihnen fortkommen konnte. Wer jemals weite Strecken im Schritt hat durchreiten müssen, wird begreifen, daß mich diese Entdeckung nicht gerade in rosige Laune versetzte. Das Trübselige meiner Stimmung wurde noch vermehrt durch den deprimirenden Eindruck, welchen die armselige Buschvegetation jener Gegenden auf mich machte. Freilich ist auch sie nicht ohne Reiz: die wenigen tiefgrünen Bäume, welche man hier trifft, wirken ungemein wohlthuend, die zahllosen, oft sehr großen *Cereus*-Individuen, welche in dem

Buschwalde auftreten, überraschen wenigstens Anfangs vielfach durch ihre seltsamen Formen und Gruppierungen und gar hübsch nehmen sich die mattgrünen Blattrosetten der Agaven aus, wenn sie aus den Spalten fast senkrechter Kalkfelswände hervorspriessen und dem kahlen Gestein einen eigenartigen Schmuck verleihen. Ich glaube auch, daß diese Vegetation dem Reisenden, welcher unmittelbar von Europa kommt, recht gut gefallen würde; wenn man aber, wie Schreiber dieses, Jahre lang in der prächtigen, immergrünen Alta Verapaz gelebt hat, so macht diese dürftige Pflanzenwelt, inmitten der dünn bevölkerten Landschaft, einen recht traurigen Eindruck.

Wie ich nun durch dieses wüste und leere Gebirge dahinritt, ging mir unwillkürlich Uhland's »Schwäbische Kunde« durch den Sinn und der Vergleich mit meinem wackeren Landsmann aus der Zeit der Kreuzzüge machte mir Spafs, obgleich ich mir selbst gerade nicht sehr ritterhaft vorkam, und half mir über manche unangenehme Lage leichter hinweg:

»Das Röslein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach«

citirte ich, wenn ich die steilen steinigen Bergpfade auf- und abwärts zu Fuß ging und mein Pferd an der Leine führte; und weiter:

»Dem Pferde war's so schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen«

wenn ich selbst noch in der Ebene von Tlacolula und Oaxaca in halbfußstiefem Staube zu Fuß gehen und den Gaul vor mir hertreiben mußte.

»Viel Steine gab's und wenig Brot«

dachte ich, wenn ich nach langem beschwerlichen Ritte in einem dürftigen Quartier eintraf und nur mit Mühe ein paar Eier aufzutreiben vermochte; Bier oder Wein war selbstverständlich erst recht nicht zu haben, oft nicht einmal Kaffee, und wenn ich nicht in langer früherer Praxis gelernt hätte, mich mit Atoll (Maisbrei) zu befreunden, so hätte ich gar manches Mal mich mit klarem Wasser begnügen müssen, und ich sprach dann wohl in wehmüthiger Erinnerung an meine Münchener Studienzeit zu meiner Seele:

»Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.«

Früh Morgens um 3 oder 4 Uhr pflegten wir uns zu erheben, dann galt es, das Lastmaulthier zu bepacken — eine wenig angenehme Beschäftigung — und dann gings den lieben langen Tag in glühender Sonnenhitze bis zum späten Abend weiter, um dann in irgend welcher Hütte Unterkunft zu suchen. Hätten wir gute Thiere gehabt, so hätten wir jedesmal die gröfseren Ortschaften erreichen können und die Reise hätte sich weit angenehmer gestaltet; so aber mußten wir eben bleiben, wo wir am Abend eine menschliche Wohnung fanden und da war es denn recht dürftig mit der Unterkunft bestellt; öfters wurde mir auf besondere Fürsprache meines Führers hin, welcher die Zärtlichkeit meiner Constitution betonte, ein Bett hergerichtet: man legte einige Bretter über zwei Holzpflöcke, breitete eine dünne Binsenmatte darüber und das »Bett« war fertig: ein hartes Lager, und doch schlief ich darauf gewöhnlich vortrefflich, denn von dem Wege, den wir zurückzulegen hatten, habe ich mindestens ein Drittel zu Fufs gemacht, und kam daher meist ziemlich müde im Quartier an. Mein Führer ging noch weitere Strecken zu Fufs, um sein Maulthier zu schonen, war aber dann oft so gutmüthig, irgend welchen Fufsgänger, der ihn darum bat, stundenweit reiten zu lassen, während er selbst zu Fufs hinterher lief. Und dabei machte der Mann, seines Zeichens ein Maurer, die Reise zum Vergnügen, wie er mir selbst sagte. Weifs Gott, der Mann war ein Original! Ich meines Theils war herzlich froh, als ich mit Einbruch der Nacht am 24. Januar in die Stadt Oaxaca einritt und daselbst im Hôtel Segarra gute Zimmer, gute Betten, ordentliches Essen und Getränke fand.

Die Bevölkerung der durchzogenen Gegend besteht zum Theil aus Indianern (Zapoteken), zum Theil aus Mischlingen und scheint sehr wenig von der Civilisation beleckt zu sein. Die erste Stufe höherer Civilisation beginnt erst auf dem Hochlande; ich merkte es daran, dafs ich schon im ersten Dorfe der Hochebene (Tlacolula) von den Erwachsenen wegen meiner Kleidung und meiner Kopfbedeckung ausgespottet wurde. Alle Civilisation ist zunächst äufserlich und erzeugt Dünkel und Selbstüberhebung. Der Uncivilisirte staunt über fremdartige Erscheinungen, der Civilisirtere macht sich darüber lustig, weil er bereits so viel Kritik übt, das Fremdartige mit dem Einheimischen zu ver-

gleichen und weil er überzeugt ist, daß das Einheimische dem Fremdartigen überlegen sei. Bei wenig civilisirten Völkern sind nur die Erwachsenen, aber noch nicht die Kinder auf diesem Standpunkte angekommen; bei anderen Völkern (z. B. Italien) sind Erwachsene und Kinder gleicher Weise auf diesem Standpunkte; bei höher stehenden Völkern (z. B. Deutschland) nur noch die Kinder, während die Erwachsenen, wenigstens der Mehrzahl nach, so viel Tact haben, daß sie ihren Spott verbergen. Echte Civilisation, welche ohne Vorurtheil die Vorzüge des Fremden und Einheimischen prüft und auf alle Fälle Jedermann nach eigener Façon selig werden läßt, ist übrigens selbst unter den Gebildeten der höher stehenden Nationen selten.

Oaxaca ist eine hübsche, stille Stadt mit etwa 30 000 Einwohnern, mit geradlinigen Straßen, einigen berühmten Kirchen (die ich aber nicht besucht habe), hübschen Anlagen u. s. w. Das Schönste aber, was Oaxaca bieten kann, ist das milde Klima, welches hier (in 1550 m Höhe) jahraus jahrein herrscht, und wenn nicht während der Trockenzeit sich ein geradezu gräulicher Staub auf den Straßen befände, so wäre Oaxaca geradezu als ein Luftcurort für Lungenkranke zu empfehlen.

In der Hochebene (Valle) von Oaxaca und Tlacolula wird neben Mais und Zuckerrohr bereits ziemlich viel Getreide, auch Klee gebaut. Die Art der Feldbestellung ist aber noch sehr primitiv: man bedient sich noch der altväterischen hölzernen Pflüge, deren Schar nur mit einer Eisenplatte beschlagen ist und es ist wahrscheinlich, daß dieser Pflug sich noch lange erhalten wird, denn die Indianer hängen allenthalben sehr am Althergebrachten und die Großgrundbesitzer haben keine Ursache, hierin eine Aenderung durchzusetzen. Die Indianer bauen nämlich die Feldfrüchte unentgeltlich an unter der Bedingung, daß zur Zeit der Ernte die eine Hälfte dem Grundbesitzer, die andere dem Bebauer zufalle. Man sieht, daß die Landwirthschaft, auf solchen Grundlagen ruhend, eine sehr sichere und gute Ernte liefert.

In der Nachbarschaft von Oaxaca findet man zahlreiche Ueberreste altindianischer Ansiedelungen und man sieht zahllose Vasen, Thonfiguren, Götzenbilder u. s. w., theils zapotekischen, theils mixtekischen Ursprunges, im Privatbesitze. Wundervolle

Ueberreste indianischer Baukunst finden sich bei Mitla, 11 Leguas von Oaxaca entfernt, und ich habe nicht verfäunt, diesen herrlichen Ruinen, sowie dem weit berühmten Riesenbaum von Tule (einem herrlichen *Taxodium mucronatum*) — zu Wagen — meinen Besuch abzustatten. Doch glaube ich hier von einer Beschreibung absehen zu können, da diese Merkwürdigkeiten bereits häufig von berufenerer Feder geschildert worden sind. Auch die Eisenbahnfahrt von Oaxaca nach Puebla und Mexiko-Hauptstadt, welche mancherlei schöne Blicke auf die riesigen Vulkane der Gegend, auf die riesigen Maguerz-Pflanzungen in der Nachbarschaft der Hauptstadt u. f. f. bietet, braucht hier nicht eingehend geschildert zu werden, da ich mich hier ja schon auf bekanntem, viel beschriebenen Boden bewegte, und ich erwähne als gewissenhafter Chronist nur noch, daß ich am 29. Januar 1893 in der alten Stadt der Azteken meinen Einzug hielt.

Auf dem Hochlande von Anahuac.

Mexiko ist bekanntlich eine große, ziemlich regelmässig gebaute Stadt und besitzt einen lebhaften Fremdenverkehr, Dank den guten Eisenbahnverbindungen. Ich bin nach allen Richtungen hin durch die Stadt gebummelt und habe die wichtigsten Sehenswürdigkeiten gesehen; ich will darauf nicht näher eingehen, denn über Mexiko ist schon so viel geschrieben worden, daß ich hier nichts Neues zu sagen wüßte. Nur das Eine möchte ich hier betonen, weil es in anderen Reisebeschreibungen häufig nebenfächlich oder gar nicht erwähnt wird, daß nämlich Mexiko eine schmutzige Stadt ist: die Plätze mit öffentlichen Anlagen und einige Straßen des Centrums werden allerdings mit großer Mühe rein gehalten; die anderen Straßen aber, obwohl breit und luftig angelegt, starren gewöhnlich vor Schmutz. Je mehr Luxus in Pferden, Wagen und Toiletten geleistet und namentlich des Abends bei Spazierfahrten auf dem »Paseo« zur Schau getragen wird, desto mehr fällt die erschreckende Armuth an der Peripherie der Stadt auf. Diese zeigt sich zwar nicht so auffällig, wie etwa im ehemaligen Ghetto von Rom, ist aber sicherlich nicht in geringerem Masse vorhanden; die jämmerlichen, einstöckigen, flachen, oberirdischen Höhlen, welche man hier Häuser zu nennen beliebt, sind gewiss in hygienischer Hinsicht noch schlimmer, als einst die Riesenhäuser in den engen Gassen des Ghetto; dazu kommt die elende Nahrung und die gänzliche Mifsachtung jeglicher Vorsicht: wie oft habe ich gesehen, wie Leute aus dem niederen Volke aus dem stehenden Wasser der Bassins selten springender Fontänen tranken! Allenthalben wer-

den auch hier, wie in den armen Vierteln italienischer Städte, auf offener Strafe, in unreinlicher Weise die Mahlzeiten für die arme Bevölkerung zubereitet; bedenkt man zudem den Schmutz der Strafen, die Unvorsichtigkeit der Stadtverwaltung, welche am hellen Tage in den belebtesten Strafen die gesundheitswidrigsten Erdarbeiten vornehmen läßt, bedenkt man ferner die bekannten schlechten hygienischen Verhältnisse des Thales*) von Mexiko, die von Wasserpflanzen überwucherten stinkenden Abzugscanäle, welche dem eifrigsten Spaziergänger das Spaziergehen verleiden können, dann kann man sich wirklich nicht wundern, wenn von Jahr zu Jahr die Sterblichkeitsziffer Mexikos zunimmt und der Typhus in epidemischer Form auftritt.

Trefflich eingerichtet und weit verzweigt ist in Mexiko das System der Pferdebahnen, welche man hier auch zum Frachtverkehr und Leichenconduct verwendet. Der Verkehr von Fußgängern und Wagen auf den Strafen der Stadt ist lebhaft; Mexiko ist überhaupt recht großstädtisch, freilich nicht großstädtisch genug, als daß nicht meine Jäger'sche Wollkleidung da und dort lebhaftes Aufsehen erregt hätte, und als ich zum ersten Mal das Restaurationslocal des »Deutschen Hauses« betrat, rief einer der Anwesenden ganz vernehmlich aus: »Da kommt Professor Jäger aus Stuttgart«, eine Bemerkung, welche mich natürlich in die heiterste Stimmung versetzte. Die Deutschen nehmen eine sehr geachtete Stellung in der Stadt ein, sind aber natürlich in verschiedene Lager gespalten und der junge »Deutsche wissenschaftliche Verein« ist bei dieser Spaltung leider zu Grunde gegangen.

Die Civilisation ist in Mexiko bereits auf einer sehr hohen Stufe angelangt, denn man kennt hier bereits recht wohl den Begriff des Trinkgeldes und beobachtet häufig in unliebsamer Weise, daß Droschkenkutscher, Kellner, Verkäufer sich beim Ansetzen der Preise oder beim Herausgeben — natürlich stets zu ihrem Vortheile — täuschen. Es ist dies eine Errungenschaft der Cultur, von der ich meines Wissens, während meines vier-

*) Zur Entwässerung und Gesundmachung des Thales von Mexiko werden übrigens seit Jahren kostspielige Arbeiten ausgeführt, deren Vollendung allerdings noch nicht abzusehen ist.

jährigen Aufenthaltes in der minder civilisirten Republik Guatemala, keine Proben erfahren habe.

Der Blick auf die Stadt Mexiko und Umgebung, besonders auf die Schneeberge Popocatépetl und Iztaccíhuatl im Süden ist sehr anmuthig und ich pflegte gar manches Mal von der Plattform der Escuela Nacional de Ingenieros aus über die im Sonnenschein erglänzenden Dächer der Stadt hinweg sehnfüchtig nach den fernen Firnfeldern dieser Berge auszufchauen. Die Escuela de Ingenieros, welche etwa einer deutschen technischen Hochschule entspricht, war mein gewöhnlicher Aufenthalt bei Tage, denn in ihren Räumen fand ihr Heim auch die geologische Commission von Mexiko, welcher ich soeben als Mitglied beigetreten. Bis aber meine Bestallungsurkunde ausgefertigt war, vergingen bei dem langsamen Instanzenzug einige Wochen, und so fand ich denn Gelegenheit, einige Bergbesteigungen auszuführen, welche in das einförmige Stadtleben eine sehr erwünschte Abwechslung brachten.

Am 12. Februar Morgens 8 Uhr verließ ich die Stadt Mexiko, um nach Toluca zu fahren. Nachdem wir die Ebene von Mexiko durchheilt hatten, begann die Bahn in einem hübschen Gebirgsthale anzusteigen. Mit Vergnügen ruhte mein Blick auf dem malerisch gelegenen Dörfchen S. Bartolito, dessen Holzdächer, wie in anderen Gebirgsländern üblich, vielfach mit Steinen beschwert sind. Mais- und Getreidefelder bedecken den Thalboden, während niedrige Eichen und kleineres Buschwerk die ziemlich dünnen Berghänge bekleiden. Manche Büsche prangen in jungem Grün, und die rothblühenden Bäume, welche an den Ufern des Flusses stehen, erscheinen mir wie Vorboten des erwachenden Frühlings. Man spricht zwar vielfach von dem ewigen Frühling, welcher im Thale von Mexiko herrschen soll; es ist dies aber ein Märchen, das nur zum Theil auf Wahrheit beruht. Als ich Ende Januar in Mexiko ankam, war es zuweilen empfindlich kalt, und die Pflanzenwelt lag zum größten Theil im Winterschlaf; die fruchtbaren Gelände erschienen daher recht dürr und öde, und wo die Pflanzenwelt auszudauern schien, war es nur ein traumhaftes Weitervegetiren (denn erst die ersten Regen um Ende Februar brachten jungen Saft und jungen Trieb in die Gewächse).

Höher steigt die Bahn in engem Thale, das sich bei Dos Rios erweitert; in schneidendem Gegensatze zu dem freundlichen Landschaftsbilde, welches man hier genießt, steht die ungünstige äußere Erscheinung der hiesigen indianischen Bevölkerung (Otomíes). Vergleicht man mit dem Schmutze dieser Leute die peinliche Sauberkeit, welche die meisten Stämme des minder civilisirten Guatemala auszeichnet, so muß man sich unwillkürlich die Frage aufwerfen, ob das wohl vor Ankunft der Spanier ebenso gewesen ist oder ob es nur eine Folge der europäischen Cultur ist, oder besser gesagt, der Art und Weise, wie dieselbe jenen Indianern gebracht worden ist?

Immer noch höher steigt die Bahn; Kiefern, Tannen und Cypressen beginnen neben den Eichen aufzutreten, aber noch immer begleiten uns, trotz der ziemlich steilen Gehänge, Getreide- und Maisfelder, durch Agavenhecken geschieden. Eine prachtvolle, immer großartiger werdende Aussicht eröffnet sich auf die Thäler, Hügel und Ebenen im Osten, mit ihren wohlbebauten Fluren, ihren Dörfern und Kirchen. Allmählich bleiben die Getreidefelder unter uns, wir treten in zusammenhängende Coniferenwälder ein, die Landschaft nimmt alpinen Charakter an und in etwa 3060 m Höhe überschreiten wir die Pashöhe und befinden uns nun in einem flachen Hochthale mit armseligen Weideflächen. Nun geht es allmählich abwärts und bei dem großen, malerischen Dorfe Jajalpa erreichen wir die fruchtbare, aber stellenweise sumpfige Hochebene von Toluca; einige kleine vulkanische Hügel ragen in der Nähe auf und in der Ferne erblicken wir den Nevado de Toluca mit seinen Schneefeldern, den Gipfel in Wolken gehüllt. Um 11 Uhr Vormittags erreichte ich die ansehnliche Stadt Toluca (2690 m), fuhr Nachmittags mit der Dampffstraßenbahn nach dem Dorfe S. Juan (2900 m) und ritt von dort aus am nächsten Morgen mit einem Führer meinem Ziele zu.

Es war empfindlich kalt; Reif bedeckte Gras und Busch und den Staub des Weges und ich verhüllte, um die Zügel führen zu können, meine erstarrten Hände in Ermangelung von Handschuhen mit einer wollenen Mütze, bis allmählich eine angenehmere Temperatur eintrat. Wir ritten steil durch prachtvollen Kiefernwald aufwärts, an der Alpe »La Dispensa« (3330 m).

vorbei, überschritten die obere Wald- und Baumgrenze bei 4000 m Höhe, erreichten bei 4180 m die untersten Schneeflecken und gelangten mit unseren Pferden, welche, der dünnen Bergluft ungewohnt, alle Augenblicke ausruhten, an den Nordgrat des Berges bis zu einer Höhe von 4390 m, wo mein Führer erklärte, mit den Pferden zurückbleiben zu müssen. Ich frug ihn, wo ich wohl zum Gipfel hinaufsteigen könne, er aber erklärte gutmüthig, »wo ich wolle, denn er kenne die Anstiegsroute nicht«.

Ich stieg also über lockere Gesteinsblöcke, welche häufig von Schnee bedeckt waren, aufwärts, wo es mir gut schien und kam nach einer Stunde zum Pico del Fraile, welcher nach Aussage der Anwohner der höchste Punkt des Berges sein soll. Die Aussicht von hier ist sehr weit, sie bietet aber nicht die nöthige Abwechslung von Formen und Farben, um eine bedeutende malerische Wirkung zu erzielen. Da um diese Jahreszeit die Felder erst in den geschützteren Thälern bestellt waren, so machte die ganze Landschaft mit den scheinbar öden Ebenen und mit den gleichförmigen Kiefernwaldungen an den höheren Berghängen einen recht frostigen Eindruck. Von grosser Schönheit aber ist der Blick auf den grossen elliptischen Krater mit seinen riesigen Steilwänden und auf den kleinen Kratersee zu Füßen des Hauptgipfels. Nicht ohne Schwierigkeit stieg ich zum See hinunter (4280 m), kletterte dann zum Ostkamm empor (4550 m) und kehrte zu den Pferden zurück, um möglichst rasch nach S. Juan hinabzureiten.

Abends um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr waren wir wieder in unserem Quartier und am 14. Februar Nachmittags 1 Uhr befand ich mich wieder in Mexiko (2280 m), ein wenig ermüdet, aber um eine schöne Erinnerung reicher.

Wenige Tage später (den 17. Februar) verlies ich abermals Mexiko und kam gegen 11 Uhr Vormittags in dem Dörfchen Amecameca (2500 m) an, von wo aus man gewöhnlich den Popocatepetl ersteigt. Ich wandte mich, von einem Gastfreunde angeleitet, zunächst an einen »Vertrauensmann« (Antolino Mendizabal), welcher nach Empfang des ausbedungenen Preises (21 Mk.) sich verpflichtete, alles Nothwendige für die Besteigung des Popocatepetl vorzubereiten. Ich selbst besorgte für mich die nöthigen Lebensmittel und einige Kleinigkeiten, welche nach dor-

tiger Sitte für die Bergreifen verwendet werden; dann ging ich spazieren und sah mir zunächst die nahen Schneeberge von unten an.

Am folgenden Tage ritt ich gegen 11^{1/2} Uhr Vormittags mit dem Vertrauensmanne und einem Lastmaulthiere von Amecameca ab, während der Maulthiertreiber und der Bergführer uns zu Füsse nachliefen. Das Wetter sah recht bedenklich aus und als sich über uns in einer Höhe von etwa 2960 m (nahe der oberen Grenze des Getreidebaues) ein tüchtiges Hagelwetter entlud, da hatte ich wahrlich kaum mehr eine Hoffnung auf eine glückliche Ausführung der Tour. Schweigend und in schlechter Laune ritt ich in den schönen Kiefernwäldern höher hinan und ärgerte mich über die Nervosität meines Reitpferdes, über das geistlose Gerede meines Begleiters, über das Wetter, bald auch über die Kälte, kurz, über alles Mögliche, bis wir endlich gegen 4^{1/2} Uhr Abends in der Hütte von Tlamacas (3900 m), der früheren Schwefelraffinerie, ankamen, wo meine gute Laune beim warmen Feuer und einem guten Imbiss bald wiederkehrte, um so eher, als das Wetter sich allmählich aufhellte und vor Einbruch der Nacht der mächtige Kegel des Popocatepetl in seinem blendend weissen Firmantel sich in seiner ganzen majestätischen Grösse aus nächster Nähe zeigte. Frühzeitig suchte ich mein Lager auf und schlief, gegen Kälte wohl verwahrt, vortrefflich bis zum nächsten Morgengrauen.

Um 5^{1/2} Uhr Morgens (Temperatur: — 5° C.) brach ich, wohlversehen mit Schneebrille, Schleier und Handschuhen, in Begleitung des Führers und des Maulthiertreibers auf und ritt an den Hängen des Popocatepetl hin bis zu einer Felsgruppe, welche mit einem Holzkreuze geziert ist: »Las Cruces« (4440 m). Von hier aus wurde das Pferd zurückgeschickt, während ich selbst, ungern genug, mich meiner guten deutschen Bergschuhe entledigte, um mir nach Landesitte die Füße mit Wolltüchern umwickeln und mit Sandalen bekleiden zu lassen. Langsam stieg ich dann mit meinem Führer die steiler werdenden Hänge des Berges hinan; bald betraten wir Firn, benutzten aber, so weit als möglich, ein aperes Geröllband, um rascher steigen zu können. Nachdem wir dann den zusammenhängenden Firn betreten hatten, mußte mein Führer jede Stufe mit seiner Schneeschaufel ausgraben — Eispickel sind hier unbekannt; wir kamen daher nur

fehr langsam voran und ich hatte somit Mufse, die ungemein klare Ausficht zu genießen, welche fich gegen Norden und Often eröffnete. Befonders groß und schön erfcheint von hier aus der Pik von Orizaba, während im Norden der langgestreckte Iztaccihuatl die Aufmerksamkeit fesselt. Kurz vor 12 Uhr erreichten wir den Rand des Kraters an feiner tiefften nordöstlichen Einfunfung (5190 m) unmittelbar oberhalb des Haspels, welcher früher die Verbindung zwischen dem Kraterboden und der Oberwelt vermittelt hatte, als noch der Schwefelbergbau in dem Krater betrieben wurde. Jetzt ist derselbe längft aufgelaffen, der Haspel ist zerbrochen und neidifch blickte ich nach der Tiefe des Kraterkeffels, die mir nun nicht erreichbar war. Ich mußte mich fchon damit begnügen, das prachtvolle Bild von oben zu fchauen: die fteilen Riefenwände mit ihren Lava- und Geröllfchichten, die dampfenden Fumarolen an ihren Hängen und in der Tiefe, der kleine grüne See am Grunde des Kraters und All dieses umrahmt von blendendem Firn, welcher den Rand der Umwallung krönt! Es ist ein herrlicher Anblick und ich geftehe, daß ich nie zuvor einen Krater von fo gewaltigen und fchönen Verhältniffen gefehen habe. Nur zu bald mußte ich mich von dem prachtvollen Bilde trennen und den Abstieg antreten (2 Uhr Nachmittags). Es war ziemlich unangenehm, an den fteilen Hängen des Berges in den früher gefchlagenen Stufen abzufteigen, denn die Stufen waren verhältnißmäfsig weit von einander entfernt und ich befaß in meinen Sandalen keinen fo fichereren Tritt, wie in den gewohnten Bergfchuhen. Wie fchade, daß der Firn fo hart gefroren war; wäre der Schnee weich gewesen, fo hätten wir in wenigen Minuten in luftiger Fahrt auf einer Strohmatte den Bergkegel herunterrutschen können. Um $3\frac{3}{4}$ Uhr Nachmittags erreichten wir übrigens auch fo wieder Tlamacas, um 8 Uhr Nachts Amecameca, und am 20. Februar Morgens 9 Uhr war ich wieder in Mexiko zurück und fchaute mit einem eigenartigen Gefühl der Befriedigung nach dem prächtigen Schneeberge zurück, dem ich foeben einen Befuch abgeftattet.

Wenige Tage fpäter wurden mir von der Regierung meine Papiere übergeben, und am 25. Februar reifte ich von Mexiko ab, um mich in mein Arbeitsgebiet Tabasco und Chiapas zu begeben. Die prachtvolle Eifenbahn von Mexiko nach Veracruz

ist schon so oft in Wort und Bild geschildert worden, daß ich hier Nichts hinzuzufügen habe. Ich freute mich wie ein Kind, als von Orizaba ab wieder üppig grüne Vegetation an Stelle der armfeligen Pflanzendecke der trockenen Hochebene trat und die rankenden und schlingenden Gewächse an Busch und Baum sich zeigten, welche einen der eigenthümlichsten Charakterzüge der feuchten Tropenvegetation darstellen. Als ich in Veracruz angekommen war, stellte es sich heraus, daß der Dampfer »Veracruz« um mehrere Tage verspätet eintreffen würde und ich hätte demnach das zweifelhafte Vergnügen gehabt, einen längeren Aufenthalt in dem heißen Hafenplatze nehmen zu müssen. Ich rechnete hin und rechnete her; mir schien, daß es gehen könnte und rasch entschlossen packte ich meine Koffer und fuhr am nächsten Morgen wieder dem Hochlande zu. In wunderbarer Klarheit stieg der Schneeberg von Orizaba hinter den bewaldeten Vorbergen auf und je näher man nach Córdoba und Orizaba kommt, desto großartiger und schöner erscheint der gewaltige Berg, welcher an landschaftlicher Wirkung selbst den Aetna noch überbietet. An reiner Formschönheit steht der Orizaba zwar dem Santa Maria, Atitlan oder Agua in Guatemala nach, er bringt aber einen viel gewaltigeren Eindruck hervor als jene Feuerberge, wegen seiner Schneebedeckung, seiner größeren Massenhaftigkeit und wegen des Mangels eines jeglichen Rivalen — von Westen her betrachtet.

Bald war das Dorf S. Andres Chalchicomula (2560 m) erreicht, die nöthigen Vorbereitungen getroffen und gegen 11 Uhr Vormittags, am 27. Februar, ritt ich mit einem berittenen Vertrauensmann (Sabino Morales) und dessen zehnjährigem Sohne, sowie mit zwei Lastthieren weg, während der Maulthiertreiber und drei Führer zu Fusse nachfolgten. Durch schöne Getreidefelder, späterhin durch prächtige Wälder, endlich über alpine Weidenflächen, führte unser Weg dahin und kurz vor Einbruch der Nacht erreichten wir die »Cueva de los Muertos«, eine Höhle, welche man zum Uebernachten zu benutzen pflegt (4030 m). Bald entwickelte sich hier ein reges Leben und Treiben; ein Feuer wurde angezündet, es wurde gekocht und gebraten; in malerischer Gruppierung lagerten sich meine Begleiter ums Feuer und verzehrten mit bestem Appetit ihren Imbiss. Am meisten

Spafs machte es mir, den zehnjährigen Jungen zu beobachten, dem die helle Freude über das ungewohnte Treiben aus den Augen leuchtete. Bald streckte ich mich auf meiner mitgebrachten Matratze aus und schlief vortrefflich bis zum Morgengrauen.

Gegen 6 Uhr Morgens (Temperatur $-1\frac{1}{2}^{\circ}$ C.) verlies ich dann zu Pferde in Begleitung meiner drei Führer und des Maulthiertreibers die Höhle, um so hoch als möglich an den Hängen des Berges hinaufzureiten. Beim »Encargadero de los Azufreros« (4630 m), wo bereits nur noch spärliche Gräser zu sehen sind, mußte ich das Pferd zurückschicken; ich umhüllte meine Füße mit Wolltüchern, legte Handschuhe, Schleier und Schneebrille an, an Stelle eines Bergstockes wurde mir ein kurzer, kaum bis zu den Hüften reichender Holzprügel ohne Eisen Spitze gegeben, und fort gings auf die Bergreise (8 Uhr Vormittags). Die Hänge sind am Ciltlaltépetl (Pik von Orizaba) im Allgemeinen noch steiler als am Popocatépetl und ich stieg daher in dem lockeren vulkanischen Geröll sehr langsam aufwärts, indem ich die Vorsicht gebrauchte, streng rhythmisch im bestimmten Verhältnisse zu meinen Schritten Athem zu holen und wo möglich jede gesteigerte Herzthätigkeit zu vermeiden. Man kommt so langsam, aber stetig vorwärts und läuft nicht Gefahr, sich zu überanstrengen, was in so dünner Luft leicht vorkommen dürfte, da die Leistungsfähigkeit doch im Allgemeinen herabgemindert ist. Wir erreichten endlich den Südgrat des Berges und folgten nun demselben, über kleinere und größere Felsblöcke aufwärts kletternd, wobei wir dann und wann eine kurze Raft hielten, um neue Kräfte zu sammeln oder auch, um einen kleinen Imbiss zu uns zu nehmen. Eine wundervolle, vollständig klare Aussicht eröffnete sich nach Süden und Westen: hier die weiten Ebenen mit ihren Städten, ihren Dörfern, ihren Randgebirgen, der edelgeformte riesige Popocatépetl mit seinem großen Firnfeld auf der Nordseite, und seinem langgestreckten Nachbarberg Iztaccíhuatl, dann die einsame Malinche und ferner die Berge von Mexiko, welche im Ajusco dominiren, dort der hochinteressante, herrliche Steilabfall des Hochlandes gegen die Küstenebene, in nächster Nähe aber der gekrümmte Grat der Sierra Negra, die bizarren Felsformen des »Thürmchens« (Torrecillo), der Lavastrom des »Malpais« und andere landschaftlich wirkfame Theile des Ciltlaltépetl selbst.

Kurz vor einer Felsgruppe, welche den ominösen Namen Arrepentimiento (5290 m) (»Reue«) führt, überschritten wir den ersten Schnee und von nun ab führte unser Weg fast ausschließlich über Schnee bis zum Gipfel. Weicher Neuschnee bedeckte hier in dünner Lage den harten, oberflächlich oft in blankes Eis umgewandelten Firn, und es kostete hier noch mehr Anstrengung als am Popocatepetl, mit einer Schaufel die Stufen auszuftreichen; allein ich hatte ja nunmehr drei Führer, welche sich in das mühsame Geschäft theilten; an ein Anfeilen wurde übrigens weder hier, noch am Popocatepetl gedacht. Etwas ermüdet, aber sonst ohne alle Beschwerden, erreichten wir eine kleine, apere, durch Fumarolen ausgezeichnete Stelle (»Respiraderos«) (5560 m), und gleich darauf, kurz vor 1 Uhr, die höchste Spitze des Berges selbst (5582 m), welche im Jahre 1892 von Lic. Bulnes mit einem schwarz angemalten Holzkreuz — wohl dem höchstgelegenen Kreuz der Welt? — geschmückt worden ist. Wir hatten von hier aus einen prachtvollen Blick nach dem großartigen, tiefen Krater, dessen Grund man aber bei der Enge des Schlundes nicht sehen kann; die Aussicht nach Norden und Osten war uns aber durch Nebel vollständig verhüllt. Bei dem schneidenden kalten Winde (Temperatur — 3° C.), welcher auf dem Gipfel herrschte, vermochte ich es nicht lange, dort oben auszuhalten; wir stiegen daher zu den Respiraderos, nahmen dort unser einfaches Mahl ein und genossen die herrliche, klare Aussicht, welche sich nach Westen und Süden bot. Aber auch hierher verfolgte uns der kalte Wind; mich fror; und als uns der Nebel zudem noch dann und wann in seinen wallenden Mantel zu hüllen begann, beschloß ich, wieder den Abstieg anzutreten (1½ Uhr Nachmittags). Gewitzigt durch meine Erfahrungen am Popocatepetl hatte ich mir diesmal trotz des Zuredens der Führer meine Bergschuhe nicht nehmen lassen, und fand deshalb den Abstieg trotz des ungenügenden Bergstockes verhältnißmäßig leicht, da ich in dem gewohnten Schuhwerk guten Halt in den Stufen fand. Gegen 2½ Uhr Nachmittags erreichten wir die Felsen »Arrepentimiento« wieder und nun begann ein mühseliges Abwärtsklettern über die losen Felsblöcke des Grates, bis wir östlich von demselben eine Geröllhalde fanden, welche einen rascheren und bequemeren Abstieg gestattete.

Um 5 Uhr Abends hatten wir wieder die »Todtenhöhle« erreicht, wo Sabino Morales uns bereits mit dem Abendessen erwartete. Ich liefs es mir vortrefflich munden, genofs noch einen Augenblick die herrliche Aussicht nach dem Pik von Orizaba, in dessen weifsem Schneemantel man ganz deutlich unseren Weg zum Gipfel verfolgen konnte und legte mich dann schlafen, denn es galt am nächsten Morgen frühzeitig aufzubrechen, und zudem litt ich an jenem Abend (ebenso wie vorher nach der Besteigung des Popocatépetl und Nevada de Toluca) an Kopfschmerz, welcher offenbar durch den geringen Luftdruck veranlafst gewesen ist.

Als ich am nächsten Morgen (1. März) früh um 4 Uhr mich erhob, fühlte ich mich wieder vollständig wohl und munter; zwei meiner Führer aber, welche unbegreiflicher Weise ohne Schneebrille gegangen waren, waren schneeblind geworden und vermochten kaum nach dem Dorfe zurückzugehen.

Um 5 Uhr Morgens waren die Pferde gefattelt, die Lastthiere bepackt und unsere ganze Karawane trat nun den Heimweg an. Um 9 Uhr Vormittags war S. Andres Chalchicomula wieder erreicht, und Nachmittags führte mich die Eisenbahn wieder nach Veracruz herunter, von wo aus ich am 3. März an Bord der »Veracruz« nach meinem nächsten Ziele — Tabasco — abreifte.

Der gewaltige Höhenunterschied von nahezu 5600 m innerhalb 30, von über 4000 m innerhalb 14 Stunden, war diesmal — im Gegensatze zu früheren Erfahrungen bei den Vulkanen Guatemalas — fast ohne Einwirkung auf meinen Organismus geblieben; jedoch fühlte ich am Meerespiegel einen ganz leichten Druck auf die Brust, welcher aber das Athmen kaum merkbar erschwerte. Mein Organismus hatte sich durch die mehrfachen Bergreisen an bedeutende Luftdruckunterschiede gewöhnt, und ich glaube daher, dafs jeder rüstige Berggänger, welcher sich eine Weile auf dem Hochlande von Anahuac aufgehalten hat, ohne Schwierigkeit die Ersteigung des Pik von Orizaba ausführen kann, während sie ihm doch wahrscheinlich schwer fallen dürfte, wenn er, dünner Luft ganz ungewohnt, von Veracruz aus sich sofort an diese Hochtour wagen würde.

Von Meer zu Meer.

Nachdem ich am 3. März an Bord der »Veracruz«, eines ungemein schmutzigen, gänzlich unbequemen Dampfers, den Hafen von Veracruz verlassen hatte, befand ich mich am nächsten Morgen bereits in Coatzacoalcos, dem Endpunkte der Tehuantepec-Bahn und noch am Abend des 4. März fuhren wir den mächtigen Coatzacoalco-Fluss höher hinauf an ansehnlichen Inseln und einzelnen kleinen Ortschaften vorbei, vorbei an der Einmündung beträchtlicher Nebenflüsse, an schönen Waldstreifen mit üppigen Bäumen und Sträuchern, an ausgedehnten grünenden Sabannen, welche weidendes Vieh belebte, und so fort bis zu dem ansehnlichen Orte Minatitlan, wo wir einen mehrtägigen Aufenthalt hatten. Am 8. März endlich lichtete der Dampfer wieder die Anker und am Morgen des 9. März befanden wir uns vor Frontera de Tabasco, von wo aus uns der kleine Dampfer »Sophia« während der Nacht nach S. Juan Bautista führte.

Hübsch ist die Einfahrt in den Rio Grijalva, und zur Belebung der Scenerie trugen etliche ansehnliche Alligatoren bei, welche sich auf den Sandbänken der Ufer sonnten, aber durch Revolvergeschüsse rasch verscheucht wurden. Früher sollen Alligatoren an diesen Ufern in grosser Zahl gehaust haben; seit einigen Jahren ist man ihnen stark zu Leibe gerückt, indem ein schwunghafter Handel*) mit Alligatorenhäuten begann und nachdem binnen weniger Jahre mehrere hunderttausend Häute aus Tabasco ver-

*) Der Handel mit Alligatorhäuten und damit die Alligatorenjagd sind aber sehr stark zurückgegangen, da gegenwärtig der Markt mit Häuten überfüllt ist (1895).

schickt worden sind, sind die Thiere scheu und ziemlich selten geworden.

In Frontera sowohl, wie in S. Juan Bautista mußte ich mein ganzes Gepäck öffnen und von Zollbeamten untersuchen lassen — eine Belästigung, welche der verständige Reisende mit stoischem Gleichmuth über sich ergehen läßt, welche aber doch eine treffliche Illustration zur mexikanischen Einigkeit bildet.

In S. Juan Bautista habe ich nur wenige Tage verweilt und die Zeit meines Aufenthaltes war fast ganz durch nothwendige Beforgungen, Besuche, Einkäufe u. dergl. ausgefüllt. Es galt da, sich über die Wege zu erkundigen, Empfehlungsschreiben für manche Punkte zu erhalten, Vorräthe einzukaufen u. dergl. mehr; denn sobald man die Hauptstadt von Tabasco verlassen hat, hat man mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, an welche man in Culturländern gar nicht zu denken braucht.

Zunächst ging meine Reise im Ruderboote vor sich; die Ufer des Rio Grijalva, dann des Rio Blanquillo sind zwar flach, aber die grünen, von Viehheerden belebten Sabannen, kleinere Waldstreifen und da und dort bescheidene Hütten, höher hinauf schöne Cacaopflanzungen und ansehnliche Haciendas gewähren dem Auge viele Abwechslung und angenehme Ruhepunkte; auch die Mosquitos traten — in dieser Jahreszeit — in ziemlich bescheidener Zahl auf; mißlich sind dagegen die Unterkunftsverhältnisse, da man durchweg auf Gastfreundschaft angewiesen ist, und es ist mir trotz mehrjährigen Wanderlebens in solchen Ländern doch stets aufs Neue unangenehm, in wildfremde Häuser einzudringen und deren Bewohner um ein Frühstück oder um Unterkunft anzusprechen zu müssen und manchmal klopft man eben doch umsonst an die fremde Thür, wie mirs auch auf dieser Fahrt einmal geschah.

Am 16. März war ich in dem Städtchen Pichucalco (100 m) angelangt und mein erster Gang galt der Jefatura política (dem Bezirksamt), durch deren Vermittelung ich Träger für meine Reise zu bekommen hoffte. Allein ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht: Der Zufall wollte, daß der Jefe politico gerade abwesend war und sein Stellvertreter hatte zwar den guten Willen, aber nicht die Macht, meinen Wünschen zu willfahren; er schickte einen Polizisten nach einem benachbarten

Indianerdorf, um Träger zu holen, nach einigen Tagen aber kam derselbe ohne Träger zurück: offene Infubordination; wenn die Katze fort ist, tanzen die Mäuse. Nun ist die Umgebung der Stadt ja recht hübsch; man hat die Küstenebene verlassen und befindet sich in einer anmuthigen Hügellandschaft, die Gipfel bewaldet, die Hänge theils mit Maisfeldern, theils mit üppig grünendem Buschwerke bekleidet; Cocospalmen ragen zwischen den Hütten des Städtchens auf und Zuckerrohrfelder zeigen sich im Thalgrunde; der sehnliche Wunsch, im Grünen zu weilen, welcher mich im trockenen Hochlande von Mexiko erfüllt hatte, war nun gestillt, allein Pichucalco war doch zu unbedeutend, die nächste Umgebung geologisch zu uninteressant, die Regenzeit in zu drohender Nähe, als daß ich nicht vor Ungeduld gebrannt hätte, um jeden Preis weiterzukommen. Ich verstand mich unter solchen Umständen schweren Herzens dazu, mich von einem Theile meines Gepäcks zu trennen: ich sandte zwei Kisten mit indianischen Trägern nach Tuxtla und brach am 22. März endlich selbst auf in Begleitung eines Mannes, welcher den Rest meines Gepäcks auf sein Pferd packte und zu Fusse neben mir herging, denn ich selbst ging von nun ab wieder zu Fufs, um Wegeaufnahmen und geologische Studien mit der wünschenswerthen Genauigkeit machen zu können. Freilich verfolgte mich dabei öfters der Gedanke, daß die von mir begangenen Wege möglicher Weise schon anderweitig vermessen sein könnten und also meine Arbeit schon im Entstehen antiquirt wäre. Eine solche Möglichkeit ist bei den eigenthümlichen Verhältnissen, wie sie in der mexikanischen Republik bestehen, recht wohl denkbar. Man sollte gar nicht glauben, welch ansehnliche Summen von der Regierung Mexikos und anderen Republiken des lateinischen Amerika für wissenschaftliche, namentlich topographische Arbeiten, ausgegeben werden, aber der Enthusiasmus erlahmt oft sehr rasch, und wenn die Ingenieure ihre Arbeiten einliefern, so bleiben dieselben nur allzu oft einfach in den Archiven liegen, ohne jemals veröffentlicht zu werden und sind in Folge der Geheimniskrämerei der verschiedenen Sectionen und Commissionen so sicher aufgehoben, daß Niemand etwas von den Resultaten erfährt; werden die Arbeiten aber wirklich gedruckt, so kommt es nicht selten vor, daß die ganze Auflage aus Nachlässigkeit liegen bleibt, ohne

zur Vertheilung zu kommen, oder dafs zwar die ausländischen Bibliotheken und Fachgesellschaften, nicht aber die einheimischen Interessenten und Büchereien mit Exemplaren bedacht werden!

Doch genug der Abschweifung! In drückender Schwüle wanderte ich durch anmuthige Hügellandschaft nach Solosuchiapa (220 m), wo der Weg, dem Teapaflusse folgend, tiefer ins Innere des Bergzuges eindringt. Wir erreichen hier die herrlichsten, regenfeuchten Tropenwälder, welche gleich einem ewig grünen Mantel die gewaltigen Thalschluchten und Bergeshäupter bedecken. In dem abseits gelegenen Gold- und Silberbergwerke von Santa Fé (510 m) verweilte ich einen Tag, um die Erzlagerstätten und den Gang der Arbeiten kennen zu lernen; ich habe es nicht bereut, denn nicht nur das Bergwerk an sich bot viel des Interessanten, sondern auch die prachtvolle Lage der eigenartigen Colonie mit den klappernden Steinbrech-Maschinen zog mich ungemein an. Sie liegt am Vereinigungspunkte einiger ansehnlicher Bäche, deren krySTALLklare Fluthen sich brausend zwischen mächtigen Felsblöcken durchzwängen oder sie schäumend überspringen; gewaltige Berge ragen zu allen Seiten auf, von dichtem Urwalde bedeckt, und nur ein einziger Weg führt durch eine enge Thalschlucht aus dieser Waldeinsamkeit heraus, um die Verbindung mit der Aussenwelt herzustellen. Das klingt recht nett und anspruchslos und doch ist nicht zu vergessen, dafs dieser Weg von der Bergwerks-Gesellschaft erst mit beträchtlichen Kosten (40 000 Dollars) hergestellt wurde. Man bedenkt die bedeutenden Nebenausgaben oft nicht hinreichend, wenn man an Anlagen von Bergwerks- oder landwirthschaftlichen Unternehmungen geht und aus diesem Grunde ist schon manche Gesellschaft zu Grunde gegangen, anstatt goldenen Lohn zu ernten.

Am Abend des 24. März setzte ich meine Reise fort und begann am nächsten Morgen, von der Hacienda Zacualpa aus (390 m), zum Berglande von Nordchiapas hinanzusteigen; zunächst der Richtung des Teapaflusses folgend steigt man Stufe um Stufe höher, bis beim Rancho de las Nubes (1750 m) die letzte Steigung zu überwinden ist. Der Weg, der schon bisher recht schlecht war, obgleich er eine Hauptverkehrsstrasse (Camino real) bildet, wird nun noch elender. Steil steigt man in rauhem Steingerölle in scharfen Kehren aufwärts; der Pfad ist oft so tief und eng ein-

geschnitten, daß das Packthier kaum mit dem Gepäck sich durchzwängen kann und an einer Stelle, welche den reizenden Namen »La Ventana« (»das Fenster«) führt, muß man das Gepäck abladen und auf der Schulter tragen, da die Packthiere auch ohne Last kaum jene jammervolle Stelle passiren können und Gefahr laufen, in dem engen steilen Wege rückwärts abzustürzen und umzukommen. Endlich zeigt der Pfad minder beträchtliche Steigungen, bald erscheinen einzelne Kiefern, und wenn man die Kammhöhe (2040 m) überschritten hat, hören die prachtvollen Laubbäume und Farnpalmen, welche uns bisher begleitet haben, plötzlich auf und die Kiefern werden mit einem Schlage die herrschende Baumform; kaum aber hat man das Dörfchen Manzanillo (1950 m) erreicht, so werden auch sie spärlich; dürres Gras bedeckt nun in spärlichen Büscheln die steilen, steinbesäeten Berg- hänge, während Akazien oder Eichen in vereinzelt Exemplaren nothdürftig die Einförmigkeit der Landschaft beleben.

Der Abstieg von Manzanillo nach El Sacramento ist noch schlimmer als der Aufstieg gewesen; es ist einfach eine Schande für den Staat Chiapas, solch jammervolle Pfade als Hauptverkehrs- wege zu besitzen, ohne seit Menschengedenken etwas Wesentliches für ihre Ausbesserung zu thun. Hier muß auch der Reiter zu Fusse gehen, denn es wäre lebensgefährlich, auf dem schmalen steilen Pfade zu reiten, der zuweilen auf einer Seite scharf an der Felswand streift, während zur anderen Seite der baumlose Hang sich jäh in die Tiefe senkt; das Lastthier, das hier strauchelt, stürzt ohne Halt und Rettung zu Thal. Ich war daher recht froh, als wir (bei ansehnlichen indianischen Ruinen) die Thalsohle des Sabinabaches erreichten, und nach einem heftigen Gewitter- regen kamen wir munter, wenn auch durchnäßt, in der Hacienda El Sacramento am Abend des 26. März an und fanden bei dem gefälligen Hausverwalter freundliche Unterkunft.

Am nächsten Tage führte unser Weg zunächst in dem inter- essanten Thale des Sacramentoflusses hinunter, dann aber beschloß abermals ein beschwerlicher Aufstieg das Tagewerk; allein der Blick auf die Thalschlucht mit dem reichen Wechsel ungemein wild zerrissener Felszacken und sanfter, aber straff gezeichneter Berglinien, war für mich so anziehend und lehrreich, daß ich diese Wegstrecke zu meinen interessantesten zähle. Späterhin

bot die Landschaft, bei spärlichem Wechsel von armfeligen Eichenwäldern, von Buschformationen und Grasfluren wenige anziehende Bilder mehr; auch nennenswerthe Erlebnisse vermag ich nicht zu berichten; ich führe daher den Leser direct nach Tuxtla Gutierrez (530 m), der gegenwärtigen Hauptstadt des Staates Chiapas, wo ich am 1. April ankam. Mein Gepäck, das ich mit zwei Indianern vorausgeschickt hatte, war natürlich noch nicht eingetroffen, und so mußte ich eben in meinen genagelten Bergschuhen in der Audienz beim Gouverneur erscheinen. Ich wurde trotzdem sehr höflich empfangen und sah — was ich höher schätzte —, meine Wünsche rasch erledigt.

Der Governador, Don Emilio Rabasa, beiläufig gesagt, ein hervorragender mexikanischer Schriftsteller, ist ein Kind der Stadt Tuxtla und die Rücksichtnahme auf seine Vaterstadt ist nach allgemeinem Glauben der einzige Grund gewesen, weshalb Rabasa (im Sommer 1892) den Regierungssitz von S. Cristóbal Las Casas nach Tuxtla verlegt hat. Deshalb sind die Tuxtlecos sehr zufrieden mit dem Gouverneur, da Tuxtla, schon vorher der bedeutendste Handelsplatz des Staates, neuerdings sehr gewonnen hat; anderwärts im Lande ist man aber sehr ungehalten über diesen Schritt, da der neue Regierungspalast in San Christóbal nahezu fertig war, während nun in Tuxtla wieder neue Regierungsgebäude gebaut werden müssen, womit man die starke Erhöhung der Steuern wohl nicht mit Unrecht in Zusammenhang bringt.

Auf mich hat die Stadt Tuxtla keinen besonders angenehmen Eindruck gemacht; es ist eine Stadt wie die meisten im spanischen Amerika, mit geradlinigen, rechtwinkelig sich schneidenden Straßen und obligater Plaza (Marktplatz), ohne bemerkenswerthe Gebäude. Ein starker Procentsatz von Indianern (Zoques) lebt hier. Das Klima ist heiß und trocken (in den Monaten December bis Mai), die Umgebung ohne einladende Reize, die Vegetation dürr und armfelig. Unter solchen Umständen wollte ich meine Reise sobald als möglich fortsetzen; als ich aber am 4. April aufbrechen wollte, war mein Begleiter so betrunken, daß ich ihn nur mit Mühe (gegen 11 Uhr Vormittags) auf den Weg bringen konnte, und während ich in glühender Mittagshitze durch die ausgedörrte Ebene wanderte, hatte ich Zeit, über den Unter-

schied zwischen unvernünftigen und vernunftbegabten Menschen nachzudenken. Man pflegt nämlich hier zu Lande die Indianer als »gente sin razon« (vernunftlose Menschen) den Mischlingen (Ladinos) gegenüberzustellen; ich gestehe aber, daß ich bisher mit Indianern viel bessere Erfahrungen auf meinen Reisen gemacht habe, als mit den »vernunftbegabten« anspruchsvollen Mischlingen. Freilich muß man erst lernen, die Indianer zu verstehen und richtig zu behandeln, dann aber sind sie, wenn man überhaupt gute Leute bekommt, die besten Träger und Diener, welche man sich nur billiger Weise wünschen kann.

Nach kurzem Aufenthalte in Chiapas (420 m), wo ich die zwei Indianer mit meinem Gepäck antraf und nach S. Cristobal beorderte, setzte ich meine Reise in der ziemlich öden Landschaft fort; gegen Nachmittag erreichte ich das Dorf Iztapa (zu deutsch: »Salzstelle«), wo ich die interessanten, von den dortigen Indianern (Tzotziles) ausgebeuteten Salinen besuchte. Als ich von dort nach dem Dorfe zurückkehrte, bemerkte ich in einem Hohlwege, quer über die Straße ausgestreckt, ein sanft gebogenes Stück Wurzel mit eigenartig gezeichneter Rinde; der Gegenstand erregte meine Aufmerksamkeit, so daß ich im Begriff war, ihn aufzunehmen, als ich bemerkte, daß das Ding nach beiden Seiten hin an Dicke abnahm; da erschrak ich und sah schärfer hin: es war eine etwa 1½ m lange Schlange von jener Gattung, welche man wegen ihrer Aehnlichkeit mit Lianen (vejucos) und wegen ihres häufigen Aufenthaltes auf Bäumen Veuquillas nennt. Ich wäre nun ruhig über das Thier weggegangen, da ich aus langer Beobachtung weiß, daß die Schlangen Niemanden angreifen, es sei denn, daß sie sich selbst angegriffen oder bedroht glauben; aber das Thier war bereits aufgeregt, es züngelte stark und da ich es doch mit meinem Regenschirm nicht tödten konnte, so wartete ich, bis einige Indianer des Weges kamen und die Schlange mit ihren langen Stöcken erschlugen.

Am 6. April verließen wir Iztapa (1070 m) und wanderten über die baumlose, mit Felsblöcken überfäete Ebene hin, dem nahen Gebirge zu. Bei der Hacienda Burrero (1260 m) beginnt der Anstieg an den steilen Berghängen und erst gegen Abend erreichten wir die Pafshöhe, von wo aus sich ein reizender Blick eröffnete auf das kleine Dorf Sinacanta (2080 m), mit der weifs-

getünchten, bescheidenen Kirche und den malerisch zerstreuten Häusern, deren Holz- und Ziegeldächer aus dem freundlichen Grün der Aepfel- und Pfirsichgärten und der ausgedehnten Getreidefelder hervorlugten. Nach der ermüdenden Wanderung in den ausgedörrten heißen Thallandschaften von Chiapas muthete meine nordländische Seele der Anblick der grünen Pflanzenwelt des kalten Landes mit ihren Kiefern, ihren europäischen Fruchtbäumen und Getreidearten ganz heimathlich an, mit Behagen athmete ich die frische Luft des Hochlandes ein, und noch gröfser war meine Freude, als ich am nächsten Morgen aus der Ferne, im weiten Thalkeffel dahingestreckt, von leichtem Nebel halb verhüllt, die Stadt S. Cristobal erblickte, den altehrwürdigen Bischofsitz des Fray Bartolomé de las Casas, des streitbaren Vertheidigers der Indianer, des friedfertigen Eroberers der Verapaz.

San Cristobal, du liebes Nest! In deinen Gärten blühen die Aepfelbäume, unreife Früchte hängen gleichzeitig von den Pfirsichbäumen und da und dort duftet auch der liebliche Geruch frischer Orangenblüthen! An deinen Strafsen stehen weifsgetünchte Kirchen mit altväterisch überladenen Fassaden, alte Häuser mit Ziegeldächern und Holzgittern vor den Fenstern und kleine Hütten mit schwärzlich-grauem Holzdache, da und dort wohl auch ein neumodisches Gebäude ohne rechten Stil und Geschmack! Deine Plätze sind von Arkaden umrahmt, die Anlagen mit altmodischen Ruhebänken in zopfiger Manier versehen! Deine Strafsen sind schlecht gepflastert, oft auch sehr schmutzig, aber — Gott sei Dank! — krumm, was nach der Langeweile der schablonenhaften spanisch-amerikanischen Städte ungemein wohlthuend wirkt!

Die ganze Stadt erschien mir regellos, still, widersinnig und doch wieder von einem starken Hauche spiefsbürgerlicher Gemüthlichkeit durchweht; kurzum, es haftet diesem Städtebild etwas Eigenartiges an, das vielleicht auf anspruchsvollere, weltkundigere Gemüther einen minder günstigen Eindruck hervorbringt, als auf mich, denn nachdem ich meine ganze Jugendzeit in einer idyllischen alten Reichsstadt Schwabens zugebracht, ist mir wohl ein gut Theil spiefsbürgerlichen Denkens und Fühlens haften geblieben, was mir die überlegene Großstadtseele nachsehen möge.

Wie behaglich fühlte ich mich hier im Hôtel Progreso, einem alten Hause mit grossen Altanen und mit Flechten überwuchertem Ziegeldache, wie heimisch in meinem riesigen, ziegelsteingepflasterten Schlafzimmer, mit dem wackeligen Holzbalkon! Wie ruhig konnte man da ausgehen ohne andere Wehr und Waffe, als den Zimmer Schlüssel, der im Nothfalle leicht als Todtschläger benutzt werden konnte! Wie anheimelnd war es für mich, jetzt, wo gerade Jahrmarkt war, dem bunten Durcheinander von stutzerhaften Pflastertretern, von bescheidener gekleideten Mischlingen und von Indianern (Tzotziles) mit langem schwarzen Haar und zerlumpten Kleidern zuzusehen, wie lustig erst, in die verwunderten Augen der Indianerjungen zu blicken, die ich nach dem Wege zum Festplatze (»Cerillo«) frug und die durchaus nicht begreifen wollten, daß es Jemand geben könne, welcher nicht einmal den Weg zum Festplatze von S. Cristobal kenne!

Man sagte, dieser Jahrmarkt sei wenig besucht gewesen, im Verhältnisse zu früheren Jahren, und es dürfte wohl etwas Wahres daran sein, denn die Verlegung der Regierung und die Verminderung der Garnison haben der Stadt das Leben genommen. Trotzdem fand ich hier so manche Unterhaltung und Abwechslung.

Reizend war es, das spießbürgerlich steife Publicum in dem improvisirten Musentempel der Stadt zu sehen, wo eine kleine Schauspielerbande Operetten dritten und vierten Ranges (mit Begleitung eines aus Blech-, Holzblas- und Saiteninstrumenten und einem Clavier zusammengesetzten Orchesters) vorführte, interessant auch die erregbaren, aus minder gewählten Kreisen stammenden Zuschauer der Stiergefechte während der aufregenderen Augenblicke jenes Schauspieles zu beobachten — gewiss interessanter, als das Schauspiel selbst, in welchem eigentlich nur die Bewegungen der Stiere, vom thierpsychologischen Standpunkte aus, meine eingehendere Aufmerksamkeit erweckte.

Eines Abends wurde auf dem Festplatze Feuerwerk abgebrannt, und die Bevölkerung der Stadt strömte männiglich herbei, um den seltenen Anblick zu geniessen und im Finstern wieder nach Hause zu tappen, denn die Straassenbeleuchtung ist von patriarchalischer Anspruchslosigkeit: nur die eine Strasse, welche zum Festplatze führte, war mit altväterischen Erdöllaternen, der Festplatz selbst mit Kienholzbündeln beleuchtet, alles Uebrige

blieb im Dunkeln, wenn nicht gerade der Mond schien, und wer keine Handlaterne zur Verfügung hatte, that gut, einen ansehnlichen Vorrath von Zündhölzern mitzunehmen, um jedesmal die Stelle zu beleuchten, wo man die Straßebäche zu überspringen oder besonders schlechte Passagen des vorsintfluthlichen Pflasters zu überschreiten hatte.

In deutschen Zeitungen ist S. Cristobal Las Casas im Jahre 1892 todt gesagt worden; es hieß, ein heftiges Erdbeben hätte am 29. Juli genannten Jahres die Stadt von Grund aus zerstört und Tausende von den Einwohnern getödtet; davon war aber glücklicher Weise keine Silbe wahr und man darf hoffen, daß der todtgesagten Stadt noch ein langes, glückliches Leben beschieden sei.

Am 12. April sagte ich der freundlichen Stadt und ihren gefälligen Bewohnern Lebewohl und wanderte mit vier Trägern über die Hochebene (2070 m) hin in die mit schönen Kiefernwäldern bestandenen Berge hinein. In früher Nachmittagsstunde überschritten wir die Pafshöhe Mitzton (2390 m) und gewannen gegen Abend prachtvolle Ausblicke auf die eigenartige Landschaft zu unseren Füßen: hier die Gebirgsterrasse von Teopisca und Amatenango mit den fruchtbaren grünenden Ebenen, die waldigen Berge im Rücken, dort der Abfall gegen die große Thalsenke des Chiapasflusses, aus welcher die kühn gestalteten Andesitberge von S. Bartolo, Lanza und Mispilla mit ihren Zacken, Thürmen und Felswänden stolz emporragten. Dorthin führte mich mein Weg (über Soyatitan und S. Bartolomé de los Llanos) und auf einer ausichtsreichen Eruptivkuppe fand ich die ausgedehnten altindianischen Ruinen von Bolonchac (1150 m), in deren Hofräumen die Indianer neuerdings die noch vorhandenen Steingötzen gesammelt haben und vor denselben nächtliche Feste abzuhalten pflegen. Leider sind diese Steinbildwerke durch die Atmosphärien schon stark zerstört, so daß man nur noch die groben Umriffe erkennen kann; man sieht übrigens dennoch, daß diese Sculpturen an künstlerischer Vollendung sehr weit hinter jenen der Mayas, Kholes oder Chortés zurückstehen.

Am 17. April wanderte ich mit meinen Trägern nach der Hacienda Laja tendida (580 m), in deren Nähe ein kegelförmiger Berg von ungemein regelmäßiger Gestalt aufragt. Dieser Berg

war mein Ziel, da er seiner Form nach möglicher Weise ein Vulkan sein konnte. Mit einem Begleiter machte ich mich auf den Weg, dem Berge zu, um diese Frage durch eigene Untersuchung zu entscheiden; bald aber hörte der Weg auf und da sich mein Begleiter als ganz ungeübt erwies, so ging ich eben selbst voraus und stieg kriechend und kletternd zwischen Dorngestrüpp und schlingendem Gefträuche bergan. Die Dornen zerkratzten mir dabei Gesicht, Hände und Hals, zer Schliffen mir meinen Rock u. dergl., aber den Gipfel erreichte ich nach dreistündiger Arbeit doch! Freilich fand ich dort außer Scherben von Räuchergefäßen nichts Auffallendes: der Berg hatte mich gefoppt, er ist kein Vulkan, sondern ein einfacher Denudationskegel von Kalkstein. So durfte ich nun am nächsten Tage zur Mittagszeit bei 35° C. Lufttemperatur im spärlichen Schatten eines schwach belaubten Baumes meinen Rock flicken, während daneben meine Träger am Boden gelagert ihr einfaches Mittagsmahl verzehrten und das Brodeln des Wassers in meinem Theekessel mir baldige Stillung meines Durstes versprach — ein Bild für einen Amateurphotographen! Ueberhaupt hätte ein solcher Liebhaberkünstler manches eigenartige Genrebild festhalten können, wenn er mich auf dieser Reise begleitet hätte, so z. B. als ich im freien Felde, auf meinem Gepäck sitzend, vermittelt eines Steinmeißels die Schrauben meines Compasses öffnete, um eine kleine Reparatur vorzunehmen, oder auch, als ich eines Abends unter meinem Zeltdache in der Hängematte saß und in Ermangelung eines Pfriemens vermittelt einer Sacknadel und eines Champagnerhakens mit Bindfaden die Doppelfohlen meiner Bergschuhe zusammenflickte, um diese hier unerfetzlichen treuen Bekleidungsstücke vor gänzlichem Untergange zu retten. Man kommt auf solchen Reisen oft in eigenthümliche Lagen und wenn mich Jemand fragen würde, wie er sich für eine Forschungsreise in diesen Gegenden vorbereiten sollte, so würde ich ihm vor Allem rathen, einen abgekürzten Lehrcursus bei einem Schuster, einem Schneider, einem Mechaniker, einem Koch und einem Chirurgen durchzumachen, denn von Allem braucht man dann und wann ein wenig.

Am 19. April setzten wir in früher Morgenstunde in einem Kahne über den Chiapasfluß und erreichten kurz nach Mittag das freundliche Dörfchen La Concordia (570 m), wo ich

die eigenartigen Salinen besichtigte; dann führte unser Weg in die »Frailesca de Chiapa«, eine Landschaft, welche ehemals größtentheils im Besitze der Dominikanermönche von Chiapa gewesen ist. Da die Mönche die eingeborenen Indianer (Chiapaneken) aus jenen Gegenden nach den Dörfern von Chiapa, Suchiapa und Acala übergesiedelt hatten, so führten sie zur Bewirthschaftung ihrer Güter Negerclaven ein, in Folge dessen man noch heute viele Spuren afrikanischen Blutes in der Bevölkerung der Frailesca wahrnimmt. Die Frailesca dehnt sich südlich vom Chiapasflusse am Abhange der Sierra Madre hin aus und besteht aus einer Anzahl ansehnlicher Ebenen, welche durch kleine Bergzüge (Ausläufer der Sierra Madre) von einander geschieden werden. Während die Berge vorzugsweise von einer trockenen Buschformation oder lichten Eichen- und Kiefernwäldern bedeckt sind, sind die Ebenen oft weithin fast baumlos, und da der niedrige Graswuchs das Erdreich nicht ganz zu überdecken vermag, so machen sie einen steppenhaften Eindruck. Wenn die Sonne über diesen weiten Ebenen brütete und die erhitzte Luft über dem spärlich bewurzelten, fast dünnen Grasboden tanzte, perlte mancher Schweißstropfen von meiner Stirn und mit Sehnsucht erwartete ich dann den kühleren Abend, an welchem wir in irgend einer gastlichen Hacienda Unterkunft zu suchen pflegten. Die Landschaft ist belebt von großen Rinder- und Pferdeheerden und eine nicht unbedeutende Indigocultur ist eine Quelle des Reichthums für den Landwirth.

Bei dem Dörfchen Trinidad de la Ley (620 m) biegt unser Weg in ein Gebirgsthal ein und je höher man steigt, desto frischeres Grün zeigt die Vegetation und bei Ractrojo (1360 m) ist man wieder inmitten prachtvoller feuchter Laubwälder mit üppigem Unterholze und schönen Farnbäumen und Palmen. Aber nur die nächste Umgebung der Kammhöhe prangt im Schmucke dieser herrlichen Wälder. Kaum hatten wir (am 26. April) die Pafshöhe de tres Picos (1420 m) überschritten und den Abstieg begonnen, als auch bereits wieder die Vegetation an Fülle und Schönheit abzunehmen anfang; dafür aber entschädigte der prachtvolle Blick auf den gewaltigen Steilabfall der benachbarten Berge, zwischen deren frischgrünem Waldkleide nicht selten die nackten Felswände zu Tage treten; höchst großartig ist vor Allem der

Anblick des stolzen dreigipfeligen Cerro de tres picos, welcher eine Höhe von etwa 2000 m haben mag und in unmittelbarer Nachbarschaft furchtbar steil emporragt. Leider beeinträchtigten da und dort trübgraue Wolken die Aussicht, und das Meer, obwohl deutlich sichtbar, entbehrte bei der ungünstigen Beleuchtung der belebenden Farbe.

Rasch stiegen wir in schmalen steilen Hohlwegen zu Thal und erreichten gegen Abend die Stadt Tonalá (50 m), am 27. April aber frühzeitig den gleichnamigen Hafen, wo wir im Anblicke des brandenden blauen Meeres auf die Ankunft des Dampfers warteten, um über Tapachula und Comitan die Heimreise nach Coban anzutreten.

Durch das Innere von Yucatan.

Obgleich gar viele mittelamerikanische Gebiete so wenig bekannt sind, daß wir nur ganz allgemeine, vage Nachrichten darüber besitzen, so ist doch das Innere von Yucatan wohl der am wenigsten bekannte Landstrich zwischen den Landengen von Tehuantepec und Panamá. Es rührt dies namentlich davon her, daß weite Gebiete der Halbinsel seit einer Reihe von Jahren im Besitze unabhängiger Indianerstaaten sind und daß die Furcht, mit diesen Indianern in Conflict zu kommen, die meisten Reisenden abhält, in jene Gebiete vorzudringen. Die Yucatecos wissen Schreckensgeschichten von der Grausamkeit und Feindseligkeit der unabhängigen Mayas zu erzählen, und wo immer ich die Absicht aussprach, das Innere Yucatans zu durchziehen, da rieth man mir dringend von meinem Vorhaben ab. Aber das Geheimnißvolle, das Unerforschte lockt und reizt, und ohne mich von den ungünstigen Gerüchten abschrecken zu lassen, begann ich schon um die Mitte des Jahres 1893 Erkundigungen einzuziehen, als deren Resultat sich ergab, daß ein Eindringen ins Innere der Halbinsel am ehesten von Britisch-Honduras aus möglich wäre. Als ich daher im Januar 1894 mit drei getreuen Kekchi-Indianern zur Fortsetzung meiner angefangenen geologischen Studien von Coban aufbrach, wanderte ich durch die ausgedehnten, schweigfamen Urwälder des Petén nach dem Dorfe El Cayo (ca. 60 m), von wo aus uns ein mit mehreren Mulatten bemanntes Ruderboot in wenigen Tagen den Rio Viejo hinunter nach Belize brachte. Da erfuhr ich nun, daß nur der Indianerstaat von Chanfantacruz auf Kriegsfuß mit Mexiko stehe, während die

übrigen unabhängigen Mayas im Freundschaftsverhältnisse und nomineller Abhängigkeit zu Mexiko sich befinden. Diese Kunde war für mich eine äußerst günstige, denn nun konnte ich — als mexikanischer Beamter — hoffen, bei den südlichen Indianern von Icaiché Förderung und gute Aufnahme zu finden, während ich allerdings die Chanfantacruz-Gebiete vorsichtig meiden mußte. Voll guter Hoffnung schiffte ich mich daher am 19. Februar an Bord der »Freddie M.« ein und befand mich am folgenden Morgen in dem hübschen kleinen Städtchen Corozal, von wo unser Dampfer nach kurzem Aufenthalte weiterfuhr. Noch einmal grüßten die freundlichen weißen Häuser, die sich so hübsch von dem grünen Grunde abhoben, herüber, noch ein Blick auf die zahllosen schlanken Cocospalmen, welche die Meeresufer umsäumen — dann bog unser Dampfer in den New River ein und fuhr zwischen den abenteuerlichen Baum- und Wurzelformen des Mangrovegehölzes in dem schwärzlich-olivgrünen Wasser des Flusses hinauf. Bald beschränkte sich das Mangrovegehölz auf einen schmalen Saum am unmittelbaren Flußufer, indess niedriges Buschwerk, mit Fächerpalmen untermischt, oder moorartige Grasflächen herrschend wurden; eigenthümlich verkrüppelte und verschlungene Schlangencacteen zeigen sich da und dort an den Aesten der Bäume. Um die Mittagszeit landeten wir bei dem Dorfe San Esteban (1300 Einwohner) und um 2 Uhr Nachmittags erreichten wir Orange Walk (600 Einw.), welches durch ein wohlarmirtes Fort beschützt wird. Die wackelige Beschaffenheit des von Schiefscharten durchbrochenen Bretterzaunes, welcher das Haus des Districtscommissärs umgiebt, beweist aber, daß die Zeiten der Gefahr längst vorüber sind: im Jahre 1872 hatte Orange Walk zum letzten Mal eine Belagerung von Seiten der Icaiché-Indianer auszuhalten. Trotzdem erschienen mir die Befestigungen wie eine Art Warnungszeichen und auch der Districtscommissär, Dr. Harrison, war sehr erstaunt, als ich ihm meine Pläne auseinandersetzte; mit größter Bereitwilligkeit that er aber Alles, was in seinen Kräften stand, um meine Reise zu erleichtern, und so erfuhr ich nun zum ersten Mal etwas Bestimmtes über die Wege, welche nach dem Inneren Yucatans führen. Es gelang mir auch, einen Führer zu finden, der sich verpflichtete, mich bis Icaiché zu geleiten; aber als ich am nächsten Morgen,

den 21. Februar, aufbrach, liefs sich mein famoſer Führer krank melden, und ſo mußte ich denn mit meinen treuen Kekchi-Indianern allein die Reiſe antreten.

Wenn man von Orange Walk aus nach Südweſten wandert, ſo kommt man zunächſt durch Gebiete, in welchen die Vegetation recht üppig iſt; prächtige Corozopalmen mit ihren ungeheuren Blattfiedern und rieſige Fächerpalmen erfreuen das Auge des Wanderers, aber doch vermag ſich der Wald nicht zu der Kraft und Hochwüchſigkeit zu erheben, welche ich zuvor im Petén oder im ſüdlichen Britiſch-Honduras beobachtet hatte, und manchmal durchzieht man auch ſumpfige Landſtreifen, in welchen wirres Buſchwerk und niedrige Fächerpalmen herrſchen. Weit hin iſt aber auch die Landſchaft mit ziemlich unfruchtbaren Sandflächen bedeckt, welche nur mittelhohes Gras, niedrige Fächerpalmen und namentlich viele Kiefern (*Pinus cubensis* Griseb.) tragen, die ſogen. »Pineridges«, welche ſich insbeſondere gut für Viehzucht eignen.

Am Abend des 21. Februar erreichten wir das Dorf Pineridge (60 m), wo wir in einer offenen Hütte gegenüber dem von wenigen Soldaten beſetzten, befeſtigten Blockhaus übernachteten. Es gelang mir abermals, einen Führer für die Reiſe nach Icaiché zu dinge, und abermals blieb derſelbe am nächſten Morgen aus, da angeblich inzwiſchen ſein Kind erkrankt war. Alſo zog ich denn am 22. Februar wieder mit meinen drei Kekchi-Indianern weiter, überſchritt um die Mittagszeit den Rio Hondo und damit das Machtbereich der britiſchen Colonie. Der Zufall wollte, daß ſich hier, in der Blauholzſägerei Yo Creek (10 m), ein Icaiché-Indianer mit ſeiner Frau und einem Knaben befand und durch Vermittelung des Herrn Oswald, eines in Yo Creek wohnenden Schweizers, vermochte ich dieſen zu beſtimmen, daß er mir den Weg nach Icaiché zeige, und obwohl wir kein Wort Maya, der Icaiché-Indianer aber kein Wort Spaniſch verſtand, ſo verſtändigten wir uns durch Zeichen und durch die dürftigen Sprachkünſte des Jungen doch ſo weit, daß unfere Reiſe nach Icaiché ohne alle Schwierigkeit vor ſich gehen konnte. Icaiché liegt inmitten eines ungeheuren, völlig unbewohnten Urwaldgebietes als eine kleine Oaſe Culturlandes da und wir bedurften dreier voller Tage mühsamer Wanderung auf ſchmalen, aber für Reitthiere

noch gangbaren Pfaden über unbedeutende Terrainschwellen, um von Yo Creek zu dem Dorfe Icaiché zu gelangen.

Das Dorf ist aus einer verhältnismässig geringen Zahl regellos zerstreuter Hütten gebildet, zwischen denen man nicht selten noch die Grundmauern und Keller früherer Steinhäuser (aus der Zeit vor dem Indianeraufstande 1849) beobachtet. Die Einwohnerzahl mag zwischen 200 bis 300 Seelen betragen. Zum Gebiete von Icaiché gehören noch die kleineren südlich gelegenen Ansiedlungen Ixtinta, Chanakal, Jajché und Ixpujil. Die Höhe von Icaiché mag etwa 160 m über dem Meere betragen. Die ganze Umgebung ist fruchtbar, die Urwälder in der Nähe der Ansiedlungen stark gelichtet, da die Indianer sich hauptsächlich der Cultur von Mais und Bohnen widmen (jedoch ist auch die Jagd von Bedeutung für ihren Haushalt). Der Charakter der Vegetation bekundet, dass hier reichliche Niederschläge fallen und gerade während meines Aufenthaltes daselbst gingen ausgiebige Regen nieder.

Als ich am 25. Februar gegen Abend in Icaiché ankam, fand ich den General Tamay am Schleiffsteine, sein Buschmesser schleifend. Die Sitte verlangt hier, dass man ihm zur Begrüssung die Hand küsse, und so streckte der General auch mir seine Hand hin, die ich aber, anstatt sie zu küssen, ergriff und kräftig schüttelte. Ein stark angeheiterter Indianer, der ein wenig Spanisch radebrechte, diente mir als Dolmetscher; der Kazike, General Tamay, war ebenfalls — gleichwie ein grosser Theil der männlichen Dorfbewohner — stark angeheitert und konnte nicht mehr gerade gehen. Zu guterletzt erschien auf der Bildfläche der Schreiber, Dolmetscher und Vertraute des Generals, seines Zeichens ein Hutmacher, der einzige Mann im Dorfe, der gut Spanisch spricht, sowie ein wenig lesen und schreiben kann. Glücklicher Weise war derselbe verhältnismässig nüchtern, so dass ich ihm den Zweck meines Kommens aus einander setzen konnte. Als derselbe hörte, dass ich »Ingenieur« der mexikanischen Regierung sei, wurde mir sofort mit grosser Freundlichkeit ein gutes Quartier in einer Hütte eingeräumt, welche zugleich Wachlocal zu sein scheint; wenigstens schliefen darin etliche Soldaten, doch wurde mir nicht klar, ob sie mich beschützen oder bewachen und beobachten sollten.

Kaum hatte ich mich mit meinen Indianern einigermaßen eingenistet, so hatte ich meine Papiere auszukramen und dem Schreiber vorzulegen; ich war ihm beim Lesen behülflich, da der gute Mann nur mit Mühe buchstabiren konnte. Der General hörte den Erläuterungen seines Schreibers andächtig zu und begnügte sich damit, von Weitem die amtlichen Siegel anzusehen; andere Indianer schauten schweigend dem ganzen Vorgang zu. Nachdem die Leute hinlänglich beruhigt waren, versprach mir der General bereitwillig, mir Führer und Lebensmittel zu verschaffen und lud mich dann in sein Haus ein.

Das Haus des Kaziken ist eine Blätterhütte, genau so groß und ebenso eingerichtet, wie die irgend welchen anderen Indianers; nur waren bei ihm zu Hause einige große Schnapsgebinde sichtbar. Auch in der Kleidung unterschied sich der General in Nichts von seinen Unterthanen: ein schäbiger Strohhut, weiße Baumwollhosen und dito Hemd, Sandalen, welche mit Schnüren am Fusse befestigt werden. Auch seine Frau und Töchter gleichen in ihrer Kleidung durchaus den übrigen Dorfbewohnerinnen.

Im Hause des Generals wurde ich mit Schnaps, dann mit Cacao und sauer gewordenen Biscuits bewirthet, worauf mich der General und sein Schreiber zum Gegenbesuche in meine Behausung zurückgeleiteten. Es war inzwischen Nacht geworden und jeder von uns trug zur Beleuchtung eine brennende Kerze in einer Hand; mit der anderen führte ich den guten Landesherrn, dessen Füße nachgerade den Dienst zu versagen begannen. Trinken ist überhaupt die schwache Seite der Icaiché-Indianer, und ihres Oberhauptes insbesondere; man erzählte mir, daß der Herr General Don Gabriel Tamay oft eine Reihe von Tagen hinter einander bis zur Bewusstlosigkeit trinke und nach einer Pause von wenigen Tagen der Nüchternheit im alten Stile fortfahre. Freilich belastet hier auch keine Steuer den Branntweinbrenner, keine Abgabe schmälert das Einkommen des Indianers, kein Gesetz setzt dem unmäßigen Trinken irgend welche Schranken: Icaiché ist eben ein freies Indianerland.

Als ich am 26. Februar früh Morgens den General Tamay wieder auffuchte — natürlich in Begleitung des Dolmetschers — war derselbe im Begriffe auszugehen, um persönlich ein Stück Land zu roden und für sein Maisfeld vorzubereiten. Ich erinnerte

ihn an sein Versprechen, betreffs Lebensmittel und Führer, er erklärte aber mit anerkennenswerther Offenheit, daß seine Unterthanen seinen Befehlen in solchem Falle nicht gehorchen würden, und daß ich besser daran thue, die Lebensmittel selbst zu kaufen und freiwillige Führer zu suchen. So that ich denn auch durch Vermittelung des Schreibers, und am bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde, stellten sich auch meine drei Mayaführer bei mir ein, von denen Einer etwas des Spanischen kundig war und so als Dolmetscher dienen konnte.

Mit drei Kekchi- und drei Maya-Indianern zog ich so am 28. Februar zum Dorfe Icaiché hinaus, dem fernen Norden zu. Zunächst führte uns unser Weg in ein weit ausgedehntes »Akalché«, d. h. in eine jener muldenförmigen Flächen, welche in Yucatan und im Petén, wegen der eigenartigen orographischen Gestaltung, so oft zu beobachten sind und welche in der Regenzeit sich in periodische Seen umwandeln. Man kann sich vorstellen, wie beschwerlich und ungesund das Reisen in der Regenzeit in diesen Gegenden ist, wenn der Wanderer zuweilen meilenweit fufstief, oder selbst bis zur Brust herauf, im Wasser waten muß. Aber auch in der Trockenzeit sind Akalchés eine unangenehme Erscheinung für den Wanderer, denn die Vegetation ist in Folge der wechselnden Existenzbedingungen dürrtig und verkümmert: verkrüppelte Bäume mit spärlichem Laub — darunter übrigens häufig Campecheholz —, Dornsträucher und halbdürres Gras bedecken diese Flächen, in welchen die Indianer mit Vorliebe ihr Vieh weiden lassen; unbarmherzig brennt die Tropensonne auf den Reisenden nieder und häufig zwingen ihn die in den Weg hereinragenden knorrigen Aeste der Bäume und Sträucher, sich tief zu bücken und unter den Hindernissen hinwegzukriechen. Dabei bevölkern Millionen von Garrapaten (Zecken) die Blätter und Gräser der als Viehweide benutzten Akalchés, allezeit bereit, sich an den vorbeistreifenden Reisenden anzuklammern und sich in seine Haut einzubohren.

Man empfindet es da wie eine Wohlthat, wenn der Weg wieder in den Urwald führt, und dieser ist ja im südlichen Yucatan die durchaus vorherrschende Vegetationsform: herrliche hoch gewachsene Laubbäume, darunter viele Mahagonibäume, breiten ihre schatten spendenden Wipfel aus und fröhliches frisches

Grünen und Gedeihen zeigt sich auch in den Büschen, Kräutern und Palmen des Unterholzes. Die üppige Fülle von Pflanzenformen, die urwüchsigte Kraft und Dichte der Vegetation, welche man noch im benachbarten Petén beobachtet, erreichen diese Urwälder aber nicht mehr, und die prachtvollen Corozopalmen fehlen bereits vollständig.

Unser Weg führte über eine von zahllosen Hügelreihen überdeckte Hochfläche von etwa 230 m mittlerer Höhe; der höchste Pafsübergang war wenig mehr als 300 m hoch. Auf der ganzen Reise überschritten wir nur drei, oberflächlich allerdings eingetrocknete Bäche, deren Wasser übrigens höchst unangenehm schmeckte und wirkte, wegen eines nicht unbeträchtlichen Gehaltes an Glaubersalz; sonst entnahmen wir das Trinkwasser den Ansammlungen von Regenwasser, welche hier Aguadas heißen und in flachen Mulden kleinere oder grössere Teiche bilden. Die Zeit meiner Reise war die denkbar günstigste, da einerseits die Akalchés längst trocken waren, andererseits aber die meisten Aguadas noch Wasser führten; gegen Ende der Trockenzeit (Mai) sind sehr viele Aguadas ausgetrocknet und es ist dann ungemein beschwerlich und schwierig, diese Gebiete zu durchwandern. Auch wir mußten gar manches Mal im Walde übernachten, ohne einen Teich erreicht zu haben und mußten uns dann eben mit dem wenigen Wasser begnügen, das wir in Flaschenkürbissen mitgenommen hatten; einmal mußten wir auch ganz ohne Wasser campiren und wir schliefen dann ein, ohne getrunken und gegessen zu haben, denn der Durst war so groß, daß es Keinem von uns möglich wurde, irgend etwas zu essen.

Je weiter man nach Norden kommt, desto lichter werden Wald und Unterholz, allmählich bleiben auch die schönen Fächerpalmen zurück, und als wir am 6. März wieder die erste Ansiedlung (Halatun, 210 m) erreichten, begann die Vegetation schon den Charakter eines Trockenwaldes (Chaparral) zu bekommen. Die mächtigen Chico-Sapotebäume, deren Früchte so angenehm schmecken und deren Milchsaft hier zur Herstellung von Kaugummi verwendet wird, sind neben Ceibas fast die einzigen Bäume, welche einen ergiebigen Schatten geben.

Die jetzt ganz unbewohnten Gebiete zwischen Icaiché und Halatun müssen übrigens früher stark bevölkert gewesen sein, da

wir unterwegs eine große Zahl mehr oder minder ausgedehnter altindianischer Siedelungen, zum Theil mit noch wohl erhaltenen Steinhäusern antrafen, natürlich zumeist in der Nachbarschaft der Wasserteiche.

Am 8. März erreichten wir Ixkanhá (160 m), die Hauptstadt eines unabhängigen Indianergebietes, wo man uns im »Ballhaus« neben der Kaferne einquartierte, und am 11. März erreichten wir Chunchintok (80 m), das erste Dorf, welches nicht mehr unter der Herrschaft des Generals Arana von Ixkanhá, sondern unter unmittelbarer mexikanischer Verwaltung steht, am 12. März Iturbide (110 m), wo der am weitesten vorgeschobene Posten mexikanischen Militärs und die äußerste Telegraphenstation sich befinden. Ich war, offen gestanden, froh, dem Machtbereiche der unabhängigen Indianer unbelästigt entronnen zu sein, denn wenn ich auch allenthalben eine durchaus anständige Aufnahme erfahren hatte, so war es mir doch ein unangenehmes Gefühl, mich in der Gewalt von Leuten zu wissen, welche Niemandem Rechenschaft für ihr Treiben und Thun schuldig sind.

Die Landschaft wird nun flacher; an Stelle der Fuß- und Reitwege sind nun Fahrstraßen getreten; aber damit wurde das Reisen keineswegs angenehmer: wir Alle ermüdeten viel mehr auf den ebenen Fahrstraßen, als zuvor auf den hügeligen Waldpfaden. Die Sonnenhitze, vorher durch den Schatten des Waldes gemildert, wurde nun ungemein drückend, so daß wir die ersten Nachmittagsstunden der Ruhe widmen mußten und doch zwang uns die weite Entfernung der menschlichen Ansiedelungen oder der Aguadas oft zu starken Märschen, so daß wir einige Male bei Mondschein bis tief in die Nacht hinein wandern mußten. Das Wasser der künstlichen Brunnen ist meist schlecht schmeckend und wirkt leicht abführend, das Wasser der Aguadas ist hier oft vom Vieh verunreinigt und noch denke ich mit Entsetzen der Aguada Nibuul, deren Wasser weiß wie Milch ausah; wir kochten es und wollten Thee bereiten, da wurde es schwarz wie Tinte, und da es mir widerstand, solche schwarze Brühe zu trinken, der Durst aber zu quälend war, so kochten wir eben wieder gewöhnliches Wasser und tranken mit geschlossenen Augen diese ölig schmeckende Flüssigkeit hinunter. Auf den größeren Haciendas wird übrigens das Regenwasser gesammelt und in großen gemauer-

ten Räumen aufbewahrt, und da der Fremde gewöhnlich mit herzlicher Gastfreundschaft willkommen geheißen wird, so kann er in diesem Falle der Wohlthat eines guten Trinkwassers theilhaftig werden.

Die Vegetation ist bereits recht dürrig und öde geworden, nur auf den Höhenzügen sieht man noch lichte, trockene, blattarme, also schattenlose Wälder, in den Niederungen beobachten wir nur noch Sabannen (Grassteppen) und einen Buschwald von blattarmem, dornigem Gestrüpp, das nur in der Regenzeit oder — während der Trockenzeit — an günstigen Hängen grünt (Strauchsteppe). Man bekommt nun auch manchmal weitere Ausblicke: etliche nahe bewaldete Hügel oder in blauender Ferne wenig hervorragende Höhenzüge am Horizonte, das ist Alles; das Terrain ist etwas gewellt, der Boden steinig und trocken.

Als ich am 15. März nach der Stadt Bolonchen-Ticul (140 m) kam, begegnete ich einem Pionier der Wissenschaft, dem bekannten Archäologen Teobert Maler — ein Lichtpunkt in dem langweiligen Einerlei der Wanderung; am 16. März kam ich nach dem Dorfe S. Elena (60 m), wo zur Zeit des Kaiserreiches Maximilian's eine deutsche Colonie gegründet worden war; mit dem Sturze Maximilian's brach auch diese, mit ungünstigen Verhältnissen kämpfende Niederlassung zusammen und jetzt befinden sich nur noch zwei Frauen aus jener Zeit in S. Elena, nämlich Frau Scholz und Friederike Dietrich. Ich hätte gern mit denselben über die Schicksale der Colonie geplaudert, wenn meine Zeit nicht allzu beschränkt gewesen wäre. So aber widmete ich den folgenden Tag der Besichtigung der nahen Ruinen von Uxmal, über welche schon so viel geschrieben worden ist, daß ich füglich mich einer Beschreibung enthalten darf, und in der Nacht des 18. März zogen wir in der hübschen, ausgedehnten Stadt Ticul (30 m) ein. Wir waren alle ungemein müde von der langen Wanderung und die drei Maya-Indianer von Icaiché hinkten in bedauernswerther Weise; aber so nahe am Ziele, hatten wir eben Alle die äußerste Kraft angestrengt, um die Eisenbahn möglichst bald zu erreichen.

Hier trennte ich mich von den guten treuen Mayas, welche wieder zu Fuß den Rückweg nach ihrer fernen Heimath antraten und fuhr nach einem Besuche bei dem trefflichen Don Antonio

Fajardo — mit Windeseile auf der Eisenbahn durch ausgedehnte Hennequenpflanzungen hindurch nach der Stadt Mérida (10 m). Zufällig wohnte daselbst im gleichen Hôtel ein lieber Freund aus Mexiko und bald war ich durch ihn bei der deutschen Colonie eingeführt, in deren Mitte ich in vollen Zügen die Reize civilisirten Lebens und anregender Unterhaltung genoss. So ist mir denn Mérida in sehr angenehmer Erinnerung geblieben. Die Umgebung ist ja allerdings nicht schön, die Stadt selbst mit ihren geradlinigen, sonnigen Straßen, auf welchen der Wind ekelhafte Staubwolken dahinjagt, bietet auch sehr wenig des Interessanten und steht an Schönheit unbedingt dem stilleren freundlichen Ticul nach. Aber das freundliche Entgegenkommen, die verbindlichen Manieren der yucatekischen Bevölkerung berühren wohlthuend und mit Vergnügen schaut man auch wohl hübschen, graciösen Damen nach, welche auf der Straße promeniren. Die mexikanische Nationaltracht ist unter den Yucatecos vollständig verpönt und man würde gar nicht vermuthen, daß man sich in Mexiko befindet, wenn man die Yucatecos sieht und hört. Freilich herrscht hier auch ein sehr ausgesprochener Particularismus und die Gelüste, sich von Mexiko loszutrennen, sind auch jetzt noch, wie früher um die Mitte dieses Jahrhunderts, sehr stark. Ein belebendes Element im Straßenbilde von Mérida sind die zahlreichen Maya-Indianer und -Indianerinnen, welche in ihren blendendweißen, ungemein sauberen Baumwollgewändern oft eine sehr hübsche Erscheinung bilden.

Von allen Mexikanern, welche ich persönlich kennen gelernt habe, sind mir im Durchschnitte die Yucatécos am sympathischsten, wegen ihres feinen Benehmens, ihrer Gastfreundschaft und ihrer oft nicht unbedeutenden Bildung, und wenn ich mir den blühenden Zustand des Staates Yucatan vor Augen halte, mit seiner hoch entwickelten Agricultur (Hennequen), seinem lebhaften Handel und ziemlich hoch stehenden Verkehrswesen, so will es mir scheinen, daß sie auch wirthschaftlich den tüchtigsten Zweig des mexikanischen Volkes darstellen.

Die schönsten Naturmerkwürdigkeiten des nördlichen Yucatan sind die sogen. Cenotes, mehr oder minder ausgedehnte Höhlen, die nach der Tiefe gehen und auf ihrem Grunde unterirdische Flüsse zeigen. Die Scenerie ist bei manchen Cenotes wirklich

prächtigt und ein Bad im Cenote Geysyr bei Mérida ist mir eine interessante und schöne Erinnerung geworden.

Ungern schied ich am 24. März von der mir lieb gewordenen Stadt, um nach Progreso zu fahren und mich dort an Bord der schmutzigen »Veracruz« zu begeben, die mich und meine drei Kekchi-Indianer über Campeche und Laguna nach Tabasco bringen sollte. Die Pflicht rief und so sagte ich denn dem interessanten Lande Lebewohl, mit dem lebhaften Wunsche, daß es mir vergönnt sein möge, bald dahin zurückzukehren und meine Studien fortzusetzen.

Reife nach San Salvador.

Es ist ein altes Wort, daßs Niemand ungestraft unter Palmen wandle, und wenn ich auch lange Jahre die Wahrheit desselben an mir nicht habe erproben müssen, schließlicb überfiel doch auch mich die heimtückische Malaria, wohl als eine Folge der mühseligen Reife und des schlechten Trinkwassers in Yucatan. Als die Regenzeit ihrem Ende zuneigte und ich daran gehen mußte, meine Studien in Südmexiko fortzusetzen, litt ich noch immer an leichten Fieberanfällen und traute mich daher nicht in die ungeheuren Wäldergebiete des Petén und der Halbinsel Yucatan hinein. Als nun zu gleicher Zeit ein Krieg zwischen Mexiko und Guatemala auszubrechen drohte, in Folge dessen in den mexikanischen Grenzgebieten eine Art Militärdictatur herrschte, da faßte ich rasch den Entschluß, die finstern Wälder und bedrohlichen Grenzen zu meiden und nach dem sonnigen, gesunden Süden aufzubrechen — nach San Salvador. Freilich herrschte dort um eben diese Zeit gelbes Fieber, aber ich nahm mir eben vor, die hauptsächlich heimgesuchten Siedelungen zu umgehen, und brach am 11. Januar 1895 wohlgemuth von Coban (1300 m) auf. Mein Bruder begleitete mich zu Pferde über S. Cristóbal, ein ungemein reizend am Ufer eines Sees gelegenes Dorf, nach Purulhá (1610 m); dann trennten sich unsere Wege, mein Pferd wurde nach Coban zurückgeschickt und ich begann mit drei Kekchi-Indianern meine Reife zu Fuß. Noch kurze Zeit führte mich mein Weg durch die ganze Pracht regenfeuchter Tropenwälder, mit ihren Lianen und Epiphyten, ihren edeln Farnbäumen und den übermoosten Riesenstämmen. Dann kamen wir bei dem

Dorfe Union Barrios (1710 m) in den Windschatten vorgelagerter Berge und mit einem Schlage ändert sich der Charakter der Vegetation; die Ueppigkeit und Pracht der Laubbäume ist dahin; frostige Kiefern, untermischt mit etlichen Eichen, begleiten uns von nun ab auf unseren Wegen, und wenn wir von den Bergen herab nach der Ebene von S. Gerónimo (ca. 990 m) oder gar nach der Thaldeprefion des Motagua steigen, so lassen wir hoch oben die Kiefern zurück und treten in ein Gebiet von Strauchsteppen ein, einer wilden Dorngestrüppformation, welche nur in der Regenzeit grünt und blüht, und welche in den Thalniederungen da und dort mit Sabanen (Grassteppen) abwechseln.

Das Motaguathal ist die Hölle von Guatemala; wenn nicht die allerdings ziemlich regelmässigen Tag- und Nachtwinde dem schwächenden Menschen einige Kühlung zusächeln, schwebt die Sonnengluth drückend über der ausgedorrten Erde; Busch und Baum haben hier zur Trockenzeit ihre Blätter verloren und nur die eigenartigen, gewaltigen Armleuchtercacteen oder da und dort auch wohl ein Amate oder eine Ceiba bieten dem Wanderer gastlichen Schatten; an den Aesten der Büsche, an den Grashalmen lauern aber zahllose Zecken auf ein Opfer, dem sie das Blut ausaugen könnten. Die große Trockenheit lastet wie ein Fluch auf der Gegend und hemmt ihren wirthschaftlichen Aufschwung; nur Viehzucht ist auf ihren steinübersäeten Flächen möglich und die hier heimische Fächerpalme hat eine namhafte Strohutflechterei hervorgerufen; wo aber durch die Zuflüsse des Motagua künstliche Bewässerung möglich ist, da verwandelt das befeuchtende Nafs die Wüste in einen Garten und mit großer Ueppigkeit gedeihen alle tropischen Nutzpflanzen auf den fruchtbaren vulkanischen Sanden, welche den Thalboden zum Theil zusammensetzen.

Am 16. Januar hatten wir den Motaguafluß durchwatet und traten noch Abends in die landschaftlich schöne Schlucht des Guastatoyaflusses ein, froh darüber, daß wir nun bald kühlere Regionen erreichen würden. Da stellte sich aber ein neuer Mißstand ein: Santiago Botzoc, der älteste meiner Reisebegleiter, bekam einen bösen Fuß (Knochenhautentzündung) und konnte nur langsam und hinkend mitkommen. Gar langsam stiegen wir so zu dem südlichen Hochlande hinan; ich gönnte ihm einen

Tag Raft, währenddem ich den Vulkan Jumay (2160 m) bestieg, und als es am nächsten Morgen noch nicht besser mit ihm ging, da mußte ich ihm rathen, mit dem entbehrlichen Gepäcke nach Hause zurückzukehren. Während ich mit zwei Indianern in der Richtung nach Jalapa aufbrach, begann er, weinend wie ein Kind, den Heimweg; als ich aber auf eine kleine Weghöhe kam und nach ihm zurückschaute, da stand er auf der entgegengesetzten Höhe und schaute ebenfalls zurück, und als ich mit meinen Begleitern in die Stadt Jalapa (1340 m) einzog, da war er mir bereits wieder nachgehumpelt und erklärte, er bringe es nicht über sich, allein nach Hause zurückzukehren. Eine solche Anhänglichkeit verdient auch weitgehende Rücksicht und so beschloßen wir eben alle zusammen langsam die Reise fortzusetzen. Ich selbst war ja durch das Fieber auch in meiner Leistungsfähigkeit sehr herabgedrückt, so daß auch ich keine langen Tagemärsche hätte machen können.

Die Hochebenen bei Jalapa sind Sabanen, welche hauptsächlich der Viehzucht dienen, sie sind jedoch nicht so trocken, wie im Motaguathal und zeigen nur wenige Opuntien; die Berge sind vom Fusse bis zum Gipfel mit Kiefern und Eichen bewaldet und auf dem höchsten Gipfel des Vulkans Jumay beobachtet man sogar einen kleinen, üppigen Urwaldstreifen.

Nachdem wir die tiefer gelegene, von zahlreichen Resten altindianischer Ansiedelungen bedeckte Ebene von Las Monjas (960 m) durchquert hatten, besuchte ich den in einem wundervoll erhaltenen Seitenkrater des Vulkans Tual gelegenen Kratersee Laguna del Hoyo (1000 m) — 21. Januar — und weiter ging es, immer in trockener steiniger Landschaft dahin, vorbei an dem mächtigen Doppelvulkan von Santa Catarina, am Vulkan Iztepeque und zahlreichen kleineren, längst erloschenen Feuerbergen, der Grenze von S. Salvador zu. Leider mangelte mir in Folge leichten Malariafiebers die psychische Energie und die physische Kraft, diese interessanten Vulkanvorkommnisse näher zu untersuchen und ich habe mich nur dazu aufgerafft, den merkwürdigen »Obsidianberg« Iztepeque (1320 m) zu ersteigen, von dessen Gipfel man eine prächtige Aussicht weit in die Lande hinein, insbesondere aber auf den nahen, buchtenreichen See von Guija genießt.

Wenn man die Grenzen der Republik San Salvador überschritten hat, so fällt einem bald der bessere Zustand der Wege und der stärkere Verkehr auf; obgleich die Vegetation auch hier sehr dürftig und dürr ist, so sind doch zu beiden Seiten des Weges die Felder mit Stacheldraht eingezäunt, woraus man erkennt, daß in S. Salvador das Grundeigenthum höher geachtet wird als in Guatemala in ähnlichen Klimazonen, und als ich das Städtchen Metapan (520 m) erreichte, da wollte mich dünken, als ob hier auch mehr Wohlstand und Behäbigkeit herrsche als in Guatemala. In der That ist in S. Salvador das Nationalvermögen gleichmäßiger vertheilt als in Guatemala, wo neben sehr reichen Großgrundbesitzern eine Menge armer, ganz besitzloser Leute wohnen; hier aber besitzt fast Jeder sein kleines Gut und bewirthschaftet es mit seiner Familie, oder höchstens ein paar Arbeitern, intensiv und dies eigene Interesse, welches die Mehrzahl der Salvadoreños an ihrer Arbeit haben, ist gewiss die Ursache ihres größeren Fleißes, ihrer planmäßigeren Thätigkeit und ihres größeren Wohlstandes.

Auch die Civilisation ist in S. Salvador etwas tiefer in die breiten Schichten des Volkes eingedrungen; ich merkte dies bald in unliebfamer Weise daran, daß die Handwerker und Bauern sich hier manchmal über meine Kleidung lustig zu machen liebten, während ich im südöstlichen Guatemala überall mit der größten Freundlichkeit und zuvorkommender Liebenswürdigkeit aufgenommen worden war. Man darf aber nicht glauben, als ob die Bevölkerung von S. Salvador im Allgemeinen unliebenswürdig wäre, vielmehr findet man zumeist sehr gefällige Aufnahme und die besser situirten Leute sind hier im Durchschnitt weit gebildeter und entgegenkommender, als in Guatemala oder Chiapas; ich fand namentlich in der Hauptstadt selbst die Gesellschaft umgänglicher und herzlicher, den Gegensatz zwischen Einheimischen und Fremden weniger betont, als in der Stadt Guatemala.

Ist demnach der Verkehr mit den Landeskindern ein recht angenehmer, so ist aber auch die Natur des Landes von nicht zu unterschätzender Schönheit. Wohl fehlen hier die üppigen, gewaltigen Urwälder von Guatemala und Südmexiko fast vollständig, wohl fehlen die riesigen Massenerhebungen, welche wir

im nördlicheren Mittelamerika bewundern, es fehlt die außerordentliche Mannichfaltigkeit des Klimas und der Vegetation, der Bergformen und des Thierlebens, welche dem Wandern in Guatemala einen besonderen Reiz verleiht, aber dennoch bietet auch die Landschaft von S. Salvador des Schönen viel und ich denke mit Vergnügen an meine Wanderungen in diesem stark bevölkerten, glücklichen Ländchen zurück. Es ist wahr, das Klima ist verhältnißmäßig trocken im ganzen Lande, daher auch fast allenthalben eine ans Steppenartige erinnernde Pflanzendecke vorherrscht und nur in den höheren Regionen der bedeutenderen Vulkane regenfeuchte Wälder auftreten; es ist wahr, die Berge und Massenerhebungen erreichen hier nur mäßige Höhen und so vermiffen wir denn auch jene Mannichfaltigkeit der Lebensbedingungen und der Production, welche man in Guatemala und Chiapas beobachten kann. Aber trotz alledem findet man hier auch Vorzüge, welche jenen Ländern fehlen, und dazu rechne ich vor Allem die stärkere Befiedelung und ausgedehntere Bodencultur, welche dem salvadoreñischen Landschaftsbilde ein so freundliches Gepräge verleihen; dazu kommt die trockenere Luft, welche die fernen Gebirge mit blauem Dufte verklärt und eine eigenartige Beleuchtung ermöglicht. Gar manches Mal, wenn das Abendroth auf die sonst schon ungemein zart abgetönten Farbentinten der Berge einen goldenen Schimmer warf, fühlte ich mich in Gedanken in italienische Landschaften zurückversetzt. Von besonderer Schönheit, ausgezeichnet durch den reichsten Wechsel der Farben und Formen, ist der Blick auf die Seen von Guija und Ilopango oder auf den herrlichen Meerbusen von Fonseca, und es wird ein solcher Anblick im nördlichen Mittelamerika höchstens in noch gewaltigerer Schönheit und Pracht vom Atitlanfee in Guatemala geboten; wenn ich in meinen europäischen Erinnerungen krame, so finde ich, daß höchstens die Aussicht vom Vesuv, oder von den Bergen von Elba, oder manchen Höhen Siciliens diesen herrlichen Landschaftsbildern einigermaßen an die Seite gestellt werden kann.

Als ich am 26. Januar den in unmittelbarer Nähe des Guijafees aufragenden Vulkan von S. Diego (820 m) bestieg und den wundervollen, blauen See mit seinen Inseln und Buchten zu meinen Füßen erblickte, da jubelte meine Seele in lauter Wonne

über all diese Schönheit auf und mein junger indianischer Begleiter war so entzückt, daß er mir vorschlug, wir möchten den ganzen Tag auf diesem Berge bleiben und die Aussicht betrachten. Wahrlich, ich hätte ihm gern willfahrt; aber das Verlangen nach Speise und Trank trieb uns doch bald nach dem Seeufer selbst hinunter, an dessen Gestaden sich die interessanten altindianischen Ruinen von Zacualpa befinden.

Am 27. Januar setzte ich meine Reise fort und vorbei an einem reizenden Miniatur-Vulkan gelangten wir an das östliche Ufer des Gujasees (460 m), welcher hier durch zwei gefonderte Abflüsse entwässert wird. Beide (Desague und Guajoyo) vereinigen sich übrigens nach kurzem Laufe und fließen vereint in den Rio Lempa, die Hauptwasserader von S. Salvador.

Je näher wir der volkreichen Stadt S. Ana (660 m) kamen, desto stärker wurde der Verkehr auf der Landstrasse, desto lästiger und tiefer aber auch der Staub, und ich sah mich nun genöthigt, sowohl hier, wie in vielen anderen Theilen der Republik, zeitweise Umwege auf Seitensträßchen und Fußwegen zu machen, um nicht allzu lange von dem abscheulichen Staube zu leiden.

Nach ganz kurzem Aufenthalte in S. Ana lenkte ich meine Schritte dem gleichnamigen Vulkan zu, dessen nördliche Gehänge ungemein stark besiedelt und mit vielen Kaffeepflanzungen bedeckt sind. Das Erdreich ist hier äußerst fruchtbar, aber so porös, daß alles Regenwasser einsickert, weshalb man hier nur ganz vereinzelte Quellen findet und das Trinkwasser stundenweit mit Lastthieren oder Ochsenkarren fortschaffen muß. Die größeren Kaffeepflanzungen sammeln daher in großen eisernen Gefäßen das Regenwasser auf und versorgen sich so fürs ganze Jahr, wie sie auch ihre Arbeiter durch Gewährung einer täglichen Ration von Trinkwasser sich sichern.

Am Nachmittag des 29. Januar kamen wir auf der Kaffeepflanzung La Montañita (1260 m) an und fanden daselbst gastfreundliche Aufnahme; in der Morgenfrühe des 30. Januar ging ich darauf mit einem meiner Kekchi-Indianer nach dem Vulkane von S. Ana, an dessen steilen, aber ungemein sorgfältig angebauten Hängen wir auf schmalen Reitwegen bis zu der einzigen Quelle der Gegend (in 2010 m Höhe) anstiegen. Dann nahm uns schöner regenfeuchter Wald mit kleinen Palmen auf und erst in

der Nähe des Gipfels lichtete sich derselbe und machte einer etwas alpinen Strauchvegetation Platz. Endlich erreichten wir den Kraterrand und schauten mit Staunen in den riesigen Krater hinein, dessen Eruptionscentrum ganz allmählich in ost-südöstlicher Richtung vorgerückt zu sein scheint, wodurch eine ganz eigenenthümliche, fast spiralartige Anordnung der älteren und neueren Kraterwälle entstand. Wir umwanderten den Krater in seiner ganzen Ausdehnung und schauten bald nach dem nahen, thätigen Vulkan Izalco, bald nach dem reizenden See von Coatepeque hin und weit ins Land hinein, bald aber auch in den unzugänglichen Mittelkrater hinab mit seinen schroffen Abstürzen und dem kleinen, gelbgrünen Kratersee am Grunde, aus welchem unaufhörlich schwache, nach schwefliger Säure riechende Dämpfe aufstiegen. Vom Gipfel des Berges aus (2410 m) kehrten wir in beschleunigten Schritten nach der Kaffeepflanzung La Montañita zurück.

Die Innenseite des Kraters von S. Ana ist mit vielen verdorrten Laubbäumen bestanden, was mit Sicherheit darauf schließen läßt, daß vor nicht allzu langer Zeit die vulkanische Thätigkeit des S. Ana, resp. seine Schwefel-exhalationen eine Steigerung erfahren haben müssen. Uebrigens ist auch der ganze Südwesthang (gegen Izalco hin) stellenweise vegetationslos. — Dagegen ist der Vulkan Naranjo, welchen ich am 31. Januar bestieg, vollständig erloschen und erst in der Nähe von Ahuachapan traf ich auf meinen Wanderungen wieder Anzeichen vulkanischer Thätigkeit in den sog. Aufoles, merkwürdigen Dampfquellen und kleinen Schlammvulkanen, welche die Aufmerksamkeit aller Reisenden in diesen Gegenden auf sich lenken. Bald sind es einfache Dampfexhalationen, welche mit mächtigem Getöse der Erde entquellen und hohe Dampfäulen in die Luft entsenden, bald aber sind es mehr oder minder ergiebige Quellen von sprudelndem Wasser, das aber trotzdem oft tief unter dem Siedepunkte sich befindet, dann aber auch findet man kleine Schlammseen von grauer oder rother Farbe, in welchen nach kurzen Zwischenräumen mächtige Gasblasen unter Getöse zerplatzen, oder man sieht auf vegetationslosem Thonboden unregelmäßige Einsturztrichter mit Schwefelausblühungen. Das ganze Erdreich ist in der Nähe der Aufoles schon in geringer Tiefe

empfindlich heifs und ein Einbruch in die oft von Hohlräumen durchzogenen Thonflächen ist daher unter Umständen sogar nicht ohne Gefahr.

Von dem hübschen Städtchen Ahuachapan (790 m) aus, wo ich in Gesellschaft einiger Deutschen einen angenehmen Abend verlebte, wanderte ich mit meinen drei indianischen Trägern auf schöner, aber staubiger Landstrafse über das hochgelegene Dorf Apaneca (1460 m) nach dem grofsen, von Pipiles bewohnten Indianerdorf Naoizalco (550 m) und endlich nach Sonsonate (220 m), von wo aus wir mit der Eisenbahn nach S. Salvador fuhren. Als wir in Sonsonate in den Zug einsteigen wollten, frug ich meine Indianer, ob sie gern Eisenbahn fahren, erhielt aber zu meiner Verwunderung die Antwort: »Nein!« und als ich nach dem Grunde fragte, antwortete der Führer meiner Leute einfach und treuherzig: »Naht la couú« (»Dein Angesicht ist weit entfernt«), d. h. die Leute fahren nicht gern mit der Eisenbahn, weil ich eine andere Wagenclasse benutzte, wie sie. Man beachte, welche Kraft und Anschaulichkeit, zugleich aber auch welche Anhänglichkeit aus den wenigen Worten dieser Antwort spricht!

Von der Station Ceiba (620 m) nach S. Tecla (Nueva S. Salvador, 900 m), ist die Eisenbahn noch nicht vollendet, weshalb wir die kurze, landschaftlich schöne Strecke zu Fufs zurücklegten, und am Morgen des 6. Februar kamen wir so von S. Tecla aus mit der Bahn in der Hauptstadt S. Salvador (657 m) an, wo ich im Hause meines verehrten Freundes Dr. Prowe liebenswürdige Aufnahme fand.

San Salvador ist eine hübsche, ziemlich regelmäfsig gebaute Stadt von etwa 30 000 Einwohnern; die Häuser sind fast alle einstöckig, mit Rücksicht auf die häufigen Erdbeben, und gröfsere Gebäude, wie die Kathedrale, sind mit besonderer Vorsicht (aus Holz und Blech) erbaut und gedeckt, denn S. Salvador gehört zu denjenigen Städten der Welt, welche am häufigsten von schweren Erdbeben heimgesucht werden; ist die Stadt doch in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts zweimal (1854 und 1873) von Grund aus durch Erdbeben zerstört worden!

S. Salvador steht zwar an Gröfse weit hinter der Stadt Guatemala zurück, in gesellschaftlicher Hinsicht dünkt mich aber das Leben angenehmer als dort und an Unterhaltung (Theater,

Circus und Militärconcerte) bietet S. Salvador eigentlich mehr als die benachbarte grössere Rivalin.

Die Umgebung von S. Salvador zeigt zwar keine so gewaltige Riesenberge, wie man sie in der Nähe von Guatemala gen Himmel aufragen sieht, aber doch ist sie von nicht geringer Schönheit, namentlich gegen Westnordwesten hin, wo der Vulkan von S. Salvador mit seinem spitzigen Hauptgipfel und der breiten, den riesigen Krater bergenden Seitenkuppe Boqueron aufsteigt. Vom Gipfel dieses Berges aus (den ich vom 10. zum 11. Februar bestieg), hat man eine herrliche Aussicht über den größten Theil des Ländchens, welches sich wie eine plastische Landkarte vor den Augen des Beschauers ausbreitet, während der Abstieg zu dem kleinen Kratersee im »Boqueron« zwar etwas mühsam, aber sehr interessant ist. Deshalb ist auch der Besuch dieses Vulkans einer der beliebtesten Ausflüge von der Stadt S. Salvador aus.

Ein anderer Anziehungspunkt von hoher landschaftlicher Schönheit ist der nahe See von Ilopango, über welchen man namentlich auf dem Wege, welcher von S. Salvador über die südlichen Höhen nach S. Miguel und S. Juan führt, ganz wundervolle Blicke bekommt. Dieser See ist besonders bemerkenswerth durch den Umstand, daß sich in seiner Mitte im Jahre 1880 plötzlich unter gewaltigen Eruptionen und zahllosen Erdbeben ein neuer Vulkan bildete, von welchem noch bis heute einige kleine Inselchen übrig geblieben sind.

Ein Streifzug durch Honduras.

Es war eine schöne Zeit gewesen, die zwei Monate, welche ich in S. Salvador geweilt hatte; von der westlichen Grenze bis zur östlichen, vom See von Guija bis zum Golf von Fonseca war ich mit meinen treuen Kekchi-Indianern gewandert; wir hatten eine grössere Zahl von Vulkanen bestiegen, manche Städte und Dörfer gesehen und viel auch von Hitze und tropischem Ungeziefer gelitten; kein Wunder, daß uns endlich das Verlangen erfaßte, nach der Heimath zurückzukehren, und als wir am 19. März 1895 zu den Thoren von S. Salvador hinauswanderten, da waren wir gar froh und guter Dinge und wir malten uns, ein Jeder nach seiner Weise, das baldige Wiedersehen mit den lieben Angehörigen aus. Dazu hatten wir nun Mufse genug, denn der Weg, den wir gingen, war eine breite Fahrstrasse, die unsere Aufmerksamkeit in keiner Weise in Anspruch nahm, und die Umgebung war auch nicht gerade so reizvoll, daß sie unsere Sinne gefangen genommen hätte. Nur die zahlreichen Vulkane, welche man von dem Wege aus erblickt, und die nicht gerade häufigen, mit Cocospalmen geschmückten Dörfer boten einige Abwechslung in dem Einerlei der Wanderung dar. So kamen wir am Abend des 19. März nach dem großen Dorfe S. José Guayabal (580 m) und am nächsten Morgen bestieg ich mit einem meiner Begleiter von der Hacienda Montepeque (630 m) aus die interessante Vulkanruine von Guazapa, von deren Gipfel El Roblar (1440 m) aus ich eine schöne Rundsicht zu gewinnen hoffte. Meine Hoffnung war eitel, denn bis ich gegen 2 Uhr Nachmittags schweißstriefend den Gipfel erklommen hatte, hatte sich ein so starker Höhen-

rauch*) durch die ganze Atmosphäre verbreitet, daß sogar die nächst liegenden Berge mit verschleierte Umrissen erschienen, die entfernten aber vollständig verdeckt blieben. Enttäuscht und durstend kehrte ich so von dem Berge heim und wanderte am 21. März über das lang ausgedehnte Städtchen Suchitoto (410 m) nach dem ansehnlichen Rio Lempa (250 m), welchen wir in vorvorgerückter Nachmittagsstunde auf einer Fähre passirten.

Kaum hat man den Lempafluß überschritten, so beginnt sich das Landschaftsbild zu ändern: die Gegend wird gebirgiger, das Erdreich steiniger, die Besiedelung dünner und die vorher so intensive Bodencultur verschwindet mehr und mehr. In der kleinen Stadt Chalatenango (360 m) mußten wir uns für die kommende Reise ausgiebig verproviantiren und bald wird unser Weg einsam und still, namentlich nachdem wir Pafs (820 m) und Dorf Zapotal (670 m) passirt haben. Auf steilem, steinigem Pfade steigen wir zum Rio Sumpul (260 m) hinab, einem Nebenflusse des Rio Lempa, welcher für eine längere Strecke die Grenze zwischen den Republiken S. Salvador und Honduras bildet, auf ebenso steilem und steinigem Wege steigen wir dann in glühender Sonnenhitze bergan, bis wir gegen Abend die Pafshöhe (990 m) erreichten und zu unseren Füßen ganz nahe das Städtchen Guarita (880 m) erblickten.

Guarita machte so aus der Ferne einen ganz stattlichen Eindruck mit feinen wohlgebauten, z. Th. recht ansehnlichen Steinhäusern; aber als wir daselbst unseren Einzug hielten, da erschien uns die Stadt fast wie ausgestorben, so still und öde war es auf den Straßen und nur wenige Leute sahen wir in oder vor den Häusern sitzend ihre Abendruhe halten. Vergebens liefen meine Indianer in allen Häusern umher, um Lebensmittel einzukaufen: es war fast nichts zu bekommen und wir mußten schon jetzt beginnen, von unseren mitgebrachten Vorräthen zu zehren. Im Uebrigen waren aber die Leute recht gefällig und gastfreundlich und erlaubten mir gern, im Rathszimmer mein Lager aufzuschlagen. Kaum hatte ich mich aber auf meinem Feldbette zur Ruhe gelegt, so begann sich das Rathszimmer mit den Honora-

*) Höhenrauch ist um diese Zeit sehr häufig und wird dadurch hervorgerufen, daß Indianer wie Mischlinge das Unkraut und Unterholz ihrer Felder vor deren Neubestellung zu verbrennen pflegen.

tieren zu füllen, welche nun nächtlicher Weile — es war etwa 9 Uhr — nicht etwa über der Stadt Wohl und Wehe zu berathen, sondern — Karten zu spielen begannen. Die Rufe der Spielenden und das Klirren des Geldes ließen mich nicht zur Ruhe kommen; so packte ich denn mein Lager zusammen und legte mich außerhalb des Zimmers unter dem Vordache des Rathhauses zur Ruhe, um vortrefflich bis zum frühen Morgen zu schlafen.

Am 24. März setzten wir unsere Reise fort, erst steil abwärts bis zu einem ostwärts fließenden Flüschen (560 m), dann steil hinauf bis zum Dorfe Támbra (1140 m), dann abermals, aber mäßig, abwärts zum Dörfchen Tomalá (1070 m), wo wir unser frugales Mittagsmahl einnahmen. War bis hierher die Gegend verhältnißmäßig wohl bevölkert gewesen, so wurde nunmehr die Landschaft immer menschenleerer und einsamer. Dagegen war die dürre Vegetation San Salvadors, wenigstens auf den Höhen, allmählich immer schöneren Kieferwäldern gewichen und mit Vergnügen ruhte nun mein Auge auf dem dunklen Grün der freundlichen Coniferen aus. Freilich, wenn man von den Bergen wieder ins Thal hinabsteigt, so muß man auch die fast an die Heimath gemahnenden Nadelbäume wieder hinter sich lassen, und sieht sich wieder in baumarme, an Strauch- und Grassteppen erinnernde Gelände versetzt, so wenn man vom Passe von Tomalá (1280 m) nach dem Weiler S. Lorenzo (790 m) hinuntersteigt. Aber sofort führt unser Pfad ja wieder bergan, dem lieben Kiefernwalde zu, und wenn man sich der Pashöhe (2040 m) nähert, so mischen sich auch prächtige Eichen und schlanke Liquidambarbäume ein nebst kleineren Laubbäumen und üppigem Unterholz — ein Labfal fürs Auge nach dem langen Aufenthalte im trockenen, heißen Salvador! Wenn nur der Weg auch etwas gangbarer wäre! Wahrlich, ich habe noch selten eine so gebirgige Gegend gesehen, wie es das südwestliche Honduras ist. Nicht als ob die Bergkämme von bedeutender Höhe wären; vielmehr sind es hauptsächlich die in dem herrschenden Eruptivgesteine schroff und tief eingeschnittenen Thäler, welche die Wege zwingen, immer wieder steil hinabzusteigen und die einmal gewonnene Höhe wieder aufzugeben.

Mit Einbruch der Nacht kamen wir in dem Dörfchen Colofuca (1610 m) an, wo meine Indianer glücklicher Weise ihre sehr

zusammengeschmolzenen Vorräthe ergänzen konnten. Während wir so ganz gemüthlich vor dem Rathhause am Feuer saßen und unsere Mahlzeit einnahmen, kam in der finsternen Nacht noch ein hondureñischer Officier angeritten und erzählte uns in ziemlicher Aufregung, daß er auf demselben Wege, welchen wir eben gekommen waren, im Dämmerlichte von einem Puma*) angefallen wurde, und denselben nur mit Mühe durch Revolvergeschüsse verscheuchen konnte. In der That sollen in diesen einsamen Gegenden Pumas und Jaguare ziemlich viel vorkommen und die Leute vermeiden es daher wo möglich, allein auf den selten begangenen Wegen zu wandern. Was nun die Wege selbst betrifft, so sind dieselben natürlich in einem so gebirgigen und schwach bevölkerten Lande nicht besonders gut, aber immerhin noch bedeutend besser, als z. B. im mexikanischen Staate Chiapas, und besonders anerkennenswerth ist es, daß die Regierung in wenig bevölkerten Gegenden Unterkunftshütten (Ranchos nacionales) in bestimmten Zwischenräumen errichten und unterhalten läßt (ähnlich, wie es die Regierung von Guatemala im Peten oder den Altos Cuchumatanes thut).

Von Colofuca steigt man steil hinab zum Rio Mocal (1100 m), dessen Wasser nach dem Stillen Ocean zufließen; dann geht es über das zur Zeit halb entvölkerte Dorf Coloëte (1520 m) hinauf zur Wasserscheide zwischen den beiden Weltmeeren (1830 m) und hinunter auf ein Hochland, in welchem Grasfluren und lichte, des Unterholzes fast völlig entbehrende Kiefernwälder vorherrschen. Es muß ein gesundes und im großen Ganzen sehr angenehmes Klima hier oben herrschen und dies mögen auch die Gründe gewesen sein, weshalb die Spanier hier schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Stadt Gracias á Dios gründeten. Die Landschaft hat aber — wohl wegen ihrer von den Hauptverkehrswege abgelegenen Lage — keinen rechten Aufschwung genommen und scheint zur Zeit nur wegen ihrer Viehzucht einige Bedeutung zu haben. Gerade als wir in jene Gegend kamen, herrschte große Maisnoth und so mußten sich denn meine Indianer ebenso gut wie ich in Gracias mit Reis und schwarzen Bohnen verproviantiren, da in der ganzen Stadt keine Tortillas (Maiskuchen)

*) Kugar oder Silberlöwe (*Felis concolor*).

zu kaufen waren. Der Handel scheint überhaupt in der Stadt sehr wenig entwickelt zu sein, sonst wäre es nicht möglich, daß man hier erst in den Empfangsalon kommt und zum Sitzen eingeladen wird, bevor man in dem dabei befindlichen Ladenzimmerchen einkauft (wie ich es bei der Suche nach Reis erlebt habe).

Noch vor Mittag verließen wir am 27. März die Stadt Gracias (810 m), um unsere Reise nach Norden fortzusetzen. Am Paso de Guayavo (670 m) mußten wir den ansehnlichen Fluß durchwaten, da die vorhandene Hängebrücke vollständig unpassierbar war. Mit welchen Gefühlen mag ein Wanderer in der Regenzeit auf die zerbrochene Brücke blicken, wenn die angeschwollenen Fluthen ein Durchwaten unmöglich machen, und unter Umständen zu tage-, ja wohl wochenlangem Warten verurtheilen! Gerade die zahlreichen Flüsse machen das Reisen in Honduras so schwierig und gefährlich, daß man in Guatemala oder S. Salvador mit Entsetzen von den dortigen Wegeverhältnissen zu sprechen pflegt.

Vom Paso de Guayavo aus stieg unser Weg, wie ich es in Honduras ja nicht anders gewohnt war, wieder steil hinan und in der Nähe der Pashöhe (1410 m) hatte ich das Vergnügen, zu sehen, wie sich die Waldvegetation in Folge der vermehrten Niederschläge und Luftfeuchtigkeit zu kräftiger Ueppigkeit aufschwang: epiphytische Orchideen blühten auf den mächtigen Kiefern und große Eichen, Liquidambar- und andere Laubbäume mischen sich in so großer Zahl unter die Coniferen, daß sie streckenweise herrschend werden. Hat man den Gebirgskamm überschritten, so sieht man weithin das Land zu seinen Füßen ausgebreitet und mit großer Freude bemerkte ich, daß die Bergzüge im Norden allmählich niedriger und flacher wurden und daß sich da und dort sogar Streifen ziemlich flachen Landes dazwischen schoben.

Als ich aber in der Nähe des Städtchens Santa Bárbara (300 m) wirklich das Tiefland erreicht hatte, da war es mit meiner Freude vorbei; denn wenn nun auch meine Straße ziemlich flach, zuweilen sogar eben wurde, so herrschte andererseits hinwiederum eine fast unerträgliche Hitze (ich maß im Schatten bis $+ 38^{\circ}\text{C.}$), die Vegetation wurde dürrig und dürr, steppenartig, die Lebensmittelnoth in den spärlichen Dörfern und Weilern immer größer,

so dafs wir Alle uns nach den kühlen, wenn auch steilen Gebirgen des südlichen Honduras zurücksehnten.

Am 3. April erreichten wir den Südfufs der Sierra del Espiritu Santo und begannen, froh, den heissen Steppengebieten entronnen zu sein, wohlgemuth (in etwa 370 m Meereshöhe) unseren Anstieg in prächtigen Kiefernwäldern. Aber unser Pfad wurde immer kleiner, oft fast unkenntlich und führte auf einem scharfen Gebirgsgrat aufwärts, wo nirgends Wasser zu erwarten war; unsere Stimmung wurde immer trübseliger, denn Durst thut weh, und ein Bivouak ohne Wasser gehört zu den unangenehmen Vorkommnissen. Erst als sich Palmen, Farn- und Laubbäume in den Kiefernwald einmischten, belebte sich unsere Hoffnung wieder; allein es wurde Nacht, bis wir den Saum des geschlossenen, regenfeuchten Laubwaldes erreichten, und auch hier keine Spur einer Quelle! Wir mußten uns nun eben durstend zur Ruhe legen, und da unsere Lebensmittel (Reis und Bohnen) ohne Wasser nicht zubereitet werden konnten, stillten wir unseren Hunger mit den Herztrieben einer hier häufigen Palmenart (Halauté).

In der Nacht begann es zu regnen, und wir fingen nun in unseren Kochkeffeln das von meinem Zelte niedertraufende Wasser auf, um am kommenden Morgen unseren Durst mit einer Tasse warmen Thees stillen zu können. Leider hörte der feine Regen aber auch am Morgen noch nicht auf und so streiften wir, in dem Urwalde auf unserem schmalen Wege aufwärts steigend, ununterbrochen mit unseren Kleidern die Regentropfen von Blättern und Zweigen ab und kamen so, ganz durchnässt, eine kurze Strecke nach der Pafshöhe (1360 m) bei einem kleinen Wassertümpel an, wo wir uns inmitten der nebeldurchtränkten Luft ans warme qualmende Feuer setzten und mit Hochgenuss unser einfaches Mittagsmahl zu uns nahmen. Jetzt erst fand ich eigentlich Zeit und Muße, den wundervollen Urwald mit seinen zahllosen Palmen, mit den prächtigen Farnbäumen und kleineren Farnkräutern, mit seinen seltsamen Baum- und Blattformen, seinen Epiphyten und Lianen, zu bewundern und ich bedauerte es hier, wie schon so manches Mal, dafs ich keinen photographischen Apparat mit mir führte, um wenigstens einen Theil des zauberhaften Vegetationsbildes festzuhalten.

Steil führte nun unser Pfad, stets dem Grate folgend, abwärts, und als die Nacht mit ihren Schwingen das Erdreich deckte, hatten wir noch immer nicht das Thal erreicht und mußten, wie in der Nacht zuvor, ohne Wasser campiren. Am 5. April aber kamen wir in früher Vormittagsstunde nach dem Dörfchen Las Quebradas, wo ich, wie einige Jahre früher, im Hause von Mr. Knight die liebenswürdigste Gastfreundschaft fand und meine Zeit mit dem Besuche der dortigen Goldwäschereien und der altindianischen Ruinen angenehm ausfüllte.

Dann aber ging es mit beschleunigten Schritten durchs Motaguathal und über die Sierra del Mico nach Yzabal, galt es doch, meinen Bruder und Familie hier zu erwarten. Als wir aber am 8. April Abends in dem freundlichen stillen Dorfe angekommen waren, erfuhr ich, daß mein Bruder erst vierzehn Tage später kommen würde. Was thun? Um meine Zeit nutzbringend auszufüllen, beschloß ich, nun noch einen kleinen Ausflug nach der Sierra del Espiritu Santo zu machen. Aber es kostete mich große Mühe, meine Indianer, welche sich schon nach Hause zu kommen freuten, nochmals zum Mitgehen zu bewegen.

Nach langen Ueberredungsversuchen gelang es mir, sie trotz der Charwoche mir gefügig zu machen, und am 10. April verließen wir abermals Yzabal (10 m), um über die Sierra del Mico (Pafshöhe 460 m) nach Los Amates am Motagua zu gehen und in der Nacht vom 10. auf den 11. April auf der neuerbauten Eisenbahn nach Tenedores zu fahren. Wir setzten dort im Boote über den Motaguafluß und befanden uns bald wieder im dichtesten Urwalde, in welchem wir in der Nähe einer hübschen Quelle unser Bivouak aufschlugen und in gemüthlichem Geplauder die ersten Stunden der Nacht zubrachten. Da erfuhr ich nun ein Näheres darüber, weshalb die Indianer in der Charwoche nicht reifen wollen.

Vor langen Jahren wurde nämlich in der Heimath meiner Begleiter, in S. Pedro Carchá, Jesus Christus geboren. Als derselbe erwachsen war, verfolgten ihn seine Feinde, die Jodidos*), die Juden, und trachteten ihm nach dem Leben. Christus wußte

*) Spanische Wörter werden im Indianischen oft in der komischsten Weise verstümmelt.

davon und als er unterwegs an einer Indianerhütte vorbeikam, wo ein zur Maisfaat vorbereitetes Stückchen Land war, trug er dem Besitzer auf, jetzt gleich seinen Mais auszusäen. Wenige Stunden danach war der Mais schon mannshoch emporgewachsen und als die Juden des Weges kamen und nach Christus fragten, sagte der Indianer: »Dieser Mann kam hier vorbei, bevor ich noch den Mais säete.« Die Juden kehrten nun um und glaubten, auf dem falschen Wege zu sein. Aber ein gewisser Judas theilte ihnen mit, daß Christus nur durch Zauberei den Mais so rasch habe wachsen lassen; sie nahmen ihn nun gefangen und schlugen ihn ans Kreuz. Als sie ihm am Charfreitage, Mittags 12 Uhr, einen Nagel durch den Kopf schlugen, starb er und erwachte erst am Ostersonntage wieder vom Tode. So haben denn die Indianer während dieser Tage der Gefangenschaft und des Todes keinen Gott, der sie vor Schlangen, Jaguaren etc. schützen würde, und deshalb trugen meine Begleiter nunmehr ihr Buschmesser immer schlagfertig umgeschnallt, um sich eventuell gegen wilde Thiere zu vertheidigen. Ich tröstete sie jedoch, indem ich ihnen sagte, daß mein Gott auch in jenen Tagen lebendig sei und daß sie sich nur in meiner Nähe halten sollten, um keine Gefahr zu laufen.

Am 12. April überschritten wir in 1030 m Höhe die Pafshöhe des Gebirges und stiegen, bald den Urwald hinter uns lassend, in schönem Kiefernwalde abwärts ins Chameleconthal hinab, welchem wir westwärts bis La Florida folgten. Da die meisten der hier in Betrieb genommenen Goldbergwerke wieder aufgelassen worden sind, so wüßte ich aus dieser Gegend, außer einigen unbedeutenden altindianischen Ruinen, nichts Bemerkenswerthes zu erwähnen. Nachdem wir jenseits La Florida (510 m) abermals die Pafshöhe (1060 m) des Gebirgszuges überschritten hatten, kamen wir nach dem Dorfe El Paraiso (230 m), das vor nicht zu langer Zeit von einer religiösen Secte gegründet worden war; Ausschreitungen und Uebelthaten der fanatisirten Bewohner hatten das Einschreiten hondurensischer Truppen zur Folge, die Sectirer zerstreuten sich nach dem Tode ihres »Heiligen« (Anführers) und jetzt ist das Dorf durch neue Colonisten wieder bevölkert worden. Hier befinden sich ansehnliche altindianische Ruinen mit großen Tumulis und umwallten Hofräumen

auch Sculpturen sind hier mehrfach gefunden worden. Der größte Tumulus ist nord-südlich gerichtet und unter ihm entspringt in seiner Medianlinie auf der Westseite eine Quelle, welche allerdings zur Zeit meines Besuches — in der Trockenzeit — kein Wasser hatte.

Die Urwälder, welche man nördlich von El Paraiso durchwandert, gehören zu den schönsten, welche ich in Mittelamerika gesehen habe, vermöge der vielfach wechselnden Vegetationsbilder und der zahllosen kleinen Palmenformen, welche allenthalben ihre freundlichen Wedel ausbreiten. Und das Bivouak, welches ich an den Ufern des Rio Molcá bezog, bot geradezu wundervolle Vegetationsbilder an den Rändern des prächtigen, eilenden Flusses: riesige Laubbäume, an denen gewaltige Lianen hinauftreiben, während von Ast und Zweigen langblättrige Farne und die blattrreichen Endzweige krautiger Schlinggewächse herunterhängen und gleichsam mit einem grünen Schleier das Dunkel des Waldes abschließen, und unter all dieser lebensvollen vegetabilischen Welt breiten zahlreiche kleine Palmen schweigend ihre schönen fieder- und fächerförmigen Blätter aus, unmittelbar über den riesigen Felsblöcken, zwischen denen der Fluß schäumend und brausend seine Gewässer hindurchzwängt.

Am 19. April gegen Abend erreichten wir wieder Los Amates und ich beschloß, den Ruinen von Quiriguá, welche ich im Jahre 1890 zuerst kennen gelernt hatte, nochmals einen Besuch abzustatten. Von allen bedeutenderen mittelamerikanischen Ruinen sind seit Erbauung der Terrocarril al Norte diese wohl am leichtesten zu erreichen: vom Eisenbahndamme aus führt ein Reitweg bis zum Ruinenplatze hin, und da man im Frühjahr 1895 den Besuch des Präsidenten Reina Barrios erwartete, so waren die Wege und der Ruinenplatz selbst vortrefflich gereinigt, so daß man die schönen Monolithen und Stufenpyramiden aufs Bequemste bewundern konnte, um so mehr, als erstere erst kürzlich von A. Maudslay und später von Mr. Price gereinigt worden waren. Der Erhaltungszustand der Sculpturen ist ein vortrefflicher; nur wenige Theilstücke sind ganz zerstört oder undeutlich, andere durch die lagenweise häufig auftretenden gröberen Kieselsteinchen beeinträchtigt.

Am 21. April erreichten wir bei prächtigem Wetter und herrlicher Aussicht auf den schönen See wieder das Dörfchen Yzabal und am nächsten Tage trennten sich mit herzlichem Abschiede meine treuen indianischen Träger von mir, um nach ihrer Heimath zu wandern, während ich in Yzabal verblieb, um meinen Bruder zu erwarten und mit ihm gleichfalls nach meiner Heimath, der langentbehrten, zu reisen, — nach Deutschland.

Heimkehr in die alte Welt.
Wie ich so in Yzabal weilte und an den einsamen Ufern des schönen Sees meine Spaziergänge machte, erinnerte ich mich der Zeit meiner Abreise im Jahre 1858 und wenn ich mich überlegte, wie jugendlich und leicht ergehen damals noch mein Körper war und wie kühl und verständig meine Seele war, und meines amerikanischen Aufenthalts geworden war da kam ich mir wirklich sehr geistert vor und ich dachte und dachte nach, inwieweit ich nicht denn eigentlich geistert hätte. War ich denn unzufrieden gegen die Schönheit der umgebenden Natur geworden? Gewiss nicht, denn immer und immer wieder genoss ich in der Wonne die herrliche Aussicht die wunderbar Pracht der Vegetation, welche ich auf meinen Reisen sah — viel leicht mit weniger Staunen, aber gewiss mit mehr Verständnis als vor Jahren. Oder war ich etwa sehr unzufrieden, der Jagd nach dem Dollar ergeben? Auch das nicht, denn ich hätte ich mich nicht höchst wohl bei der Jagd nach einem eleganten Sport, nämlich wissenschaftlichen Beschäftigungen gewidmet, über welche man im spanischen America mit nichtigen Achselzucken eine Tagesordnung liefert und wenn eine keine Anerkennung, kein Lohn erwartet, als eine eigene Befriedigung über die weibliche Arbeit. Kurz, ich kann schließlich zu dem Resultat, das die Abreise eine mehr äußerliche gewesen sei, beibringen. Gebracht durch die größere Erfahrung und durch die Abnutzung an die Lebensgewohnheiten meiner Adoptivheimath und höher, nämlich dahin, daß doch der alte Kern geblieben sei. Einmal zur Selbstbeobachtung angelegt, daß es mir nur ungeduldig und erwartungsvoll mein Herz schlug, als ich in Nord

Heimkehr in die alte Welt.

Wie ich so in Yzabal weilte und an den einsamen Ufern des schönen Sees meine Spaziergänge machte, erinnerte ich mich der Zeit meiner Ankunft im Jahre 1888 und wenn ich mir überlegte, wie jugendlich und leicht erregbar damals noch mein Empfinden war, und wie kühl und vernünftig meine Seele während meines amerikanischen Aufenthaltes geworden war, da kam ich mir wahrlich sehr gealtert vor und ich suchte und forschte nach, inwieweit ich mich denn eigentlich geändert hätte. War ich denn unempfänglich gegen die Schönheit der umgebenden Natur geworden? Gewiss nicht, denn immer und immer wieder genoß ich ja mit Wonne die herrliche Aussicht, die wunderbare Pracht der Vegetation, welche ich auf meinen Reisen sah — vielleicht mit weniger Staunen, aber gewiss mit mehr Verständniß als vor Jahren. Oder war ich etwa allzu sehr amerikanisirt, der Jagd nach dem Dollar ergeben? Auch das nicht, denn sonst hätte ich mich sicherlich nicht all die Jahre her einem eleganten Sport, nämlich wissenschaftlichen Beschäftigungen, gewidmet, über welche man im spanischen Amerika mit mitleidigem Achselzucken zur Tagesordnung übergeht und wofür einen keine Anerkennung, kein Lohn erwartet, als etwa die eigene Befriedigung über die vollbrachte Arbeit. Kurz, ich kam schliesslich zu dem Resultate, daß die Aenderung eine mehr äußerliche gewesen sei, hervorgebracht durch die grössere Erfahrung und durch die Anpassung an die Lebensgewohnheiten meiner Adoptivheimath und tröstete mich dahin, daß doch der alte Kern geblieben sei.

Einmal zur Selbstbeobachtung angeregt, fiel es mir auf, wie ungeduldig und erwartungsvoll mein Herz schlug, als ich an Bord

eines kleinen Dampfers an der Mündung des Polochicflusses auf meinen Bruder und seine Familie wartete, während ich in meinem äusseren Gebahren die grösste Ruhe zur Schau trug; da erkannte ich deutlich, dass ich eben die spanische Sitte angenommen hatte, und die innere Erregung unter äusserer Ruhe verdeckte, und als ich später an Bord desselben Dampferchens den herrlichen Rio dulce hinabfuhr und mit grösster Freude die prachtvolle Scenerie bewunderte, die steilen Ufergehänge, an denen die schönsten tropischen Laubwälder mit all ihren Palmen und schlingendem Rankenwerk kühn emporkletterten, und das tiefgrüne Wasser des Flusses, in welchem sich diese grossartigen Bilder schmeichelnd wieder spiegeln — da wusste ich, dass ich noch immer mit gleicher Empfänglichkeit die landschaftliche Schönheit zu geniessen vermochte, wie vor langen Jahren.

Noch ein Tag Aufenthalt im heissen Livingston (28. April), dann schifften wir uns ein an Bord der »Portia«, eines schönen, sauberen Dampfers, und fort ging es, zunächst nach Puerto Barrios, der Endstation der im Bau begriffenen interoceanischen Eisenbahn von Guatemala, dann nach Belize und vorbei an der Insel Turneffe und etlichen reizenden kleinen Koralleninseln nach Jamaica, dem prachtvollen Eiland. Da das Schiff hier einen längeren Aufenthalt nahm, gingen wir an Land (3. Mai), besichtigten zunächst die Stadt Kingston und ihr kleines Provinzialmuseum mit hübschen Sammlungen, einer Bibliothek und einem instructiven, leider allzu stark überhöhten Relief der Insel. Dann unternahmen wir — schon in der Absicht, der Langeweile eines englischen Sonntags zu entgehen — einen Ausflug ins Innere der Insel: wir verliessen Kingston am 4. Mai mit der Eisenbahn, nahmen einen kürzeren Aufenthalt in dem freundlichen Städtchen Spanish Town, fuhren gegen Abend auf prächtiger, landschaftlich hochinteressanter Strecke bis Ewarton weiter und benutzten dann Zweispänner, um am selben Tage noch das schön gelegene, trefflich eingerichtete Hôtel Moneague zu erreichen. Am folgenden Morgen fuhren wir weiter nordwärts auf vortrefflich gehaltenen Strassen durch grüne, bergige Landschaft, welche hauptsächlich der Viehzucht, in viel geringerem Masse der Mais- oder Kaffeecultur gewidmet ist. Die Vegetation ist allenthalben frisch und grünend, die zahlreichen graziösen Cocospalmen, die häufigen

krautartigen Farne, da und dort, wo menschliche Cultur noch nicht eingegriffen hat, auch Epiphyten und Lianen, geben dem Vegetationsbilde vielen Reiz. Freilich sind die indianischen Ranchos Mittelamerikas mit ihren Bananengruppen malerischer, als die mit Holzschindeln gedeckten, häufig halb verfallenen Häuschen der Jamaica-Neger, auch ist die indianische Bevölkerung sympathischer in Aussehen, Kleidung und Benehmen, als die hier stark vorherrschende Neger- und Mulattenbevölkerung, die übrigens recht gefällig und höflich war, ohne aufdringlich zu werden. Bedenkt man zu alledem die peinliche Ordnung in Städten und Dörfern, den ganz ausgezeichneten Zustand der Verkehrswege, die ausgiebige Ausnutzung des nicht allzu fruchtbaren Bodens, so muß man der englischen Colonialregierung die gerechteste Bewunderung zollen, daß sie trotz des ziemlich spröden Bevölkerungselementes eine so hoch entwickelte Ordnung und so fortschrittgemäße Zustände auf der tropischen Insel zu Stande gebracht hat.

Durch eine herrliche, feuchte Schlucht führte unser Weg nach dem Hafenplatze Ocho Rios und folgte nun auf prachtvoller Straße dem Meeresufer entlang vorbei an schönen Felspartien und wundervollen Palmengruppen nach dem Roaring River, der in prächtigen Wasserfällen dem Meere zueilt. Höher oben bildet der Fluß schöne tiefe Wassertümpel, in welchen das klare grüne Wasser bei der wechselnden Tiefe und den verschiedenen Beleuchtungseinflüssen eine ungemein reizvolle Mannigfaltigkeit von Farbennüancen zeigt. Ein Bad, das mein Bruder und ich in einem solchen Wassertümpel nahmen, war herrlich und erfrischend. Das Wasser des Roaring River ist so kalkhaltig, daß es alle in seinem Bereiche befindlichen Gegenstände in kurzer Zeit mit einer Kalktuffkruste überzieht, so daß die im Flusse stehenden Bäume wie in einer Kalktuffhülle aufgewachsen erscheinen.

Vom Roaring River fuhren wir nach S. Anns Port, um dann nach Moneague und am folgenden Tage nach Kingston zurückzukehren. Wir hatten nun noch einen vollen Tag Aufenthalt daselbst; aber so schön uns Stadt und Insel auch erschien, so sehnten wir uns doch danach, unsere Reise fortsetzen zu können, und begrüßten es mit Freuden, als am 7. Mai die »Portia« wieder

in den Hafen einlief und gegen Abend die Anker lichtete, um durch die schöne Bai von Kingston an Port Royal vorbei ins offene Meer hinauszufahren. Es war eine prächtige Fahrt, erst der Landzunge von Port Royal entlang, dann nahe der Südostküste der Insel, so daß man ununterbrochen instructive Blicke auf das größte Gebirge der Insel, die Blue Mountains, bekam. Die Hänge der Berge sind auf dieser Seite sehr steil und steinig, und da sie zudem verhältnißmäßig trocken und stellenweise baumarm sind, so erkennt man leicht, daß die wirthschaftliche Bedeutung dieser Gegend eine geringe ist.

Wie so anders zeigten sich am nächsten Morgen die Gestade der Insel Haiti, an denen wir mehrere Stunden lang in großer Nähe dahinfuhren. Die weit üppigere Vegetation, die sanfteren Hänge der nahe liegenden Berge, die flachen Thaleinschnitte, die wir dabei zu Gesicht bekamen, erweckten unwillkürlich die Vorstellung, daß das Land viel reicher an natürlichen Hülfquellen sein und weit vortheilhaftere Productionsbedingungen bieten müßte, als Jamaica. Mit Spannung erwartete ich daher den Augenblick, wo ich an Land gehen konnte, und der reizende Blick auf das Städtchen Jérémie, das mit seinen weiß angestrichenen, häufig zweistöckigen Häusern sehr freundlich ausah, steigerte noch meine Erwartungen. Wie sehr sollte ich mich aber darin getäuscht haben! Denn als ich mit einigen anderen Herren nach langen Verhandlungen mit den Bootsleuten endlich an Land gefahren war, sahen wir mit Entsetzen den fast unbeschreiblichen Zustand der Straßen in dem commercieell nicht unbedeutenden Städtchen. Schmutz überall, wo das Auge hinblickte; Koth und kleine Wasseransammlungen mit grünem verfilzten Algenüberzuge, zerbrochene Stühle und andere Haushaltungsgegenstände, faulende Früchte oder Schalen von Cocosnüssen neben allerlei anderen Dingen lagen im wüsten Durcheinander da und dort auf den Straßen umher, ohne daß man daran zu denken scheint, dieselben jemals zu entfernen. Auf dem Marktplatze dasselbe Bild und dazu schmutzige Marktweiber, die in schmutzigen Körben und Gefäßen ihre Waaren feilboten und mit lautem Geschrei ihrer Verwunderung und Mißbilligung über unsere Ankunft Ausdruck gaben. Auf den Straßen herrschte ziemlich reges Leben und inmitten der hin- und hergehenden

Neger fahen wir einen haitischen General hoch zu Ross mit langem Barte und vergoldeten Epauletten, in einem arg verschoffenen (grün oder blau gewesen?) Uniformrock und leider allzu kurzen Beinkleidern würdig und langsam einherreiten: ein Bild von äusserst komischer Wirkung, doch hüteten wir uns natürlich, unserer Heiterkeit irgend welchen äusserlich bemerkbaren Ausdruck zu geben, sonst hätten wir inmitten der fremdenhaffenden Bevölkerung vielleicht noch unangenehme Erfahrungen machen können. Die gesammte Bevölkerung der Stadt ist farbig, freilich in den mannigfachsten Schattirungen von lichten Farben bis Schwarz, und spricht ein für den Fremden ganz unverständliches Patois; die gebildeten Elemente, unter welchen man sehr gefällige Leute trifft, sprechen französisch, manche auch englisch, und durch Vermittelung etlicher freundlicher Herren gelang es uns schliesslich, das Postamt auszukundschaften, nachdem uns ein ziemlich zudringlicher Führer wohl eine Viertelftunde lang kreuz und quer durch die Strassen der Stadt geführt hatte, ohne das Postamt finden zu können.

Nicht ungern verliessen wir nach etwa zweistündigem Aufenthalte die Insel wieder, und als wir mit dem Dampfer uns immer weiter von ihren Gestaden entfernten, musste ich, wenn ich ihre Berge vor mir auftauchen sah, mir unwillkürlich Gedanken darüber machen, welch ein Bild von Blüthe, Reichthum und Ordnung diese von der Natur so begünstigte Insel wohl bieten würde, wenn sie unter englischer Herrschaft stände, anstatt sich selbst durch ihre schwarzen Präsidenten zu regieren. So schöne und wünschenswerthe Güter auch Freiheit und Unabhängigkeit für den Menschen sein mögen, so kann man sich doch oft nicht dem Gedanken verschliessen, dass viele Völker sich besser ständen unter der zielbewussten Leitung einer festen fremden Hand, als unter dem unsicheren Zügel der eigenen Herrschaft.

Rasch ging nun unsere Fahrt nordwärts, vorbei an Cubas Ostspitze, dann an den flachen Bahama-Inseln, und als wir uns New-York näherten, trat mit einem Schlage kaltes unfreundliches Wetter ein und dieser Witterungsumschlag war für meinen an die Tropen gewöhnten Organismus so ungünstig, dass ich gleich nach der Ankunft in New-York (14. Mai) mich in Folge eines Fieberanfalles zu Bett legen musste, und mich erst am

Tage der Abreise wieder einigermaßen wohl fühlte. Von New-York habe ich daher diesmal fast nichts gesehen, immerhin aber hatte ich Gelegenheit, auch jetzt wieder die großartige Entwicklung der Technik, insbesondere aber die staunenswerthe und doch mit so einfachen Mitteln arbeitende Organisation der Verkehrsmittel zu bewundern, welche einen Stolz und Ruhm der Vereinigten Staaten bedeuten.

Am 16. Mai fuhren wir nach Hoboken, um uns an Bord der »Augusta Victoria« zu begeben, und mit freudigem Erstaunen sah ich das herrliche riesenhafte Schiff, das uns nach der Heimath bringen sollte. Wenn man sich lange Jahre in primitiven Verhältnissen bewegt hat und nun zu einem Culturcentrum zurückkehrt, so regt sich beim Anblicke eines solch staunenswerthen Verkehrsmittels im Herzen etwas von der naiven Freude eines Kindes, das zum ersten Mal in seinem Leben die Eisenbahn oder ein Dampfschiff sieht und zum ersten Mal damit fahren darf. Ich fühlte nun deutlich, daß mein Herz nicht nur nicht alt geworden war, sondern daß der intime Verkehr mit Naturvölkern im Gegentheil wie ein Jungbrunnen auf das Gefühlsleben des Culturmenschen wirkt, während ich andererseits angesichts des blühenden Aussehens der jungen Leute des gemäßigten Klimas allerdings nicht bestreiten kann, daß das anstrengende und entbehrungsreiche Wanderleben in wenig entwickelten tropischen Ländern den Körper rascher altern läßt als im bequemen Leben der Culturländer.

Einmal an Bord der »Augusta Victoria«, hatte ich Muße, die verschiedenen Abschiedsscenen zu betrachten, von denen einige in ihrem aufdringlichen Pathos einfach komisch wirkten. Als aber der Dampfer abfuhr, sah ich ein Schauspiel von hervorragender Schönheit: Auf dem Vorplatze des Landungsgebäudes stand dichtgedrängt die Menschenmenge und aus den Luken des Hauses selbst schauten noch Menschen, Kopf an Kopf, heraus; sie alle riefen ihren Angehörigen ein letztes Lebewohl zu, hielten Blumensträuße in den Händen, oder am Schirm angebunden, in die Höhe und winkten mit Taschentüchern und Hüten und Blumen und Stöcken, indess die Schiffscapelle während der langsamen Abfahrt unser liebes altes schwäbisches Volkslied spielte: »Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus?« Es war eine Scene von

wirklich dramatischem Leben, ein Wogen und Treiben in dieser bunt zusammengewürfelten Menschenmenge, wie ich es noch selten gesehen hatte und dabei brachte die Mannigfaltigkeit der Kleidung, die Menge der Blätter und Blumen, die Verschiedenartigkeit der Kopfbedeckung eine Abwechslung der Farben hervor, welche von starker malerischer Wirkung war. Lange noch sahen wir die wehenden Tücher und grüssenden Hände dem Schiffe nachwinken, bis das Schiff sich drehte und rasch dem Ausgange des Hafens zukehrte.

Nun begann ich mir das Schiff und seine Inwohner näher zu betrachten. Die »Augusta Victoria« ist das schönste Schiff, das ich jemals gesehen habe, die Cabinen ausgezeichnet, Essen, Getränke und Bedienung vortrefflich. Freilich erschienen mir die Salons der ersten Cajüte allzu fürstlich ausgeschmückt zu sein: die schweren vergoldeten Verzierungen wirken etwas plump und aufdringlich und der Musiksalon machte, so lange noch darin die Blumenpenden aufgestellt waren, den beängstigenden Eindruck einer Todtenkammer; allein, wenn ich um mich blickte und so manchen meiner Mitpassagiere storchähnlich daherstelzen sah, als ob ihm die ganze Welt gehörte, als ich sah, daß selbst halbwüchsige Mädchen einen Alles verachtenden Stolz in den Mienen zur Schau trugen, da begriff ich wohl, daß einer solchen Gesellschaft nur ein stark ins Auge fallender Prunk gefallen mochte. Es waren theils Geschäftsmienen, theils schablonenhafte Alltagsgesichter und nur wenige sympathische Erscheinungen tauchten unter der Menge auf. Unwillkürlich mußte ich Vergleiche mit unseren Indianern der Alta Verapaz anstellen und ich glaube, daß unter einer gleich großen Zahl von Kekchi-Indianern gewiß eine viel größere Anzahl interessanter, menschlich angenehmer Gesichter zu finden wären, als hier. Man wird mir vielleicht übel nehmen, daß ich Indianer zum Vergleiche mit Europäern und Nordamerikanern heranziehe, aber es geschah ja nicht in Bezug auf Verstandesbildung, sondern nur in Bezug auf das äußere Aussehen; auch die Kleidung der Indianer und Indianerinnen ist trotz ihrer Einfachheit unbedingt geschmackvoller, als diejenige von vielen ihrer bevorzugten Mitmenschen, und was das Benehmen betrifft, so möchte ich nicht versäumen, hervorzuheben, daß Mutter Natur vielfach den mittelamerikanischen Indianern feinen natürlichen

Tact in die Seele gepflanzt hat, was sie vielen unserer semitischen Schiffspassagiere vollständig verfaßt zu haben scheint.

Durchschnittlich bescheidener und sympathischer war das Benehmen und die Erscheinung der Passagiere zweiter Cajüte, welche auch ausschließlich deutsch zu sprechen pflegten, und ich bin an manchem Abend nach der zweiten Cajüte geflüchtet, um bei lustiger Musik gemüthlich ein Glas Bier zu trinken, ohne mich über hochnasige Protzengesichter ärgern zu müssen. Auch im Zwischendeck sah ich manches gefällige und sympathische Gesicht; was mir aber besonders auffiel, war das abgehärmte und kränkliche Aussehen so vieler Zwischendeckspassagiere, und wieder mußte ich meine Vergleiche ziehen mit unseren Indianern, welche keine Armuth und Noth in europäischem Sinne kennen, und kaum jemals langdauernden Sorgen und Entbehrungen ausgesetzt sind.

Glücklicher Weise befanden sich auf dem großen Schiffe noch eine Anzahl lieber Freunde aus Coban und Guatemala und mit diesen schlossen wir nun einen engen, fidelen Ring, welcher den festesten Kern von Stammgästen im Rauchzimmer bildete. So verging uns die rasche, von schönem Wetter begünstigte Fahrt auf die angenehmste Weise; in Southampton verließ uns ein großer Theil der Mitpassagiere und am nächsten Morgen lagen wir bereits in Cuxhaven vor Anker.

Noch ehe wir das Schiff verließen, lernten wir in nicht gerade angenehmer Weise eine in Guatemala unbekannte, europäische Unsitte wieder kennen, das Trinkgeld, und als wir in Cuxhaven gelandet hatten, fiel uns die übermäßige Bevormundung des reisenden Publicums durch Polizeimannschaft und Bahnbeamte auf. Aber andererseits, wie angenehm war es nun, allenthalben und überall die deutsche Sprache zu hören, und als wir mit der Bahn nach Hamburg fuhren, waren wir Alle entzückt von dem schönen hellen Grün der Felder, dem Gelb der blühenden Rapspflanzungen, von der Ordnung und Eintheilung, der gründlichen Ausnutzung von Grund und Boden; das Alles erschien uns nun wie ein großer, sorgsam gepflegter Garten, und die Häuser mit ihren altväterischen Dächern wie Zierstücke; und vollends in Hamburg, wie schön waren nicht die Ufer der Alster mit ihren wohlgepflegten Rasenflächen und dem hellen Grün der

frisch treibenden Bäume! Gerade dieses lichte Grün der jungen Blätter forderte unser Entzücken am meisten heraus, denn dieses findet man in den vollsaftigen, dunkelgrünen Urwaldgewächsen der Tropen nirgends.

Als wir in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai nach Süden fuhren und im bequemen Schlafwagen die Zeit verträumten, da stellte ich mit Vergnügen fest, daß in den letzten Jahren in Bezug auf das Verkehrswesen in Deutschland bedeutende Fortschritte gemacht worden sind, und als ich dann in der lieben schwäbischen Heimath weilte, später aber nach alter Weise an der Universität München studirte, da fühlte ich mich alsbald wieder so heimisch, als ob ich nur wenige Monate abwesend gewesen wäre. Nichts von der Entfremdung, welche so manchen Deutsch-Amerikaner bei der Heimkehr in die alte Heimath anwandelt; kein Gedanke daran, daß ich die deutschen Verhältnisse zu kleinlich oder beschränkt gefunden hätte. Es ist ja Vieles anders als in Mittelamerika, Vieles engherziger und unfreier, aber das Meiste ist schöner und besser — wenigstens so lange man sich nicht in den hier so schwierigen Kampf ums Dasein zu stürzen hat — und so fühlte ich mich bald so behaglich und angenehm, daß mir der Gedanke ans Scheiden keineswegs sympathisch war. Es ist ja überhaupt eine Thatsache, daß der Deutsche im spanischen Amerika im Allgemeinen mit großer Zähigkeit an deutscher Art und Sitte klebt, und keineswegs im Volke seiner Adoptivheimath aufgeht, wie es in den Vereinigten Staaten so häufig der Fall ist.

Mit Wonne genoß ich nun Theater und Oper, und wenn auch der gesunde naive Sinn, welchen ich mir durch den langen Umgang mit Naturvölkern erworben habe, mir das Unwahre der schablonenhaften Theatergesten der meisten Schauspieler sehr eindringlich vor Augen führte, so war doch der Gesamteindruck zumeist ein sehr günstiger und angenehmer, und mit besonderem Vergnügen erfüllte es mich, endlich wieder einmal vollendet schönen Coloraturgesang hören zu können, welcher, an der rechten Stelle, leicht und graziös gesungen, auf mich einen viel freundlicheren und natürlicheren Eindruck machte, als der gespreizte Cothurnschritt so mancher »dramatischer« Musik. Der fast gänzliche Mangel an Kunstgenüssen ist eine der härtesten

Entbehrungen, welcher man im fernen Lande ausgesetzt ist, und so that ich denn mein Möglichstes, ein Capital an Erinnerungen für die kommenden Jahre exotischen Wanderlebens aufzuspeichern und schon jetzt, wo ich noch inmitten all der Annehmlichkeiten europäischen Culturlebens und deutscher Gemüthlichkeit weile, freue ich mich der Zeit, wo ich wieder einmal heimkehren darf nach der alten Heimath, um den Wanderstab in die Ecke zu stellen und der Ruhe zu pflegen.

Allgemeines Naturgemälde des nördlichen Mittelamerika.

Wenn man den Begriff „Mittelamerika“ lediglich in politischem Sinne auffassen wollte, so würde man kaum auf die Republik Guatemalas, El Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica rechnen. Jedoch man aber für den geographischen Begriff geographische Abgrenzung sucht, so muß man Mittelamerika und Gebietstheile von Mexiko und Columbia dazu rechnen und die nördliche Grenze den Isthmus von Tehuantepec als südliche den Isthmus von Panama annehmen. Von dem so abgegrenzten Gebiete habe ich in den Jahren 1888 bis 1892, das nördliche Mittelamerika, d. h. das Land zwischen der Isthmus von Tehuantepec und der Isthmus von Panama, zwischen Puerto Cortes und der Foz de las Yucas, zwei Gegenstände meiner Studien und Annahmen gemacht und es möge mir gestattet sein, im Folgenden in groben Zügen ein Bild der allgemeinen Naturverhältnisse dieses in einzelnen Theilen noch sehr wenig bekannten Gebietes zu entwerfen. Ich schreibe voraus, daß die bisher vorhandenen Kenntnisse dieses Ländergebietes in hohen Grade ungenügend sind, und so allen älteren Autoren folgt, abgesehen von den Kolumbus — ein ziemlich unrichtiges Bild der orographischen Verhältnisse geben; die klimatischen Verhältnisse sind der v. Humboldt nicht mehr in allgemeiner Weise dargestellt worden als in jüngerer Zeit. Mrs. Mark Watrod Harrington in einer Abhandlung auf das politische Mittelamerika beschrankten Abhandlung den Regional-

Allgemeines Naturgemälde des nördlichen Mittelamerika.

Wenn man den Begriff »Mittelamerika« lediglich in politischem Sinne auffassen wollte, so würde man dazu nur die fünf Republiken Guatemala, S. Salvador, Honduras, Nicaragua und Costarica rechnen. Sobald man aber für denselben Namen eine geographische Abgrenzung sucht, so muß man Britisch-Honduras und Gebietstheile von Mexiko und Columbien dazu rechnen und als nordwestliche Grenze den Isthmus von Tehuantepec, als südöstliche den Isthmus von Panamá annehmen. Von dem so abgegrenzten Gebiete habe ich in den Jahren 1888 bis 1895 die nordwestliche Hälfte, d. h. das Land zwischen der Landenge von Tehuantepec und der Einschnürung des Continents zwischen Puerto Cortez und der Fonseca-Bay, zum Gegenstande meiner Studien und Aufnahmen gemacht und es möge mir gestattet sein, im Folgenden in großen Zügen ein Bild der allgemeinen Naturverhältnisse dieses in einzelnen Theilen noch sehr wenig bekannten Gebietes zu entwerfen. Ich schicke voraus, daß die bisher vorhandenen Kartenwerke dieses Ländergebietes in hohem Grade ungenau sind, und in allen älteren Atlanten sogar — abgesehen von den Küstenlinien — ein ziemlich unrichtiges Bild der oro- und hydrographischen Verhältnisse geben; die klimatologischen Verhältnisse sind seit v. Frantzius nicht mehr in allgemeinerer Weise dargestellt worden, bis in jüngster Zeit Mr. Mark Walrod Harrington in einer allerdings auf das politische Mittelamerika beschränkten Abhandlung den Regenfall

zum Gegenstande einer Specialstudie machte*). Die botanische und zoologische Kenntniss von Mittelamerika ist in dem gross angelegten Werke *Biologia centroamericana* registrirt, allein das Werk ist so kostspielig, dass nur reiche Privatleute oder Bibliotheken es sich anschaffen können und so ist es auch dem Schreiber dieser Zeilen nur selten zugänglich gewesen, weshalb ich mich in meinen folgenden, auf die allgemeinsten Verhältnisse gerichteten Darlegungen fast ganz auf meine eigenen Beobachtungen beschränken muss.

1. Orographie.

Etwa die Hälfte des nördlichen Mittelamerika ist Flachland, die andere (kleinere) Hälfte Gebirgsland. Die Flachlandgebiete sind (abgesehen von der vergleichsweise schmalen pacifischen Küstenebene) ganz auf den Norden beschränkt und umfassen die nördlichen Gebiete des Isthmus von Tehuantepec, den mexicanischen Staat Tabasco, die Halbinsel Yucatan, das Petén und das nördliche Britisch-Honduras. Von diesen ausgedehnten Länderstrecken sind nur die pacifische Küstenebene, ferner die Mündungsgebiete der Ströme Coatzacoalco, Grijalva, Ufumacinta und Candelaria und die Küstengebiete von Britisch-Honduras wirkliche, vorzugsweise von Flusabfätzen gebildete Ebenen; die Halbinsel Yucatan und das Petén sind dagegen zwar auch flaches Land, aber von Höhenzügen, Höhenrücken und merkwürdigen Depressionen durchzogen, so dass sie ein ganz eigenartiges orographisches Bild darbieten, das allerdings in seinen Einzelheiten viel zu wenig bekannt ist, als dass es sich kartographisch festlegen und im Einzelnen genetisch erklären liesse. Während die echten Ebenen Mittelamerikas sich im Wesentlichen nicht von unseren gewöhnlichen europäischen Tiefebene unterscheiden, ist das Flachland von Yucatan und dem Petén von so eigenthümlicher Beschaffenheit, dass ich mit einigen Worten auf dasselbe näher eingehen muss. Das Petén scheint in seinen mittleren und nördlichen Gebieten aus einer Anzahl paralleler, gekrümmter Bodenwellen**) zu bestehen, welche oberfläch-

*) *Central American Rainfall*, by Mark Walrod Harrington, read before the philosophical Society of Washington, March 1895.

**) Sapper, *Physikalische Geographie von Guatemala* (Gotha 1894), p. 39.

Sapper, *Das nördliche Mittelamerika*.

lich durch Erosion und Einsturz von Hohlräumen wieder in eine Unzahl von Hügeln und Kesselthälern aufgelöst erscheinen; dagegen dürfte die Halbinsel Yucatan ein von der Faltung unberührt gebliebenes Schollenland darstellen, dessen Schichten, für den Beobachter fast horizontal erscheinend, ein generelles, sehr flaches nördliches Einfallen aufweisen; auch hier haben Erosion und locale Einbrüche die ursprünglich wohl ebene Oberfläche in Hügelzüge und Einsenkungen von mannigfacher Form aufgelöst, so daß für das Innere Yucatans die Bezeichnung einer »Ebene« ebenso irrthümlich wäre, wie fürs Petén. Beide Gebiete sind aber so flach, daß ihre höchsten Erhebungen nur wenig über 300m absoluter Höhe erreichen mögen; außerdem bestehen beide zum weitaus größten Theile aus Kalken von ähnlichen Eigenschaften (vorwiegend tertiären, in geringerer Ausdehnung cretaceischen Alters), weshalb auch, um das gleich vorwegzunehmen, die hydrographischen Verhältnisse beider Gebiete sehr ähnlich sind. Während nämlich in der Trockenzeit weite Gebiete wasserleer sind und nur wenige, durch Thonabfätze undurchlässig gewordene Mulden noch kleine Regenwasseransammlungen (»Aguadas«) aufbewahren, füllen sich in der Regenzeit, wo auch in schmalen Thalrinnen plötzlich Bäche und Flüsse auftreten, die Niederungen mit oft recht ausgedehnten Seen von meist geringer Tiefe an (ak'alché in Maya, saab in Kekchi), welche erst im Laufe der Trockenzeit allmählich wieder verschwinden.

Das Gebirgsland des nördlichen Mittelamerika scheidet sich in zwei schon landschaftlich leicht zu unterscheidende Abtheilungen: ein Kettengebirge in den nördlichen Theilen und ein Massengebirge in den südlichen Theilen des Gebirgslandes. Das hauptsächlich aus mesozoischen und tertiären Ablagerungen bestehende Kettengebirge des Staates Chiapas*) bildet aber keineswegs die unmittelbare Fortsetzung des Kettengebirges von Mittelguatemala, sondern hängt nur in seiner Südostecke direct damit zusammen, während seine nördlichsten Ketten sich ostwärts in die flachen Bodenwellen des Petén fortsetzen. Das Ketten-

*) Sapper, Informe sobre la geografia fisica y la geologia de los Estados de Chiapas y Tabasco, in Boletin de agricultura, mineria é industrias, publicado por la secretaria de fomento, colonizacion é industria de la República mexicana. Mexico 1894 (Año III Num: 9. März).

gebirge von Mittelguatemala*) besteht nur in seinen nördlichsten Bestandtheilen aus mesozoischen und tertiären Ablagerungen, während südlich davon eine paläozoische und dann einige archaische Ketten folgen. Eine derselben setzt sich als Sierra del Espiritu santo nach Honduras hinein fort, während im Süden davon sedimentäre Bergketten, noch unbestimmten Alters, jene Republik durchziehen. In Chiapas erreichen die Kettengebirge nicht viel mehr als 2200 m Höhe [die Culminationspunkte des nördlichen Chiapas sind von jungeruptiven Ergüssen gebildet: Hulitepec bei S. Cristobal Las Casas (2760 m), in Guatemala dagegen kommt ihnen (in den Altos Cuchumatanes) eine Höhe von etwa 3800 m zu]. In Britisch-Honduras findet man die Scholle der Cockscomb Mountains, wohl eine Fortsetzung der paläozoischen Kette Guatemalas.

Das Massengebirge des Staates Chiapas entspricht in keiner Weise den Massengebirgen von Guatemala und San Salvador: denn die Sierra Madre von Chiapas besteht aus Graniten, welche die paläozoischen und archaischen Ketten Guatemalas überdeckt und von der Verbindung mit der archaischen Küstencordillere von Mexico**) abgeschnitten zu haben scheinen. Dagegen sind die Massengebirge von Südguatemala, San Salvador und Süd-Honduras aus jungeruptiven Gesteinen (Andesiten und Basalten) gebildet und gehören daher einer sehr viel jüngeren geologischen Entstehungszeit an. Die granitischen Erhebungen von Chiapas erreichen eine Höhe von etwa 2800 m; die jungeruptive Küstencordillere von Guatemala erreicht dagegen Höhen von mehr als 3600 m (Cotzic 3620 m), senkt sich aber beträchtlich gegen Osten und theilt sich in der Gegend von Chimaltenango in zwei getrennte Züge, deren nördlicher durch das mittlere Südguatemala nach dem südlichen Honduras hineinstreicht, während der südliche Zug, mehrfach von Flusstälern durchbrochen, im Allgemeinen der pacifischen Küste folgt und die Republik San Salvador in ihrer ganzen Ausdehnung durchzieht.

Den Kettengebirgen des nördlichen Mittelamerika kommt,

*) Sapper, Das Kettengebirge von Mittelguatemala. Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Berlin 1892.

**) Felix und Lenk, Ueber die tektonischen Verhältnisse der Republik Mexico. Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft 1892, S. 303 ff.

im Gegensatz zu den europäischen, ein ganz eigenthümlicher landschaftlicher Charakter zu, indem die einzelnen Ketten, soweit sie nicht in gewaltigen Schluchten von Flüssen und Strömen durchbrochen sind, eine ungemein gleichförmige, nur ganz sanft auf- und absteigende Kammlinie aufweisen, so daß scharf individualisirte Bergformen zu den Seltenheiten gehören oder auch von isolirten jungeruptiven Ergüssen (wie die kühnen Berge bei S. Bartolomé de los Llanos in Chiapas), nicht von sedimentären Gesteinen gebildet werden. Die dichte Waldbedeckung, welche den Kettengebirgen grösstentheils zukommt, ist gewiß die Hauptursache für den einförmigen Verlauf der Kammlinien, da sie in erster Linie die Wirkungen der Erosion verhindert oder wenigstens abgeschwächt hat. Die archaischen Gebirgsketten von Guatemala zeigen dagegen bereits eine Anlehnung an unsere europäischen Gebirgsformen, da sich hier namhafte Seitenkämme vom Hauptkamme abzugliedern pflegen und tiefe Thalgründe zwischen diesen seitlichen Gebirgszweigen sich gebildet haben; freilich sind im Gebiete dieser archaischen Ketten Guatemalas auch die Verhältnisse des Klimas und der Pflanzendecke und damit auch die Erosionserrscheinungen den europäischen ähnlicher, als an der feuchten Nordabdachung der Kettengebirge.

Wenn nach dem Gefagten die allzu grofse Regelmäßigkeit im Verlaufe der Kammlinien die landschaftliche Schönheit der Kettengebirge beeinträchtigt, so ist andererseits die allzu grofse Unregelmäßigkeit im Verlaufe der Bach- und Flußrinnen im Gebiete der Massengebirge der Entstehung landschaftlich bedeutender Ansichten hinderlich und bei der ziemlich einförmigen, kuppenartigen Ausbildung der Gipfel besteht die hauptsächliche Schönheit der Massengebirge nicht in ihrer Gipfelregion, sondern in dem grandiosen Steilabfall gegen die pacifische Küstenebene hin.

Die landschaftlich wirksamsten orographischen Elemente Mittelamerikas aber sind die Vulkane, deren oft wunderbar regelmässige kegelförmige Gestalten in ihrer edlen Einfachheit und Gröfse die Bewunderung und Aufmerksamkeit jedes Reisenden auf sich ziehen. Erst kürzlich, als ich bei denkbar klarstem Wetter auf einem Hochgipfel bei Zermatt stand und die wilden Felshörner um mich, die gewaltigen Eisströme zu meinen Füßen

überblickte, mußte ich unwillkürlich an die stolzen und doch so einfachen Vulkangestalten Mittelamerikas zurückdenken, und es fiel mir wieder ein Ausspruch von Moritz Wagner ein, der es in Zweifel zog, ob nicht etwa die mittelamerikanische Vulkanreihe an Schönheit die Alpen übertreffe. Es ist gewiß misslich, eine Vulkanreihe mit einem Kettengebirge zu vergleichen, aber ich möchte jetzt, nachdem ich die Alpen wieder in verschiedenen Gegenden besucht habe, doch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß allerdings den Tropengegenden, vermöge ihrer üppigen Vegetation, der Wechsel an mannigfachen Farben fehlt, welcher so viel zur malerischen Schönheit der Alpenlandschaften beiträgt, daß aber die großartigen Vulkangestalten mit ihren einfachen schön geschwungenen Linien auf mich wenigstens einen ästhetisch befriedigenderen Eindruck machen, als die unruhigen Linienfolgen der alpinen Felsregionen und Gipfelformen.

2. Hydrographie.

Das nördliche Mittelamerika ist bespült vom Atlantischen Ocean im Norden, vom Pacifischen im Süden. Diesen beiden Weltmeeren strömen denn auch alle Gewässer zu (mit Ausnahme der wenigen abflußlosen Seengebiete). Die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean bilden die Massengebirge von Chiapas, Südguatemala und Süd honduras. Da diese Massengebirge im Westen sehr nahe der pacifischen Küste bleiben, so haben daselbst die Flüsse einen nur kurzen Lauf und sind daher von geringer Bedeutung. Erst nachdem sich der Hauptzug des eruptiven Massengebirges von Guatemala (von Chimalteango ab) rein östlich gewendet hat, entfernt sich die Wasserscheide etwas mehr von den Gestaden des Stillen Weltmeeres und damit erreichen auch die Flüsse eine immer größere Bedeutung und längeren Lauf. Der wichtigste Fluß des pacifischen Gebietes ist der ansehnliche, streckenweise schiffbare Rio Lempa, die Hauptwasserader der Republik San Salvador.

Ungleich wichtiger und wasserreicher sind die Ströme des atlantischen Gebietes: Coatzacoalcos, Grijalva, Ufumacinta (welcher sich durch die Quellströme Lacantun, Chixoy und Rio de la Pasion bildet) und Candelaria fließen in den mexicanischen Golf, Rio Hondo, Rio nuevo, Rio Viejo (Belize), Sibun, Sarstoon,

Polochic-Rio Dulce, Motagua, Chamelecon und Ulua in den caraibischen Meerbusen; von all diesen Strömen ist nicht nur der Hauptarm, sondern auch eine Reihe von Nebenflüssen für kleine Fahrzeuge streckenweise schiffbar.

Außer etlichen Seen in Südguatemala (Atitlan, Ayarza) sind der große Peténsee und der Bittersalzsee Chichankanab nebst vielen kleineren Seen von Yucatan abfluslos. Yucatan bietet überhaupt höchst eigenartige hydrographische Verhältnisse dar, indem nur in seinem äußersten Süden wirkliche Flüsse vorhanden sind (z. B. Rio de Champoton), während in den nördlichen Gebieten die Wasserläufe unterirdisch sind und nur in den schönen, nach abwärts gerichteten Höhlen, welche man daselbst Cenotes nennt, erreicht werden können.

3. Klima- und Vegetations-Zonen.

(Hierzu die Karten Nr. 2 und 3 und Beilage 1.)

Wenn man sich die plastischen Verhältnisse des nördlichen Mittelamerika vergegenwärtigt, so sieht man, daß einem flachen Vorlande im Norden ein Gebirgsland im Süden gegenübersteht, dessen nördliche Theile ein Kettengebirge, dessen südliche Theile ein Massengebirge darstellen; zwischen beiden befindet sich eine Depression von wechselnder Tiefe und Breite und am südlichen Fusse des Massengebirges eine schmale Küstenebene. Bedenkt man nun, daß die Passatwinde eine im Allgemeinen nordöstliche Richtung haben, so begreift man leicht, daß sie an der nördlichen bzw. nordöstlichen Abdachung der Kettengebirge ihre Feuchtigkeit entladen und als trockene Winde jenseits des Hauptkammes ihren Lauf fortsetzen. So kommt es, daß die ganze Nordhälfte des nördlichen Mittelamerika im Allgemeinen reiche Niederschläge erhält (mit Ausnahme der Halbinsel Yucatan, welche zu flach ist, um eine Condensation der Wasserdämpfe zu Stande zu bringen; erst das niedrige Hochland im Süden, welches eine mittlere Höhe von etwa 250 m erreicht, bekommt reichliche Niederschläge und ist daher mit Urwald bedeckt). Die im Regenschatten liegenden Gegenden südlich vom Hauptkamme der Kettengebirge sind dagegen verhältnißmäßig trocken und erst am südlichen Abfalle der Massengebirge treffen wir abermals auf einen feuchten Landstrich, indem die große Landmasse einen

auffsteigenden westlichen Luftstrom anlockt, der seine Feuchtigkeit auf jener Seite entladet; nur in der Gegend des Isthmus von Tehuantepec ist die Landmasse zu gering, um einen derartigen Einfluß hervorzurufen, weshalb hier die Gegend auch zu den trockenen Gebieten gehört.

Leider ist die Zahl der Regenmessstationen im nördlichen Mittelamerika viel zu gering, als daß sich aus ihren Angaben allein ein Bild von der Vertheilung der klimatischen Zonen machen ließe; ich habe daher diese Angaben mit meinen Beobachtungen über den Vegetationscharakter combinirt (Eingehenderes darüber in meiner physikalischen Geographie von Guatemala!) und bekam dabei ungefähr ein Bild, wie ich es in der beigegebenen Karte Nr. 2 wiedergegeben habe. Zum Verständniß derselben hebe ich hervor, daß in allen Gegenden mit reichlichen Niederschlägen sich Urwälder bilden, welche in den wärmeren Regionen ausschließlich aus Laubbäumen (mit eingemischten Palmen und Farnbäumen, mit viel Lianen und Epiphyten) bestehen: »tropische und subtropische Regenwälder«, in kalten Gebieten aber sich aus Kiefern, Eichen, Erlen und anderen Laubbäumen zusammensetzen: »feuchte Laub- und Nadelwälder des kalten Landes«. Wo sich Kiefern, Liquidambar- oder Taxixcóbäume im Gebiete der tropischen Regenwälder finden, sind die Niederschläge schon etwas gemäßig, und wo Kiefern und Eichen für sich allein in Gegenden von mäßigen oder hohen Temperaturgraden waldbildend auftreten, kann man schon auf ein ziemlich trockenes Klima schließen (trockene Eichen- und Kiefernwälder); wenn aber die Bäume regelmäßigen Blattfall zeigen oder ganz zurücktreten und einer Formation kleinblättriger Dornsträucher und steppenartiger Grasfluren Platz machen, so befindet man sich in einer sehr trockenen, durch eine stark ausgesprochene Trockenzeit charakterisirten Gegend (»Chaparales, Strauch- und Grassteppen«). »Baumfabannen« dagegen sind Gebiete von ansehnlichem Regenfalle, in welchen die regenfeuchten Tropenwälder streifenweise mit Grasfluren abwechseln (z. B. Südguatemala, Tabasco) oder krautige Schlingpflanzen Busch und Baum der Tropenwälder überwuchern und theilweise zurückdrängen. Wenn auch im Einzelnen noch Vieles hervorzuheben wäre, daß z. B. die aus hochwüchsigen,

grünem Grafe bestehenden Sabannen von Tabasco auf das Ueberschwemmungsgebiet der großen Flüsse beschränkt sind, daß die lichten Kiefernwälder der Pine ridges in Britisch-Honduras in dem wasserdurchlässigen Sandboden und dem tiefgehenden Grundwasser ihre rein locale Entstehungsursache haben u. f. w., so kann man doch im Allgemeinen feststellen, daß mit Ausnahme des nördlichen Yucatan die ganze atlantische Seite des nördlichen Mittelamerika ein niederschlagsreiches Gebiet darstellt, während ein zweiter Streifen feuchten Landes in Guatemala und Chiapas, rudimentär auch in S. Salvador, der pacifischen Küste folgt. Die Depression zwischen den Hauptkämmen der Kettengebirge und Massengebirge dagegen bezeichnet ein Gebiet geringerer Feuchtigkeit bis großer Trockenheit (wie in den Thalebenen von Salamá und dem Motagua, wo große Cereusformen der Landschaft ein eigenartiges Gepräge verleihen). Die Urwaldgebiete sind im Durchschnitt ungemein schwach bevölkert, die trockeneren und gesünderen Gegenden dagegen sind verhältnismäßig dicht bevölkert.

Während die Sommerregenzeit mit ihren häufigen elektrischen Entladungen ganz Mittelamerika gemeinsam ist und von Mai (manchmal schon April) bis September herrscht, beginnt im October oder November in den Gegenden südlich vom Hauptkamme des Kettengebirges und im nördlichen Yucatan die Trockenzeit, während an der Nordabdachung des Kettengebirges die Winterregenzeit mit oft mehrere Tage lang andauernden Landregen einsetzt und bis December oder Januar fort dauert, um dann einer durch spärliche Regen unterbrochenen Trockenzeit (Januar bis April) Platz zu machen (vergl. Beilage 1).

Wie man aus der Tabelle leicht ersieht, tritt die Sommerregenzeit in den südlichen Gebieten frühzeitiger ein als an der Nordabdachung des Kettengebirges, wo der Monat April übereinstimmend als der trockenste erscheint.

Aber nicht nur in Bezug auf die Niederschlagsverhältnisse, auch in Bezug auf die Wärmebedingungen wirkt die plastische Gestaltung des Landes differenzierend ein. Da mit zunehmender Erhebung die Temperatur immer mehr abnimmt, so haben wir in den Massenerhebungen bei Huehuetenango, Quezaltenango oder S. Cristóbal Las Casas Gebiete verhältnismäßig kalten Klimas,

welches den Anbau tropischer Früchte unmöglich macht, aber die Cultur der Cerealien unserer gemäßigten Zone begünstigt. Bis 1800 m herunter pflügt alljährlich Reif aufzutreten und in den höchsten Regionen (oberhalb 3200 m) nähert sich das Klima so sehr unserem europäischen, daß sogar dann und wann Schnee fällt. In den Flachlandgebieten dagegen herrscht Jahr aus, Jahr ein eine hohe Temperatur, welche in den Monaten December und Januar am meisten gemäßigt erscheint, in den Monaten April und Mai aber am höchsten ist; in den Urwaldgebieten erreichen die Temperaturen übrigens niemals so hohe Grade wie in den trockenen Steppengebieten und doch empfindet der Wanderer hier die Hitze oft noch drückender (wegen der hohen Luftfeuchtigkeit) als dort. Zwischen den warmen und kalten Regionen breitet sich ein Klimagürtel gemäßigter Wärmeverhältnisse aus, welcher, zwischen beiden Extremen die Mitte haltend, die angenehmsten Lebensbedingungen, namentlich für den Europäer, darbietet. Eine scharfe Grenzlinie zwischen den einzelnen Klimastufen giebt es nicht, doch glaube ich die einzelnen Stufen am besten folgendermaßen unterscheiden zu können (vergl. Karte Nr. 3):

- I. Tierra caliente (heißes Land), 0 bis 600 m. Hauptzone des Cacaobaues, des Kautschuk- und Mahagonibaumes, der Cocos- und Corozopalme. Kaffeebau beginnt. Mittlere Jahrestemperatur ca. 27 bis 23° C.
- II. Tierra templada (gemäßigtes Land), 600 bis 1800 m. Hauptzone des Kaffeebaues (in den höheren Lagen bereits mit Frostgefahr verbunden). Mittlere Jahrestemperatur 23 bis 17° C.
- III. Tierra fria (kaltes Land), oberhalb 1800 m. Alljährlich tritt Reif ein.
 - A. Untere Abtheilung von 1800 bis 3250 m. Anbau von Weizen (der in S. Salvador allerdings bis 1000 m herabsteigt), Kartoffeln und Aepfeln. Laubwälder. Mittlere Temperatur etwa 17 bis 10° C.
 - B. Obere Abtheilung, oberhalb 3250 m. Hochgebirgsregion, ohne Agricultur, mit alpinen Kiefernwäldern und Bergwiesen, Region möglichen Schneefalles. Mittlere Jahrestemperatur unter 10°.

Production.

(Hierzu Karte Nr. 4, s. S. 212, und Beilage 2.)

I. Nutzbare Mineralien.

Als die Spanier vor Jahrhunderten die Länder des nördlichen Mittelamerika betraten und unterwarfen, da war ihr Dichten und Trachten zunächst auf die Erlangung edler Metalle und Steine gerichtet, und nur langsam überzeugten sie sich davon, daß die Mineralreichthümer hier nicht in großer Menge vorhanden waren. Die Sucht, durch Bergwerksunternehmen rasch reich zu werden, hat sich aber in ihren Nachkommen bis auf den heutigen Tag erhalten und mancher Unglückliche hat sich durch den Fund einer hübschen Erzstufe dazu verleiten lassen, sein ganzes Besitzthum zur Auffuchung der Reichthum verheißenden Mine zu opfern, die er natürlich niemals fand. Schon Carl v. Scherzer hob vor mehr als 40 Jahren mit vielem Recht hervor, daß die Republik Honduras reicher wäre ohne ihre Mineralreichthümer als mit denselben, und wenn in den Nachbarrepubliken San Salvador und Guatemala sich auch schon vor Jahrzehnten die Ueberzeugung geltend machte, daß die Agricultur den Reichthum des Landes bedinge, so spukt doch auch hier die Phrase von den Mineralreichthümern unheildrohend in vielen Köpfen. Es ist recht bezeichnend, daß das Bureau of the American republics im Bulletin 58 (Washington 1892) hervorhebt, daß es 180 Minen in San Salvador gebe, dabei aber vergißt, zu bemerken, daß dieselben fast sämmtlich aufgegeben sind. Als ich im Jahre 1895 San Salvador bereifte und einige Minen kennen lernen wollte, erfuhr ich, daß nur noch eine einzige mit wenigen Arbeitern bearbeitet werde.

Ich will damit natürlich nicht behaupten, daß nutzbare Mineralien im nördlichen Mittelamerika fehlten, sondern nur, daß viel Geld und Mühe an ganz aussichtslose Bergwerksunternehmen verschwendet werden und daß man die Bedeutung der Mineralvorkommen fast allgemein weit überschätzt.

Am reichsten an Mineralschätzen ist zweifellos die Republik Honduras, wo zur Zeit auch eine Reihe gut rentirender Minen ausgebeutet werden; im westlichen Honduras jedoch hat die Minenindustrie keine großen Erfolge aufzuweisen gehabt: außer den Opalfunden bei Erandique und einer, wie ich höre, mit Eifer abgebauten Silbermine bei El Labor, sind wohl nur die Goldbergwerke der Sierra del Espiritu Santo zu nennen, welche aber wegen mangelnder Rentabilität fast sämmtlich wieder aufgelaufen worden sind. In S. Salvador ist meinen Erkundigungen zufolge nur noch eine einzige Silbermine im Betriebe; die Kohlenflötze, auf deren Abbau man in S. Salvador große Hoffnungen setzte, beschränken sich, soweit ich sie persönlich kennen lernte, auf etliche schwache Braunkohlenbänke, deren Abbau sich sicherlich nicht lohnen würde (ähnliche Braunkohlenbänkchen sind mir auch aus Guatemala und Chiapas bekannt). In Guatemala sind außer einer Bleiglanzgrube bei Chiantla nur noch einige Goldwäscherien im Motaguathal im Betriebe; die einst abgebauten Silberbergwerke von Alotepeque und die schöne Silbermine von San Rafael bei Mataquescuintla haben vor wenigen Jahren den Betrieb eingestellt. In Chiapas wird nur eine einzige, aber vorzügliche Mine (von Santa Fé bei Zacualpa) abgebaut, in Tabasco aber ist die versuchte Ausbeutung der Petroleumquellen von Macuspana wieder aufgegeben worden. In Yucatan bildete sich vor Kurzem eine Gesellschaft zur Ausbeutung einer Kupfermine, welche sich in der Nähe von Champoton befindet; aber bald zeigte sich die Unrentabilität des Unternehmens und die Gesellschaft löste sich wieder auf. In den Cockscomb Mountains in Britisch-Honduras ist vor Kurzem schöne Steinkohle gefunden worden; eine fachmännische Untersuchung der (noch geheim gehaltenen) Localität scheint aber noch nicht stattgefunden zu haben, so daß man über die Bedeutung des Fundes kein Urtheil aussprechen kann.

Von ganz vereinzeltten Fällen abgesehen, ist die Production

edler Metalle oder Steine im nördlichen Mittelamerika eine absolut unbedeutende, und wenn auch die Möglichkeit besteht, daß seiner Zeit gut rentirende Bergwerksunternehmen ins Leben gerufen werden, so sei doch der bisherige fast allgemeine Mißerfolg als Warnung an alle minenfüchtigen Capitalisten hervor gehoben.

Wenn aber auch die Edelmetalle in vergleichsweise spärlicher Menge vorkommen und sonstige exportfähige Mineralstoffe zur Zeit nirgends in abbauwürdigen Lagerstätten bekannt sind, so ist doch das nördliche Mittelamerika keineswegs arm an nutzbaren Mineralien, welche von hervorragender volkswirthschaftlicher Bedeutung für die einheimische Bevölkerung sind oder waren. Ich meine hier vor allem das Salz, welches vielfach durch Evaporation des Meerwassers (so in S. Salvador, in Südguatemala — besonders bei Chiquimulilla — und in Yucatan), aber auch da und dort im Inlande aus Salzquellen gewonnen wird, so bei S. Maddalena und der Salina de los Nueve Cerros in Guatemala durch Eindampfen der Soole in eisernen Pfannen, im Valle de Cuxtepeque in Chiapas durch Eindunsten derselben in flachen Teichen, in Iztapa (Chiapas) und Sacapulas (Guatemala), wo noch jetzt Indianer nach offenbar alter Methode ihr Salz bereiten, durch Eindampfen in thönernen Gefäßen. Trotzdem wird noch viel fremdes Salz in Mittelamerika eingeführt. — Die Maismahlsteine, welche einen unentbehrlichen Haushaltungsgegenstand in jedem mittelamerikanischen Hause darstellen, werden von den Indianern von Chiapas, Guatemala und San Salvador aus jungen Eruptivgesteinen (Andesiten) angefertigt, in Yucatan aber aus Feuerstein. (Früher wurden Maismahlsteine auch aus Glimmerschiefer, hartem Phyllit und anderen Materialien hergestellt.) Feuerstein war im Petén und Yucatan in der Zeit vor Ankunft der Spanier ein äußerst wichtiges Material, da die Indianer daraus ihre Waffen zu verfertigen pflegten, wie heute noch die Lacandonen ihre Pfeilspitzen aus Feuerstein bilden; die Indianer von Guatemala, Chiapas und San Salvador dagegen pflegten ihre Waffen und Messer aus Obsidian herzustellen, welchen sie in ungeheurer Menge am »Obsidianberge« Iztepeque (in Südostguatemala) finden konnten.

2. Waldbenutzung.

Aehnlich wie jeder Mittelamerikaner gerne die »Mineralreichthümer« seines Landes im Munde führt, so betont auch der Guatemalteke gar zu gern die nationalen Schätze, welche in den werthvollen Holzarten der gewaltigen Urwälder des Petén der Hebung harren, und je weniger der Mann von diesen Urwäldern weiß, desto fabelhafter erscheint ihm der Werth der edlen Hölzer. Es ist das eine der vielen Legendenbildungen, welche zwar ein Körnchen Wahrheit in sich schliessen, aber in ihrer übertriebenen Vergrößerung der Thatfachen schädlich wirken.

Es ist in der That nicht zu leugnen, daß die Urwälder des Petén und des östlichen Chiapas eine große Menge werthvoller Hölzer in sich bergen, von welchen theils der Stamm (wie Mahagoni), theils der Farbstoff (wie Blau- und Gelbholz), theils der Milchsaft (Kautschuk, Kaugummi) Verwendung finden; auch Medicinalpflanzen (z. B. Saffaparilla, Perubalsambäume) finden sich in ansehnlicher Menge und bei genauerer Untersuchung würden noch viele nutzbare Hölzer und Stoffe gefunden werden können, aber die Verkehrsverhältnisse sind leider derart, daß eine gründliche Ausbeutung vorläufig ganz ausgeschlossen ist. Die einzigen brauchbaren Verkehrswege des Petén und östlichen Chiapas sind nämlich die Flüsse, und die allermeisten derselben sind Tributäre des gewaltigen Usumacinta, der kurz vor dem Eintritt ins Tiefland von Tabasco eine Reihe von Stromschnellen und Wasserfällen bildet, welche ein unüberwindliches Hinderniß für die Schifffahrt darstellen. In Folge dessen können hier nur diejenigen Hölzer exportirt werden, welche wegen ihrer Leichtigkeit auf dem Wasser schwimmen, nämlich Mahagoni, und auch von diesen Stämmen ist unterwegs ein nicht unbeträchtlicher Verlust zu erwarten; zudem haben eine Anzahl schiffbarer Nebenflüsse streckenweise einen unterirdischen Lauf (z. B. die Quellflüsse des Rio Cendales), wodurch natürlich mit einem Schlage wieder ausgedehnte Waldstrecken sich jeder Ausnutzung entziehen. Dann aber ist zu beachten, daß die Mahagonibäume ziemlich zerstreut im Urwalde vorkommen und daß die in großer Nähe der Wasserstraßen befindlichen Stämme in den meisten,

leichter zu erreichenden Gegenden bereits gefällt sind, so daß die Holzfäller häufig Straßen von 20 Kilometer Länge durch den Urwald bahnen müssen, um die bearbeiteten Stämme mit Ochfengespannen nach der Wasserstraße zu schleppen; wenn einmal die Zeit kommt, wo man noch längere Zufuhrwege bauen muß, oder wo man in gebirgigen Gegenden schwierige Terrainverhältnisse antrifft, so wird der Mahagoniexport aufhören ein rentables Geschäft zu sein; ist es ja doch schon jetzt für manchen Neuling, der noch nicht die genügende Erfahrung betreffs der Arbeiterverhältnisse oder der Wasserstraßen besaß, verhängnisvoll geworden.

Die Verschiffungshäfen für Mahagoniholz sind im nördlichen Mittelamerika besonders Minatitlan, Laguna de Términos und Belize, an welch letzteren Platz auch die im Indianergebiete des südlichen Yucatan geschlagenen Stämme, in Flöße zusammengebunden, von Schleppdampfern gebracht werden. Im Innern Yucatans giebt es viel Mahagoniholz, das aber wegen mangelnder Verkehrsmittel wohl niemals wird verwerthet werden können; in den Wäldern beim unteren Motaguathale und Livingston giebt es gleichfalls noch ziemlich viel Mahagoni, doch ist es fraglich, ob es sich mit hinreichendem Nutzen wird verwerthen lassen, da die leicht erreichbaren Stämme längst gefällt sind.

Die Kautschukbäume finden sich in den regenfeuchten Tropenwäldern und werden daselbst von den Kautschuksammlern ausgebeutet, aber meist so stark angezapft, daß die Bäume zu Grunde gehen, so daß in manchen Gegenden (z. B. in Soconusco) die wildwachsenden Kautschukbäume bereits fast vollständig ausgerottet sind.

Die Chicohapoteebäume, von deren Milchsaft durch Kochen der in den Vereinigten Staaten beliebte Kaugummi (chicle) gewonnen wird, kommen nicht nur in den regenfeuchten Wäldern vor, sondern auch vielfach in den trockenen Wäldern des mittleren Yucatan, welche eine Uebergangsform zwischen den feuchten Urwäldern und den trockenen Chaparrales darstellen.

Blauholz kommt vorzugsweise in den trockenen Wäldern von Yucatan in großer Menge vor, oder (im Gebiete der tropischen Regenwälder) in Lagen, welche periodischen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind (Tabasco, Südyucatan, Petén, Britisch-Honduras). Bei der großen specifischen Schwere des

Blauholzes kommen nur diejenigen Gebiete für die Ausbeutung in Betracht, welche sich in der Nähe schiffbarer Flüsse befinden oder von Fahrstraßen durchzogen sind. Im Staate Campeche wird Blauholz auf Entfernungen bis etwa 80 km mit Ochsenkarren zum Hafenplatze geschafft und bei Champoton hat man eine Pferdebahn ins Innere gebaut, welche mit fortschreitender Ausbeutung des Waldes allmählich weiter verlängert wird.

Blauholz wird hauptsächlich aus den Staaten Tabasco und Campeche, sowie aus Britisch-Honduras exportirt; das viele Blauholz des Petén entzieht sich der Ausfuhr, soweit es nicht in der Nähe des Rio S. Pedro vorkommt.

Gelbholz wird in viel geringerer Menge geschlagen als Blauholz; man exportirt es aus Tabasco, sowie aus dem südöstlichen San Salvador.

Da die Urwaldgebiete vorzugsweise Regierungsland geblieben sind, so beziehen die Regierungen eine kleine Abgabe für die Ausnutzung dieser Wälder; diese Einnahme steht aber in keinerlei Verhältniß zu dem Schaden, welchen das Raubsystem der Ausbeuter den Wäldern zufügt, indem die nutzbaren Pflanzen vielfach ganz ausgerottet werden (Saffaparilla, Kautschukbäume), ohne daß an ein Nachpflanzen gedacht würde, oder wenigstens die werthvollen Hölzer in den leicht erreichbaren Gegenden gefällt werden (Mahagoni, Farbhölzer), wodurch diese Waldgebiete für eine lange Reihe von Jahren fast werthlos werden. Man hat zwar da und dort Saffaparilla (Guatemala) und Kautschukbäume (Guatemala, Soconusco, Tabasco) unter Cultur genommen, aber die Pflanzungen sind zu unbedeutend, um einen ergiebigen Ersatz für den einstigen natürlichen Reichthum der Wälder zu gewähren.

Bietet demnach die Forstbenutzung der Urwälder im Allgemeinen kein erfreuliches Bild, so ist es mit den lichterem Kiefern- und Eichenwäldern der trockeneren Gebiete nicht besser: schonungslos wurden dieselben allenthalben niedergeschlagen, wo Indianer oder Mischlinge Maisculturen oder andere Anpflanzungen zu machen wünschten, und beim Niederbrennen der jungen Lichtungen wird fast nirgends das Feuer bewacht, so daß oft große Waldstrecken ganz unnöthiger Weise mit verbrennen. In der Nähe der größeren Ansiedelungen ist der Wald meist schon so weithin

zerstört (selbst in Gegenden, welche früher Urwald getragen hatten, wie die Alta Verapaz), daß sich allenthalben empfindlicher Mangel an Brenn- und Nutzholz geltend macht und daß die Aufforstung kleinerer Areale in der Nähe der Städte als eine sichere Speculation bezeichnet werden muß. Bauholz und die in meist primitiven Sägewerken geschnittenen Bretter werden oft viele Kilometer weit mit Ochsenkarren, Maulthieren oder Indianern nach den Baustätten unter großen Kosten gebracht. An Export von Bauholz und Brettern kann in Anbetracht der Verkehrsverhältnisse nicht gedacht werden; es werden im Gegentheil nach den Hafenplätzen und günstigen Punkten im Innern nicht wenige nordamerikanische Holzhäuser eingeführt.

Ist aber nach dem Gefagten der Wald trotz seiner gewaltigen Ausdehnung (einschließlich der Trocken- und Gestrüppwälder schätzungsweise auf vier Fünftel der Bodenfläche zu veranschlagen) von verhältnismäßig geringer Bedeutung für den Export, so ist er doch von der größten Bedeutung für den Haushalt der Indianer: die kleineren Bäume bilden das Baumaterial seiner Hütten, die Palmblätter dienen hauptsächlich zum Dachdecken, die Lianen zum Festbinden der einzelnen Constructionstheile, sowie zum Bau der Hängebrücken; die Herztriebe oder Früchte vieler Palmen werden gegessen, die Früchte der wildwachsenden Cacaobäume werden zu Chocolate verwendet, zahlreiche andere Früchte dienen als Erfrischungs- und Nahrungsmittel; die großen Blätter der Corozopalme oder einer gewissen Fächerpalme werden zum Bau von Wetterschirmen verwendet, welche auf den Reifen in wenigen Minuten errichtet sind; die Fiedern der Corozoblätter benutzt man zur Verfertigung der schönen indianischen Regenschirme (Suyacales); die Früchte der in Trocken- und Gestrüppwäldern vorkommenden Crescentia-Arten geben Trinkgefäße ab (Jícaras und Guacales); die flachen Wurzeläusläufer gewisser Waldbäume geben das Rohmaterial für große Holzteller; das Harz der Copalbäume dient dem Indianer nach altem Brauche als religiöses Räuchermittel u. s. w. Kurzum, es ist fast nicht möglich, all den vielfachen Nutzen aufzuzählen, welchen der Indianer aus dem Walde zieht, und so ist derselbe denn doch für die einheimische Bevölkerung von ganz außerordentlicher Bedeutung.

3. Nutzthiere.

Von noch geringerer Bedeutung als die einheimische Pflanzenwelt ist die einheimische Thierwelt für den Export: nur Reh-
felle und Alligatorhäute (letztere hauptsächlich aus Tabasco) haben
einige Wichtigkeit für die Ausfuhr. Sonst aber ist die volks-
wirthschaftliche Bedeutung der einheimischen Thiere sehr gering,
wenn auch deren Jagd in den Urwaldgebieten unter Umständen
wichtig ist und dem Volke der Lacandonen z. B. in erster Linie
den Lebensunterhalt ermöglicht. Die Lacandonen halten sich
auch kleine gezähmte Säugethiere und Vögel (z. B. Hoccohühner),
doch ist mir nicht bekannt, ob sich dieselben in der Gefangen-
schaft fortpflanzen; ich glaube es nicht. Dagegen haben die
Indianer, und ihnen nach da und dort auch die Mischlinge, die
einheimischen Bienenarten (deren Honig auch im Walde ausge-
nommen zu werden pflegt) ans Haus gewöhnt, ohne dafs der
erzeugte Honig irgendwie für Ausfuhr in Frage käme, da er
alsbald an Ort und Stelle consumirt zu werden pflegt, oder auch
(bei den Lacandonen) zu einem berauschenden Getränke ver-
gohren wird (»Balché«).

Von der grössten volkswirthschaftlichen Bedeutung sind
dagegen die feiner Zeit von den Spaniern eingeführten Haus-
thiere: Schweine und Hühner werden in allen Gebieten des nörd-
lichen Mittelamerika (neben den einheimischen Truthühnern)
gezüchtet; Ziegen werden nicht in grosser Zahl gehalten, dagegen
ist die Schafzucht in den trockeneren Gebirgsgegenden sehr
bedeutend, namentlich in den Altos von Guatemala und im
Hochlande von Chiapas; die hier erzeugte Wolle wird an Ort
und Stelle von Indianern und Mischlingen verarbeitet und ver-
forgt die meisten Gegenden des nördlichen Mittelamerika mit
wollenen Reifedecken, während in den Hochländern selbst ein
Theil der indianischen Kleidung aus Wollstoffen hergestellt wird.

Für die Vieh- und Pferdezucht eignen sich in erster Linie
die natürlichen Grasfluren und die unterholzarmen Kiefern- und
Eichenwälder der trockenen Landstriche, während in den Urwald-
gebieten nur mit Mühe und Kosten künstliche Weideplätze her-
gestellt werden können. Aus diesem Grunde concentrirt sich die

Vieh- und Pferdezuucht hauptsächlich auf diejenigen Länder, in welchen die trockenen Gebiete besonders ausgedehnt sind, also namentlich Chiapas und Honduras, von woher denn auch eine ziemlich starke Einfuhr von Vieh, Pferden und Maulthieren nach Guatemala stattfindet; die mexikanischen Pferde und Maulthiere sind im Durchschnitte kräftiger und leistungsfähiger als die hondurensischen. Vor wenigen Jahren bestand auch eine lebhaft ausgefuhrte Vieh- und Pferdeausfuhr aus den Isthmusgegenden und Tabasco nach dem nördlichen Yucatan; neuerdings hat dieselbe aber fast ganz aufgehört, da sich die einheimische Viehzucht in den genannten Gebieten inzwischen gehoben zu haben scheint.

Es sei hier übrigens beiläufig bemerkt, daß beim Ankauf von fremdem Vieh oder Pferden streng darauf geachtet werden muß, daß dieselben wo möglich aus Gegenden kommen, wo ein ähnliches Klima herrscht, wie an ihrem künftigen Aufenthaltsorte. Nehmen wir z. B. an, daß aus den trocken-heissen Niederungen des Motaguathales Vieh nach der frischen, grünen Alta Verapaz verkauft werde, so darf man mit Bestimmtheit erwarten, daß binnen kurzer Zeit ein starker Procentsatz des Viehes gestorben sein wird, da es sich an die veränderte Nahrung und die verschiedenen klimatischen Bedingungen nur schwer gewöhnt.

Ehedem war auch die Züchtung der Cochenille-Laus von grosser Bedeutung, und es gab eine Zeit, in welcher Guatemala an der Spitze der Cochenille-Production stand; die erstaunliche Entwicklung der Anilinfarben-Industrie hat aber diesem Erwerbszweige den Todesstoss gegeben. Die Cochenille-Production war auf ziemlich trockene Gebiete beschränkt gewesen und hatte in der Gegend von Amatitlan ihr Hauptcentrum.

4. Agricultur.

Die Bedeutung Mittelamerikas im Welthandel beruht einzig und allein in seiner Agricultur, und so mag es denn am Platze sein, über diesen Gegenstand ein wenig eingehender zu berichten. Die ausserordentlich mannigfaltige klimatische Gliederung des nördlichen Mittelamerika gestattet einen ungemein reichgegliederten Ackerbau, und es giebt kaum eine Pflanze der Tropen oder der gemässigten Zone, welche nicht mit Aussicht auf Erfolg angebaut

werden könnte. Freilich sind mit vielen derselben niemals ernsthafte Versuche gemacht worden, mit manchen anderen hat man zwar erfolgreiche Versuche gemacht, die inzwischen veränderte Handelslage aber hat es dann nicht zu grösseren Anpflanzungen kommen lassen.

Die wichtigste Culturpflanze von Yucatan ist der einheimische Henequen (Sisalhanf), eine Agavenart, deren Fasern sehr geschätzt sind und im Staate Yucatan in grossen Pflanzungen erzeugt werden. Das ganze nördliche Yucatan hat sich in so ausgedehntem Masse der Henequen-Cultur ergeben, daß es fast alle verfügbaren Arbeitskräfte darauf verwendet und daher nicht mehr genügend viel Mais für den Unterhalt der Bevölkerung erzeugt. Mais und Bohnen werden daher in namhafter Menge von den Vereinigten Staaten her eingeführt. Die Fasern des Henequen werden jetzt meist mit maschinellen Vorrichtungen gewonnen, weshalb die Cultur dieser werthvollen Faserpflanze einen grossen Aufschwung nehmen konnte; der Henequen hat Yucatan zu einem reichen Lande gemacht; sollte aber einmal diese Faser eine Entwerthung erfahren, so wäre die Blüthe Yucatans geknickt. (Im östlichen S. Salvador wird Henequen gleichfalls, aber in kleinem Mafsstabe angebaut.)

An den feuchten Abdachungen des Gebirgslandes im nördlichen Mittelamerika spielt der Kaffeebau eine ähnliche Rolle, wie der Henequenbau in Yucatan: die pacifische Gebirgsabdachung, welche sich in besonderem Masse wegen der ungemein fruchtbaren, leichten vulkanischen Erde für Kaffeebau eignet, erzeugt allein mehr als eine Million Centner Kaffee jährlich. Erst etwas später und in kleinerem Mafsstabe hat sich die Kaffeecultur an der feuchteren atlantischen Gebirgsabdachung eingebürgert, wo das Klima vielleicht noch günstiger, der Boden aber nicht ganz so geeignet für Kaffee ist, wie an der pacifischen Seite. Die Alta Verapaz, der älteste Kaffeedistrikt auf der atlantischen Seite, erzeugt jährlich zwischen 50000 und 60000 Ctr. Kaffee; in jüngster Zeit sind aber viele Neuanpflanzungen sowohl hier als im nördlichen Chiapas gemacht worden, so daß in Kurzem die Production des atlantischen Kaffeedistrikts erheblich gesteigert werden wird; auf der atlantischen Abdachung der Altos Cuchumatanes wird wegen zu grosser Entfernung vom Hafenplatze und wegen

grofser Transportschwierigkeiten kein Kaffee gebaut, obgleich sich die Speculation zum Theil schon der dortigen Ländereien bemächtigt hat. Aufser den genannten hauptsächlichen Kaffeedistricten auf der pacifischen und atlantischen Gebirgsabdachung giebt es noch eine Reihe anderer Kaffeebezirke, welche aber eine geringere Bedeutung beanspruchen können, z. B. die Tiefebene von Tabasco, die Berge von Capucal und Olopa (Südost-guatemala), die Ebene von S. Gerónimo (Mittelguatemala), das Chameleconthal (nordwestliches Honduras) u. f. w.

Wenn man die Verbreitung des Kaffeebaues im nördlichen Mittelamerika verfolgt, so erkennt man leicht, dafs Kaffee unter den verschiedensten Klima- und Bodenverhältnissen gedeiht. Wenn man aber glauben würde, dafs der Kaffeebaum überall in derselben Weise behandelt werden dürfe, so wäre man in einem starken Irrthum befangen; denn unter verschiedenen klimatischen Bedingungen mufs auch die Pflege des Kaffeebaumes, die Behandlung der Ernte eine jeweils verschiedene sein, und der aufmerksame Beobachter staunt oft darüber, welch grofse Unterschiede gerade in dieser Hinsicht in den verschiedenen Gegenden herrschen. Während z. B. in den Kaffeeplantagen am Vulkan von Santa Ana (S. Salvador) die Gesamtblüthe mit einem Schlage erfolgt und hernach auch die gesammte Ernte auf einmal gepflückt werden kann, vertheilt sich die Kaffeeblüthe in der feuchten Alta Verapaz auf mehrere Monate, in Folge dessen reifen die Beeren auch zu ungleicher Zeit und die Ernte zieht sich deshalb wohl ein halbes Jahr hin etc. In trockenen Gebieten oder im heifsen Lande erfordert der Kaffeebaum starke Beschattung zu seinem Gedeihen; in bedeutender Höhenlage darf man ihm dagegen das Sonnenlicht nicht vorenthalten, da er unter starkem Schatten nicht diejenige Wärmemenge erhalten würde, welche zur Erzeugung und Ausreifung einer ergiebigen Ernte nothwendig ist. Es würde mich aber zu weit führen, wenn ich auf alle Einzelheiten an dieser Stelle eingehen wollte, und ich bemerke daher nur noch kurz, dafs Kaffeebau bei den gegenwärtigen hohen Kaffeepreisen ein gut rentirendes Geschäft ist, vorausgesetzt natürlich, dafs die Bewirthschaftung der Pflanzung eine energische und sparsame sei, und dafs das Anlagecapital nicht allzu hoch sei. Sollten aber einmal die Kaffeepreise einen erheblichen Rückgang

erfahren, so wäre dies ein schwerer Schlag für die Republiken Guatemala und S. Salvador, deren Hauptreichthum eben auf dem Kaffeebau beruht.

Währenddem die Kaffeecultur im heißen und gemäßigten Klimagürtel von fast Meereshöhe bis 1500, in Ausnahmefällen sogar 1800 m Höhe, möglich ist, ist der Cacaobau ganz aufs heiße Land beschränkt; selten trifft man wohlentwickelte Cacaobäume in höheren Lagen (bis über 900 m). Das wichtigste Cacaoproductionsgebiet ist das nordwestliche Chiapas (Departamento Pichucalco), von wo ansehnliche Mengen Cacao ausgeführt werden. Nächst dem folgt die pacifische Küstenebene von Guatemala, wo ziemlich viel Cacao gebaut, aber im Lande selbst verbraucht wird. In Soconusco, S. Salvador, Verapaz ist die Cacaocultur zu Gunsten des Kaffeebaues stark zurückgegangen.

Gleich dem Cacao ist auch der Indigo ein Product des heißen Landes; während aber die Cacaobäume ein feuchtwarmes Klima und starke Beschattung lieben, verlangt der Indigostrauch (Jiquilite) ein trocken-heißes Klima und starken Sonnenschein. Indigo wird nur noch im mittleren Chiapas (Departamentos Tuxtla und Chiapa) und im nördlichen und östlichen S. Salvador in nennenswerther Menge producirt; in Guatemala hat der Anbau von Indigo seit langen Jahren aufgehört. Die primitive Gewinnung des Farbstoffes ist für die betreffenden Arbeiter ein anstrengendes und ziemlich ungesundes Geschäft.

Bananen werden nur in den atlantischen Küstengegenden von Honduras, Guatemala und Britisch-Honduras für den Export cultivirt. Sonst sind sie über das ganze übrige Mittelamerika zerstreut, soweit die klimatischen Verhältnisse es gestatten (sie sind nämlich auf das heiße und das gemäßigte Land beschränkt), aber der Anbau geschieht in kleinem Maßstabe und ist nur für den Consum der betreffenden Gegend berechnet. Eine Bedeutung als Volksnahrungsmittel hat die Banane nur unter der Negerbevölkerung von Britisch-Honduras.

Ähnlich, wie die Bananen, ist auch das Zuckerrohr in seinem Anbau auf das heiße und gemäßigte Klima beschränkt, vertheilt sich aber (innerhalb dieser klimatischen Grenzen) über das ganze nördliche Mittelamerika. Der Zuckerexport ist übrigens in Folge der ungünstigen Preise auf dem Weltmarkte ziem-

lich gering, der weitaus überwiegende Theil der Zuckerproduction ist für den einheimischen Consum berechnet, und zwar entweder als Rohzucker oder (destillirt) als Schnaps; raffinirter weißer Zucker wird nur in geringer Menge im Inlande erzeugt und verbraucht.

Tabak wird überall im warmen und gemäßigten Lande in kleiner Menge gebaut; in großem Maßstabe für den Export wird Tabak aber nur in Tabasco cultivirt (und hauptsächlich nach Cuba ausgeführt). Außerdem wird der Tabakbau in etwas concentrirter Weise gepflegt im Departamento Copan (Honduras) und im Departamento Zacapa (Guatemala), auch in einzelnen Theilen von S. Salvador.

Reis wird da und dort in den mäßig warmen Gebieten Mittelamerikas angebaut, vorzugsweise aber in trockeneren Landstrichen (mittleres Chiapas, Südostguatemala, Cobulco, S. Salvador etc.); die Production ist aber so gering, daß sie nicht für den einheimischen Consum ausreicht, weshalb noch Reis eingeführt werden muß.

Cocospalmen wachsen allenthalben in den Küstengebieten, sind auch da und dort im Inlande im heißen Lande angepflanzt; größere Pflanzungen, deren Früchte exportirt werden, giebt es aber meines Wissens nur in Britisch-Honduras.

Baumwolle wird vorzugsweise in trockenen heißen Gebieten (z. B. nördliches Yucatan, mittleres Chiapas, Depression von Cajabon) noch in bescheidenem Maßstabe angebaut und von den dortigen Indianern gesponnen und gewoben; auch kleinere Spinnereien (so eine im Departamento Chiapa) sind in neuerer Zeit erbaut worden und erzeugen die üblichen Baumwollstoffe (manta) an Ort und Stelle; der weitaus größere Theil der Baumwollstoffe wird aber aus Europa eingeführt und drängt die einheimische Baumwollkultur in immer bescheidenere Grenzen zurück.

Orangenbäume werden fast allenthalben im warmen und gemäßigten Lande angebaut; eine größere wirtschaftliche Bedeutung kommt ihnen aber ebenso wenig zu, wie den zahlreichen einheimischen Fruchtbäumen.

Die Grundlage der gesammten Volksernährung bildet in ganz Mittelamerika der Mais, und überall trifft man daher auch Maispflanzungen an, wo irgend das Land bevölkert ist. Vom

Meeresboden an steigt die Cultur des Maifes bis 3100 m an, so dafs nur wenige Theile des bewohnten Landes oberhalb der Culturgrenze dieser wichtigen Pflanze liegen. Trotzdem der Mais in enormer Menge erzeugt wird, so mufs doch alljährlich in den Gegenden, welche sich intensiver Henequen- oder Kaffeecultur gewidmet haben (nördliches Yucatan, Südguatemala, S. Salvador), noch Mais aus den Vereinigten Staaten eingeführt werden.

Nächst dem Mais sind schwarze Bohnen das wichtigste Volksnahrungsmittel, und auch ihre Cultur erstreckt sich vom Meeresboden an bis etwa 3000 m Höhe.

Von geringerer Bedeutung sind die einheimischen Knollenfrüchte (Camote, Quequexque, Yuca), nur bei der Caraibenbevölkerung der atlantischen Küste ist Yuca- oder Kaffavenmehl an Stelle des Maifes als Hauptnahrungsmittel gebräuchlich.

Da der Mais im Hochlande nicht so ergiebig ist wie in tieferen Lagen, und da ausserdem Weizen allenthalben gesucht und gut bezahlt wird, so haben sich die Indianer des Hochlandes von Guatemala in ziemlich grossem Mafsstabe der Weizen-cultur gewidmet; doch ist die Production lange nicht hinreichend für den einheimischen Consum, so dafs noch viel amerikanisches Mehl eingeführt werden mufs. In Guatemala und Chiapas geht der Weizenbau nicht unter 1800 m herab, in Oaxaca bis 1500 m, in der Republik S. Salvador (am Vulkan gleichen Namens) aber bis etwa 1000 m. Gerste wird nur in kleinem Mafsstabe angebaut (z. B. bei Guatemala 1480 m); noch weniger Hafer (bei S. Cristobal, wo man ihn aber nicht ausreifen läfst, sondern grün verfüttert). In grosser Ausdehnung wird in den Hochländern von Guatemala und Chiapas auch Kartoffelbau getrieben und von hier aus ein Hausrhandel mit Kartoffeln nach den benachbarten tiefer liegenden Gebieten betrieben, ebenso mit Aepfeln. Beide Producte genügen aber der Menge nach lange nicht dem Bedarf, weshalb sie auch von den Vereinigten Staaten her eingeführt werden.

Von einiger Bedeutung für den Localbedarf, sowie für die einheimische indianische Industrie ist ausserdem die Cultur der Agaven, welche besonders in den Altos Cuchumatanes, in der Alta Verapaz und Südostguatemala in etwas gröfserem Mafse angebaut werden; die Fasern werden dann von den dortigen

Ixil-, Pokonchi-, Kekchi- und Pipil-Indianern zu Stricken, Hängematten, Tragnetzen verarbeitet und weithin verhandelt. In Yucatan und Oftsalsador werden diese Dinge aus Henequen-Fasern gefertigt. In Comitán (Chiapas) wird der Saft der dortigen Agaven zusammen mit dem des Zuckerrohres destillirt, wodurch der treffliche »Comiteco«, ein weithin berühmter Schnaps, entsteht, der das Hauptproduct von Comitán und Umgebung darstellt.

Von nicht geringer localer Bedeutung ist auch der Bau des spanischen Pfeffers (Chile), welcher aufs heisse und gemässigte Land beschränkt ist, und von dort in grossen Mengen nach dem kalten Lande verhandelt wird, denn Chile wird von Indianern und Mischlingen in unglaublichen Quantitäten vertilgt. Er scheint übrigens zur Verdauung der Maiskuchen (Tortillas) förderlich zu wirken, wenigstens pflegten meine Träger auf allen Reisen Chile massenhaft zu essen, so lange sie die gewohnte Maisnahrung hatten; sobald sie aber genöthigt waren, zu der leicht verdaulichen Reismahrung überzugehen, pflegte ihnen der Chile verleidet zu werden, und nach wenigen Tagen veränderter Nahrung liessen sie dann das sonst so beliebte Gewürz unberührt.

[Obgleich ich in dieser Productionsübersicht eigentlich nicht auf die Productionsweise zu sprechen kommen sollte, so möchte ich einige beiläufige Bemerkungen doch nicht unterdrücken. Nur auf wenigen Kaffeepflanzungen und in wenigen anderen Gebieten findet eine regelmässige Düngung statt; meistens wird Raubbau getrieben, und die Indianer lassen, wenn sie genug Land zur Verfügung haben, ein Feld gewöhnlich vier bis fünf Jahre brach liegen. Nur in dicht bevölkerten Gebieten, auf sehr fruchtbarem Boden, wird dauernd ein und dasselbe Feld in Benutzung genommen und in Ausnahmefällen trägt es auch wohl zwei Maisernten in einem Jahre; dass aber irgendwo in Mittelamerika der Boden in einem Jahre drei oder vier Ernten gebe, wie manche Nachschlagebücher behaupten, ist Legende. In manchen Gebirgsgegenden sind die Indianer Agricultur-Nomaden, d. h. sie bauen während der Sommerzeit ihr Maisfeld in wärmeren Gegenden und säen bei Beginn der Regenzeit ein zweites Maisfeld im gemässigten oder kalten Lande; letzteres ist meistens das grössere, dort ist also auch ihr Hauptwohnsitz; wenn es aber die Pflege des anderen Maisfeldes erfordert, so zieht der Indianer

mit Frau und Kindern auch dorthin, so dafs er also an zwei Orten gleichzeitig zu Hause ist.]

Europäische Gartengemüse wachsen bei zweckentsprechender Pflege fast überall. Zwiebel und Knoblauch werden in den Altos in etwas gröfserem Mafsstabe von Indianern cultivirt und nach wärmeren Gegenden hin haufirt. Trotzdem werden aber viele Gartenfrüchte noch von den Vereinigten Staaten eingeführt.

Weintrauben werden nur in ganz kleinem Mafsstabe bei Huehuetenango und Salamá und wenigen anderen Plätzen gebaut; Wein wird nicht bereitet. Bier wird aus einheimischer Gerste, aber eingeführtem Hopfen in Guatemala, Quezaltenango und S. Cristobal Las Casas gebraut.

Verkehrswesen und Reiseleben.

Da sämtliche Länder des nördlichen Mittelamerika dem Weltpostverein angehören, so sind die postalischen Beziehungen zum Auslande in einfacher und günstiger Weise geregelt. Auch im Inlande sind die Postverbindungen allenthalben recht befriedigende, und wenn man sieht, daß z. B. Guatemala selbst mit dem weltvergeffenen Petén zweimal wöchentlich Briefpostverkehr hat, so muß man gestehen, daß die Regierungen in wirklich ausgiebiger Weise für die Möglichkeit rascher Correspondenz sorgen. Die Correspondenz ist auch im Allgemeinen sehr sicher; wenn auch dann und wann einzelne Briefe, selbst eingeschriebene, spurlos verschwinden, oder wenn auch in unruhigen Zeiten (Krieg, Revolution etc.) die Briefe vielfach von Amtswegen geöffnet und auf ihren Inhalt geprüft werden, so sind das doch Ausnahmefälle und es ist daher kein zu großes Gewicht darauf zu legen.

Auch die Telegraphenverbindungen, mit welchen seit neuerer Zeit gute Fernsprecheinrichtungen verbunden sind, sind gut. Britisch-Honduras besitzt keine Telegraphenlinien. Mit dem Auslande sind Guatemala (in S. José) und S. Salvador (in La Libertad) durch submarine Kabel verbunden.

Ebenso sind die Dampferverbindungen mit den Vereinigten Staaten, sowohl auf der atlantischen, wie auf der pacifischen Seite im Allgemeinen gut, obgleich sich im Einzelnen manches Tadelnswerthe hervorheben ließe. Schmutzig sind dagegen zum großen Theile die mexikanischen Dampfer, welche die Verbindung zwischen den Hafenplätzen des Golfes von Mexiko unterhalten, und auch das Postdampferchen, welches den Dienst längs der Küste

von Britisch-Honduras besorgt, ist nicht rühmenswerth. Auch die Flusddampfschiffahrt auf dem Rio Grijalva, dem Usumacinta, dem Rio Dulce und Polochic, ist natürlich nicht mit europäischem Maßstabe zu messen; aber sie ermöglicht doch eine rasche Beförderung der Personen und Waaren, und ist in jeder Hinsicht weit der Fahrt mit Ruderbooten vorzuziehen, namentlich in Flüssen, wo man — wie auf dem Rio viejo (Belize-Fluss) — Stromschnellen zu passiren hat. Im großen Ganzen genommen aber ist das Reisen zu Wasser rasch und verhältnißmäßig angenehm.

Die Schwierigkeit des Reisens und des Waarentransportes beginnt erst auf dem Lande, denn die Zahl der im Betriebe befindlichen Eisenbahnen ist noch zu gering, um einen allzu großen Einfluß zu haben. Am höchsten entwickelt ist das Eisenbahn- und Straßennetz in dem hochcivilisirten nördlichen Yucatan, wo nicht nur eine ganze Anzahl tüchtig gebauter Bahnlinien bestehen, sondern auch Fahrwege bis zu den entlegensten Dörfern des unter mexikanischer Verwaltung stehenden Theiles der Halbinsel führen. Indem ich dieses hervorhebe, ist es aber doch gerecht, zu bedenken, daß hier das flache Gelände und das trockene Klima die Anlage eines so ausgedehnten Straßennetzes sehr begünstigt, während die Gebirgsländer von Mittelamerika mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben. In Tabasco ist das Gelände zwar auch flach, aber die großen Flüsse überschwemmen in der Regenzeit weite Strecken, so daß die Straßen alle künstlich erhöht sein müßten, um das ganze Jahr über brauchbar zu sein. Die Ueberschwemmungen schaffen aber während dieser Zeit bequeme Wasserwege für Ruderboote und in der Trockenzeit bewegt sich gleichfalls der hauptsächlichste Personen- und Frachtenverkehr auf den natürlichen Wasserstraßen der zahlreichen Flüsse, so daß das Fehlen guter Landstraßen weniger in Betracht kommt. Die Eisenbahn über den Isthmus von Tehuantepec ist seit 1894 in Betrieb; dagegen ist in Chiapas die kurze Bahnstrecke, welche vom Hafen Tonalá nach der Stadt gleichen Namens und weiter ins Innere führte, wieder verlassen worden; auch Fahrstraßen fehlen in Chiapas — ausgenommen einige kurze Strecken — noch vollständig. In Guatemala sind auf der Südseite eine Anzahl kürzerer Bahnstrecken im Betriebe (Champerico-S. Felipe, S. José-Guatemala,

Escuintla-S. Lucia), ebenso in San Salvador (Acajutla-Ceiba-Chilamatal und S. Tecla-S. Salvador), andere sind im Bau begriffen (von Ocos ins Innere, und von Chilamatal nach S. Ana). Ausserdem giebt es im südlichen Guatemala und in San Salvador eine große Zahl von Fahrstraßen und auf einigen derselben (S. Felipe-Quezaltenango-Antigua-Guatemala und La Libertad-S. Salvador) verkehren sogar Diligencen. Im mittleren Guatemala war im April 1895 die Eisenbahnstrecke Los Amates-Puerto Barrios eröffnet, doch sollte noch vor Ablauf desselben Jahres die Bahn bis Gualan fertig gestellt sein. In der Alta Verapaz soll Ende 1895 die Bahnstrecke Panzós-Tucurú in Bau genommen werden; vorläufig verbindet aber nur eine Karrenstrasse die Metropole der Landschaft, Coban, mit dem Flufshafen Panzós. In Honduras ist nur die in elendem Zustand befindliche Bahnstrecke Puerto Cortez-S. Pedro Sula in Betrieb, welche in Bälde nach S. Bárbara fortgeführt werden soll. Von S. Bárbara geht eine Fahrstrasse nach Comayagua und Tegucigalpa.

Ich habe die vorhandenen Eisenbahnen und Fahrstraßen möglichst ausführlich besprochen, da dieselben auf den bestehenden Karten oft nicht richtig angegeben sind, und da deren Kenntniß von großer praktischer Bedeutung für den Reisenden ist. Ueberall, wo Eisenbahnen und gute Fahrstraßen sich befinden, ist das Reisen leicht, auch findet man dann in allen größeren Ortschaften Hotels, seien diese auch oft recht primitiver Natur, und braucht also in keiner Weise ums Weiterkommen oder um Unterkunft besorgt zu sein. Auch der Frachtverkehr ist auf all diesen Strecken verhältnißmäßig leicht.

Ganz anders aber gestalten sich die Verhältnisse, sobald man tiefer ins Innere des Landes eindringt und in weniger stark besuchte Gegenden kommt. Dann giebt es eben nur noch Reitwege; Jedermann muß nun zu Pferde oder Maulthier oder zu Fuß reisen, alle Art von Fracht wird nun mit Lastmaulthieren oder indianischen Lastträgern befördert, und damit ergiebt sich das unumgängliche Gebot, das Gepäck, bezw. die betreffenden Waaren, in Kisten oder Colli von mäßigem Gewichte, am besten je nicht über einen Centner, zu vertheilen, da im anderen Falle eine Beförderung sehr schwierig wäre. Auch für diejenigen Hafenplätze des pacifischen Oceans, an welchen es keine Lan-

dungsstege giebt (z. B. S. Benito, Tonalá, Salina Cruz), sollten alle Waaren in kleine Kisten oder Ballen verpackt sein, wie sie ein einzelner Mann zu tragen vermag; denn an solchen Hafenplätzen können große Kisten nur auf Tragbahren von einer großen Zahl von Menschen ans Land geschafft werden, und da diese natürlich ziemlich lange zum Transport gebrauchen und sammt ihrer Last von den Brandungswellen durchnässt werden, so laufen die Waaren Gefahr, zu verderben oder Schaden zu leiden.

An den viel bereiften Reitwegen findet man noch oft sogenannte Hôtels, welche aber mit dem europäischen Institute dieses Namens höchstens die Preise gemeinsam haben, in Bezug auf Essen und Comfort aber sehr ländlich zu sein pflegen. Auf weniger häufig bereiften Routen sind Hôtels schon sehr selten und einfach (meist aber auch sehr billig), und man kommt nun schon häufig in die Lage, irgendwo in einer Hacienda oder auch in der armfeligen Hütte eines Indianers oder Mischlings Unterkunft suchen zu müssen. Ich gestehe, daß Gastfreundschaft gewöhnlich gern oder wenigstens ohne Widerrede gewährt zu werden pflegt, aber in gewissem Grade peinlich ist es doch immer, des Abends oder oft schon bei vorgerückter Stunde der Nacht, bei wildfremden Menschen anklopfen zu müssen und sie um Unterkunft und Unterhalt für Mensch und Thiere zu erfuchen. Gar manches Mal schläft man dann auf dem bloßen Erdboden, nimmt seinen Sattel als Kopfkissen, den Regenmantel als Decke und läßt sein Pferd im Freien, angebunden oder mit zusammengekoppelten Vorderfüßen, weiden. So primitiv auch derartige Unterkunftsverhältnisse sein mögen, so anstrengend und entbehrungsreich das Reisen in wenig besuchten und schwach bevölkerten Gegenden auch ist, so ist doch das eine Gute im nördlichen Mittelamerika — die mexikanischen Staaten mit eingeschlossen —, daß die öffentliche Sicherheit eine ausgezeichnete ist, und daß man eigentlich überall sein Haupt mit Ruhe niederlegen kann. Selbst Geldtransporte pflegt man in S. Salvador und Guatemala (aber allerdings nicht in den mexikanischen Staaten) ohne irgend welche militärische Bedeckung reisen zu lassen, ja, man darf ruhig sagen, daß die persönliche Sicherheit des Reisenden in den genannten Ländern größer ist als in

Deutschland. Minder sicher sind vielleicht fein Gepäck oder seine Reit- und Lastthiere während der Nacht, und es soll, namentlich in den Grenzdistricten, manchmal vorkommen, daß der Reisende beim Erwachen sich ohne Reitpferd findet; mir selbst ist aber während meiner zahlreichen Reisen niemals etwas entwendet worden.

Je schwächer bevölkert, je gebirgiger ein Land ist, je weiter die Regenzeit vorgeschritten ist, desto schlechter pflegen die Wege zu sein, und man muß oft mehr oder minder lange Strecken zu Fuß gehen und sein Pferd am Stricke nachziehen, wenn die Wege allzu schlecht oder zu gefährlich sind; manchmal kann man sich an dergleichen Steigen (z. B. am Wege von Tacotalpa ins Hochland von Chiapas) von einem Indianer im Tragseffel tragen lassen, doch wird nicht leicht ein Europäer sich dazu verstehen, ein solches Beförderungsmittel in Anspruch zu nehmen. Durchschnittlich am mühseligsten ist das Reisen in den ungemein dünnbevölkerten Urwaldgebieten von Yucatan oder vom Petén, wo man sich oft für längere Zeit verproviantiren muß, wo die Pferde manchmal nur noch Blätter statt Gras zu fressen bekommen, und wo in der Trockenzeit oft weithin Wassermangel, in der Regenzeit aber ausgedehnte Ueberschwemmungen drohen.

Das Reisen zu Fuß ist im nördlichen Mittelamerika ganz ungewöhnlich und wird nur in sehr entlegenen Gebieten zur Nothwendigkeit. Ich selbst aber habe, zum Zweck meiner wissenschaftlichen Aufnahmen, fast alle meine Reisen zu Fuß gemacht und finde, daß das Fußreisen viel angenehmer und minder anstrengend ist als das Reisen zu Pferde, sofern man nämlich das Glück hat, etliche zuverlässige intelligente indianische Träger zu Begleitern zu haben. Man kommt so zwar ziemlich langsam voran, ist aber, sofern man Proviant und ein Zelt mit sich nimmt, fast unabhängig von der Gastfreundschaft und wahrt sich seine volle Bewegungsfreiheit; man ist dann auch nicht von der landesüblichen Kost abhängig, sondern kann sich seine Mahlzeiten ganz nach Belieben von seinen Indianern zubereiten lassen, so daß man besser ist und behaglicher oder wenigstens ungenirt wohnt, als wenn man von Gastfreundschaft Gebrauch machen müßte. So hat denn auch dieses ungebundene Wander-

leben für mich einen ganz. besonderen Reiz gewonnen; doch möchte ich nicht veräumen, darauf aufmerksam zu machen, daß ich mir dieses Reifeleben sehr bequem einrichtete und daß ich im Vergleich mit anderen Forschungsreisenden, wie z. B. den Mitgliedern der Xingu-Expedition, ein wahrer Schlemmer bin, wobei ich aber bitte, auch meine Lebensart noch keineswegs als eine lucullische ansehen zu wollen.

Befonders schön und reizvoll ist das Wandern in den dünnbevölkerten Urwaldgebieten, wenigstens während der Trockenzeit, einmal deshalb, weil hier niemals so hohe Temperaturen vorkommen, wie in den Sabannen-Gegenden, und dann aber auch, weil hier die Vegetation von einer Ueppigkeit und Schönheit ist, die in den trockenen Gebieten des nördlichen Mittelamerika nirgends zu beobachten ist. Wer einmal den Zauber des Urwaldes längere Zeit und unmittelbar auf sein Gemüth hat einwirken lassen, der vergißt ihn sein Leben lang nicht wieder und auf allen meinen Wanderungen, die ich in Mittelamerika nach trockeneren Gegenden unternommen habe, hat nicht nur mich, sondern auch jedesmal meine indianischen Träger ein wahres Heimweh danach ergriffen, und mit Jubel und wahrer Herzensfreude begrüßten wir immer von Neuem den stillen lauschigen Schatten des gewaltigen Blätterdomes, wenn wir nach langer Wanderung in Steppengegenden oder Kiefernwaldungen wieder einen Urwald mit all seiner Ueppigkeit und Pracht erreichten. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Laubbäume und des wechselvollen Unterholzes, welche für einen Urwald charakteristisch sind, mag derselbe auch im kalten Lande in ganz anderer Entwicklung sich zeigen als im gemäßigten oder heißen Klimagürtel, wirkt ungemein belebend und erfrischend auf das Gemüthsleben des Wanderers nach der Einförmigkeit eines Kiefernwaldes oder eines Steppengebietes, und mit Wonne begrüßt man die herrliche Formenschönheit der Palmen und Farnbäume, der Lianen und Epiphyten, der kriechenden und schlingenden Kräuter, auf welche hier in stetigem Wechsel der Gruppierung das Auge des Reisenden stößt. Der oft geradezu herrliche Schwung der Linien, welchen hier Blatt und Zweig, Lianen und Kräuter zeigen, die zauberhafte, halb schleierhafte Umhüllung, in welche blattreiche, abwärts hängende Ranken die nächsten Pflanzengruppen ein-

kleiden, der Gegensatz mächtiger, kraftvoller Stämme der Laubbäume mit den oft fadendünnen Luftwurzeln mancher Gewächse und den schlanken Stielen der kleinen Palmenarten, wirken ungemain anregend auf Herz und Sinne, die Stille und Ruhe des Waldes aber mildert den Nervenreiz zu einer ruhigen, bald erheiternd, bald melancholisch wirkenden Stimmung. Obwohl die Beleuchtung mit ihren oft eigenartigen, durch die spiegelnden Blätter bewirkten Schattirungen nicht selten eine eigenthümliche, träumerische Wirkung erzielt, so beruht doch die Schönheit des Urwaldes der Hauptsache nach auf der Pracht und Mannigfaltigkeit der Formen; Blumen sind, insbesondere in der Trockenzeit, ziemlich selten, und kommen meist nicht so recht zur Geltung, weil sie gewöhnlich hoch über der Erdoberfläche zur Blüthe gelangen; so schaut denn das Auge fast nur die dunklen Stämme und die gleichfalls fast immer dunklen Nuancen der grünen Blätter, so dafs man bald gewahr wird, die Schönheit solcher Urwälder sei eine zeichnerische, keine malerische. Eine solche wird sie eigentlich erst in Verbindung mit Fels und schäumenden Gebirgsbächen oder stillen, träumerischen Seen, wie es der Reisende in Mittelamerika ja oft genug beobachten und bewundern kann.

Einen besonderen Reiz für den Urwaldwanderer bietet auch das hier stärker entwickelte Thierleben; Wildschweine, Jaguare und anderes grosses Wild sieht man freilich sehr selten, man bedauert das in Anbetracht der Gefährlichkeit dieser Thiere auch nicht; dagegen sieht jeder gern das graciöse Reh durch die Bäume und Büsche schreiten, oder verfolgt mit den Augen das hurtig huschende Wiesel oder Eichhörnchen, den Flug schöner Käfer und Vögel und von einer oft unwiderstehlichen Komik ist mancher unerwartete Einblick in das Familienleben der Affen, welche mit unglaublicher Geschicklichkeit von ihren vier Armen und ihrem Greiffchwanz Gebrauch machen, bald hinauf-, bald herabklettern, oder im nie fehlenden Sprunge bei munterem Spiele von Baum zu Baum, von Ast zu Ast hüpfen. Die komische Wirkung dieser niedlichen Affenbewegungen beruht in erster Linie auf der Menschenähnlichkeit dieser Quadrumanen und andererseits ist es auch vorzugsweise wieder ihre Menschenähnlichkeit, welche unser Mitleid hervorruft, wenn ein Affe ange-

schossen zur Erde fällt, und unter angstvollem Rufen, Verzweiflung in den Augen, auf nur zwei Beinen durch die Wälder eilt, um die Flucht zu ergreifen. Ja, wenn ich sah, wie meine Indianer solchen Affen nach der Erlegung das Haar abfengten, das Thier zerlegten und den, einem Kindskopfe zum Verwechseln ähnlichen, gedörrten Affenkopf mit den kindähnlichen Armen in ihr Gepäck schoben und später im Kochkessel kochten, so konnte ich mich eines gelinden Grauens manchmal nicht enthalten und es widerstand mir, Affenfleisch zu essen, wenn ich auch sonst mich mit allen möglichen Wildpretarten (Gürtelthieren, Tepescuintlas, Wildschweinen, allerlei Vögeln u. f. w.) sofort befreundete.

So possirliche Gefellen auch die mittelamerikanischen Affen sind, eine so fürchterliche Stimme besitzt eine Art derselben und dem Neuling pflegt das Geschrei der Brüllaffen einen viel größeren Eindruck zu machen, als der scharfe Ruf des Jaguars. Abgesehen davon aber ist es meist sehr still im Urwalde und nur selten unterbricht ein Ruf die allgemeine Ruhe; erst gegen Abend pflegt es etwas lauter zu werden, namentlich sind es gewisse Cicaden, welche mit uhrartiger Regelmäßigkeit kurz vor Sonnenuntergang ihr Lied beginnen und die uns daher bei Urwaldwanderungen immer zum Auffuchen eines Lagerplatzes mahnten. Gegen Abend wird auch der (besonders um die Wende der Trocken- und Regenzeit zu beobachtende) süsse Gesang der Singvögel lauter und häufiger, und auf mich hat der Wohlklang der Stimmen und die Mannigfaltigkeit der Vogelrufe einen so nachhaltigen Eindruck gemacht, daß ich nicht mit wenigen Worten darüber hinweggehen möchte, sondern später etwas eingehender darauf zurückkommen werde. Die Nacht ist wieder gewöhnlich sehr still und ruhig und meistens ist das Rauschen eines nahen Baches, das Säufeln des Windes oder auch das Knistern des Feuers das einzige Geräusch, welches der bivouakirende Reisende vernimmt.

Gerade diese Stille und allgemeine Ruhe wirkt auf den Neuling oft unheimlich und man denkt sich dann wohl beim leisesten Geräusch, beim Brechen eines Zweiges, beim Fallen dürrer Laubes, es könnte sich ein wildes Thier oder eine Schlange zum Ueberfalle nahen; aber wenn man viele Bivouacs mitgemacht und nichts Abenteuerliches dabei erlebt hat, so wird man zuletzt ganz ruhig, und schläft im dichtesten Walde in seiner Hänge-

matte oder auf dem Feldbette — nöthigenfalls im Schutze des Mosquitonetzes — so gut, wie irgendwo im sicheren Hause. Die Gefahr einer Urwaldwanderung ist ja gering, und die eines nächtlichen Ueberfalles durch wilde Thiere noch geringer. Denn wenn man die »wilde« Thierwelt in der Natur beobachtet, findet man, daß alle gröfseren Thiere dem Menschen gegenüber durchaus friedfertig sind und gewöhnlich die Flucht ergreifen, wenn sie ihn nur nahen sehen. So hat unsere kleine Karawane zweimal im Urwalde Jaguare überrascht, aber jedesmal bekam nur der vorausgehende Indianer das Thier zu Gesicht, das sich so schnell aus dem Staube machte, daß die nachfolgenden Leute absolut nichts mehr sehen konnten. Schlangen allerdings sind minder scheu und furchtsam, daher auch weit gefährlicher, denn sie lassen den Menschen in die nächste Nähe herankommen, ohne sich zu rühren und werden daher leicht übersehen; ich bin in der ersten Zeit mehrmals darüber hinweg geschritten, einmal sogar auf ein solches Thier daraufgetreten, ohne es in meiner Kurzsichtigkeit zu bemerken, und ich habe deshalb später die Gewohnheit angenommen, stets einen Indianer voraus gehen zu lassen, da dessen scharfen, geübten Augen nicht leicht etwas Verdächtiges entgeht.

Wenn man aber auch in nächster Nähe, selbst auf Entfernung von kaum einem Zoll, an einer Schlange vorbeigeht oder darüber hinweg schreitet, so greift sie darum doch den Menschen noch nicht an, verfolgt ihn aber scharf mit ihren Augen. Wer aber unglücklicher Weise direct (mit Fufs oder Hand) oder indirect (z. B. durch einen Zweig oder Ast) die Schlange berührt, den greift sie alsbald mit grofser Energie und heftigem Zorn an (der Zorn ist im Falle einer Verwundung sogar so grofs, daß die Schlange blindlings um sich beißt und möglicher Weise sich selbst verletzt, wie ich einmal an einer Raxgaj Icvolai bemerkte, als ich sie mit einem Stocke schwer verwundete). Aber nur, wenn die Schlange sich angegriffen glaubt, wird sie böseartig; wenn sie dagegen z. B. an einer engen Stelle den Weg versperrt und es gelingt, sie durch ein sanftes Rascheln zum Fortgehen zu bewegen, so kann man ungehindert seinen Weg verfolgen: so trafen wir auf einem schmalen Bergpfade einmal eine etwa 3 m lange Schlange quer über den Weg liegend, und da die Indianer sich fürchteten, das Thier todtzuschlagen, so raschelten sie ganz

leise mit ihren Stöcken im Unterholze, und langsam begann die große grüne Schlange in wunderschönen graciösen Windungen sich am nächsten Baume emporzuwinden; als sie ihren Kopf etwa einen Meter oberhalb unserer Häupter hatte, blieb sie ruhig stehen, und mit angehaltenem Athem und eingezogenen Schultern schlichen wir möglichst geräuschlos unter ihr hinweg, wobei wir unwillkürlich nach ihr empor blickten und sie fixirten: sie rührte sich nicht und mit erleichtertem Herzen setzten wir unsere Reise fort.

Ich habe etwas ausführlicher von den Schlangen gesprochen, weil dieselben wegen ihrer Häufigkeit und Giftigkeit oder Kraft fast die einzige wirkliche Gefahr für den Urwaldwanderer darstellen; ich bitte aber, daß man nicht etwa glauben möge, daß der Reisende auf Schritt und Tritt auf solches Gewürm stoße; vielmehr kann man Tage lang im Walde gehen, ohne eine Schlange zu sehen, und erst wenn man es unternimmt, Urwaldgebiete oder alte Lichtungen zu roden, erkennt man, wie viele dieser Thiere in Busch und Höhlen verborgen sind, und gerade bei der Arbeit des Rodens sind mehrere, mir bekannt gewesene Indianer in den letzten Jahren am Bisse der dortigen Klapperschlange (*Crotalus horridus*, in Kekchi Icvolai, d. i.: »die Schlange des spanischen Pfeffers«) gestorben.

Während die größeren Säugethiere und Amphibien durchwegs scheu sind, die Reptilien, sowie auch Skolopender, Skorpione u. dergl. wenigstens den Menschen nie angreifen, ist die Legion der Mosquitos, Hohenes, Chaquistes, Arradores, Garrapates (Zecken), Canoyotes (Oestriden), Niguas (Sandflöhe), und wie die Plagegeister alle heißen mögen, von einer unheimlichen Blutgier, und vergällen dem Wanderer allenthalben im heißen Lande, im Urwalde sowohl wie im Steppengebiete, den schönsten Naturgenuss; da heisst es eben sich mit Geduld wappnen und mit Ergebenheit tragen, was nun einmal nicht zu ändern ist; möglichst häufig baden (aber nur in klarem, fließendem Wasser oder größerem Seebecken, ja nicht in stagnirenden Tümpeln!) und für die Nacht ein Mosquitonetz bereit halten, das in den meisten dieser Gegenden viel wichtiger ist als eine wollene Decke. Ein Mosquitonetz (mit Aermeln, durch welche die Stricke der Hängematte durchgesteckt werden) ist in der That eine herrliche Ein-

richtung und sichert dem Reisenden lange Stunden erquickenden Schlafes, wo er ohne dasselbe die Nacht über mit den kleinen geflügelten Gegnern kämpfen müßte, ohne Schlaf und Ruhe zu finden. So werden auch die Reisen durch die schlimmsten Mosquitogegenden einigermaßen erträglich, und wenn man die Bilanz zwischen Vergnügen und Unlust einer Urwaldreise zieht, so fällt dieselbe doch zumeist günstig aus vermöge der unverwüßlichen Schönheit der Pflanzenwelt, welche den empfänglichen Wanderer alle Plage und Mühsal immer wieder vergessen läßt.

Die Obrigkeit.

Die mittelamerikanischen Staaten sind ebenso wie der mexikanische Staatenbund Republiken auf demokratischer Grundlage mit einer vom Volke gewählten legislativen Deputirtenversammlung u. f. w.; man kann das ja sehr ausführlich in größeren Nachschlagebüchern lesen; in Wirklichkeit ist das aber alles mehr oder weniger Schein, denn die wirkliche Staatsform ist eine Art unbeschränkten Absolutismus, gemildert durch die gesetzlich beschränkte (aber freilich auch oft illusorisch gemachte) Amtsdauer des Gewalthabers und durch die Furcht vor Revolutionen; denn thatfächlich vereinigt der Präsident fast alle Gewalt in seiner Hand, weshalb man das Wort »Republik« ja nicht mit dem deutschen Worte »Freistaat« übersetzen darf, sondern immer das romanische Fremdwort anwenden sollte, denn im Spanischen giebt es in den täglichen Umgangsformeln genug solche, welche schön klingen, aber in der Wirklichkeit durchaus das nicht meinen, was sie befragen; also stört auch im Spanischen die schiefe Bedeutung des Wortes Republik Niemanden im Geringsten, während das deutsche »Freistaat« Illusionen erwecken würde, welche sich in Mexiko oder Mittelamerika gewiss nie erfüllen dürften. Im Grunde genommen ist es aber (in Anbetracht der politischen Unmündigkeit dieser zum großen Theile noch aus politisch ganz indifferenten Indianern bestehenden Völker) ein Glück, daß die republikanische Staatsform nur ein Deckmantel für die absolutistische Regierung ist, und das Land darf sich glücklich preisen, dessen Präsident ein einsichtsvoller, energischer Mann ist, der es versteht, mit eiserner Hand Ordnung und Ruhe zu schaffen und

zu erhalten, die Verkehrswege zu verbessern, den Handel zu heben und die Staatsfinanzen auf einen günstigen Stand zu bringen. Wenn es dabei zuweilen ohne Härte und Strenge nicht abgeht, wenn auch, wie in Mexiko, die Pressfreiheit thatsächlich halb unterdrückt ist, wenn auch die persönliche Freiheit des Staatsbürgers dann und wann beeinträchtigt wird, so ist das in Anbetracht der großen Schwierigkeiten nicht zu verwundern und man darf deshalb mit den Regierenden nicht zu strenge ins Gericht gehen; es fehlt eben überall an einem zuverlässigen, ehrlichen Beamtenstand und mancher gut gemeinte Befehl, manches wohlthätige Gesetz wird in der Ausübungsweise mehr oder minder verdreht und umgedeutet. Auch wenn der Präsident sich von seinem schmalen Jahresgehälter in kurzer Zeit Millionen erspart, nimmt man ihm das nicht besonders übel, wenn er nur versteht, während seiner Regierung die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten und Handel und Landwirthschaft zu schützen. Alle wichtigeren Geschäfte laufen durch die Hand des Präsidenten, und wenn es sich um eine wichtige aussergewöhnliche Angelegenheit handelt, so thut man immer am besten, sich direct an den Präsidenten zu wenden, da man dann eine rasche und definitive Entscheidung erhält, während auf dem Umwege durch subalterne Behörden bei dem langsamen Geschäftsgange jedenfalls viel Zeit verloren geht, wenn nicht die entsprechenden Schriftstücke gar einmal »unauffindbar« werden. Eine wirklich schöne demokratische Einrichtung ist die Leichtigkeit, mit welcher Jedermann, ohne Rücksicht auf Rang, Stellung oder Kleidung, zum Präsidenten gelangen kann, um ihm persönlich sein Anliegen vorzutragen.

In Mexiko ist seit langen Jahren, besonders unter der Regierung des jetzt noch im Amte befindlichen Präsidenten D. Porfirio Diaz, eines ausgezeichneten Feldherrn und Diplomaten, Ruhe und Ordnung im Lande gewahrt geblieben, und auch Guatemala hat seit langer Zeit keine gewaltsamen Aenderungen mehr erfahren müssen; den Krieg gegen S. Salvador im Jahre 1890 hat man mehr in finanzieller Hinsicht als durch directe kriegerische Belästigung unangenehm empfunden, und obgleich S. Salvador im Jahre 1894 eine blutige Revolution hatte, so herrschen daselbst doch im Allgemeinen, und so auch jetzt wieder, durchaus geord-

nete, ruhige Verhältnisse. Nur in der Republik Honduras wollen die politischen Umwälzungen nicht recht zur Ruhe kommen und darum ist dies arme Land auch so sehr entvölkert, darum sind die Arbeiterverhältnisse so ungünstig, das Verkehrswesen so vernachlässigt, das allgemeine Vertrauen so gering. Gar manchmal ist nur die unberechtigte Verallgemeinerung hondurenischer Unruhen daran Schuld, wenn man in Europa glaubt, daß es in Mittelamerika überhaupt immer gähre, oft aber sind auch die Zeitungsnachrichten direct falsch oder maßlose Uebertreibungen: so erinnere ich mich, daß im December 1892 in Guatemala eine Reiberei zwischen Militär und Publicum vorkam, wobei es einige Beulen und Hautschürfungen absetzte, und bald darauf las ich in amerikanischen und englischen Zeitungen lange Berichte, wonach in Guatemala heftige Straßenkämpfe stattgefunden haben sollten, wobei Hunderte von Todten und Verwundeten gezählt worden wären.

Wie die Präsidenten der Republiken, so sind auch die Gobernadores der mexikanischen »souveränen« Staaten, sowie auch die Jefes politicos der einzelnen Departamentos in gewissem Sinne Autokraten, freilich in bescheideneren Grenzen, und wie die allgemeinen Verhältnisse der Republik durch die Persönlichkeit des Präsidenten und seine Ziele und Pläne ihr Gepräge erhalten, so auch die der kleineren Gebietstheile durch das ihrer Gouverneure und Districtschefs. Bei diesem Vorherrschen des persönlichen Elementes ist es ganz natürlich, daß jeder Pflanzer, jeder Kaufmann danach trachtet oder trachten muß, mit den regierenden Persönlichkeiten auf gutem Fuß zu stehen, und da hier mit dem Wechsel des Districtschefs oder Gouverneurs auch häufig ein ganz radicaler Wechsel des Systems eintritt, so erfordert es namentlich für den Pflanzer, der mit einer größeren Zahl von Arbeitern zu rechnen hat, eine ziemlich große Anpassungsfähigkeit, um nicht zu sagen, eine diplomatische Gabe, um unter veränderten Verhältnissen, die ihn vielleicht zum Gegner des Jefe politico gemacht haben, und die seine Stellung den Arbeitern gegenüber mit einem Schlage ändern, seine Geschäfte dennoch vortheilhaft weiter zu führen. Um das an Beispielen zu erläutern, müßte ich wohl etwas weit ausgreifen; doch möchte ich eines, das ich selbst mit erlebt, nicht übergehen: Ein subalterner Regie-

rungsbeamter war im Streite mit dem Verwalter einer Kaffeepflanzung; als er nun Befehl erhielt, eine Anzahl Indianer für die Regierung zum Lasttragen aus Indianerländern zu beschaffen, ging er in directem Gegensatz zum Wortlaute seiner Ordre mit seinen Soldaten direct auf jene Kaffeepflanzung und nahm alle bei der Arbeit befindlichen Indianer gefangen; da ein solches Vorgehen eine Plantage aufs Empfindlichste schädigen muß, so wurde der Besitzer der Plantage durch einen nächtlichen Boten vom Vorgefallenen benachrichtigt; er ging in aller Morgenfrühe zum Districtschef, welcher sich über die directe Insubordination ärgerte und deshalb alsbald jenem Subalternbeamten seine Beute wieder abjagte und ihn bald darauf absetzte. Es ist sonst — übrigens ebenfalls ganz ungesetzlich — bei den einzelnen Ortsbehörden Gebrauch, zufällig des Weges kommende Indianer gefangen zu nehmen, wenn man irgend welcher Arbeiter oder Lastträger für Regierungs- oder Gemeindezwecke bedarf.

Man sieht, daß die Behörden nicht immer genau nach dem Wortlaute der Gesetzesvorschriften handeln, sondern sich oft ganz nach Belieben ihren eigenen Codex zurechtlegen. Trotzdem ist die Verwaltung der mexikanischen und mittelamerikanischen Staaten eine recht gute, im Verhältnisse zu ihrem Justizwesen, welche in all diesen Ländern, ganz unabhängig von der Executive, besteht. Ueberall ist der Rechtsweg ein schneckenhaft langsamer und oft sehr gewundener. Eine Specialität der Rechtsprechung ist das Herausgreifen und Aufbauschen von Bagatellklagen; man sieht, daß also auch hier das persönliche Element von großer Bedeutung ist, da der Richter durch Aufbauschen gewisser Klagen oder Unterdrückung anderer einen wichtigen Einfluß auf das Privat- und sogar Geschäftsleben ausüben kann. Ich könnte hier viele Fälle anführen, doch hat es keinen Zweck, sich allzu eingehend damit zu befassen. — Man begreift, daß in solchen Ländern das Processführen, wenn irgend angänglich, unterlassen oder wenigstens aufs Aeufserste eingeschränkt werden sollte, da es langwierig und unsicher, mit viel Kosten und Aerger verbunden zu sein pflegt*). Meineid wird, wenn im eigenen Interesse geleistet,

*) Als ich im Jahre 1893 von Comitán nach Cobán reisen wollte, übergab mir die Obrigkeit zwei einheimische Träger; in der Nähe der Grenze holte mich ein Mexikaner ein und behauptete, die Leute schuldeten ihm Geld, ich solle sie

in Guatemala nicht bestraft, und so kann natürlich die Gegenpartei leicht falsche Zeugen aufbringen und den Erfolg der Klage verhindern. Außerdem herrscht in den Gerichten oft eine ganz unverzeihliche Nachlässigkeit: ich weiß von einem San Pedraner Indianer, Namens Butz, der wegen Anbau von Tabak — Tabakbau ist Regierungsmonopol — einige Monat Gefängnis bekam, die er aber schon in der Untersuchungshaft abgefessen hatte; das Urtheil war gefällt, doch fehlte noch die Unterschrift des Richters und lange Monate blieb der vergessene Mann im Gefängnis, bis er endlich die Flucht ergriff, nach Hause lief und sich aus Verzweiflung erhängte! — Manchmal ist die Nachlässigkeit der Richter auch so groß, daß das Volk durch Lynchjustiz eingreift, wie kürzlich bei einem Falle in S. Ana (San Salvador), oder daß die Verwaltungsbehörden indirect einschreiten: ich weiß einen Grenzort in Mexiko, wo zu einer bestimmten Zeit sich Pferdediebstähle und Raubanfälle in erschreckender Weise häuften; da griff ein energischer Jefe politico ein; wenn wieder ein Dieb eingebracht wurde, so schrieb man in die Acten: »Da zur Zeit kein Richter erster Instanz im Orte ist, wird der Angeklagte nach der nächsten Districtshauptstadt zur Aburtheilung geschickt«; der Angeklagte wurde von einer Patrouille Soldaten abgeführt und nach kurzer Zeit kam der Unteroffizier der Patrouille mit der Meldung zurück, der Gefangene habe einen Fluchtversuch gemacht und sei dabei erschossen worden; eine kurze Bemerkung in die Acten und der Fall war erledigt. Als die nächstfolgenden Fälle sämmtlich denselben Ausgang nahmen, da stellte sich mit erstaunlicher Schnelligkeit die größtmögliche Sicherheit und Ordnung in der Grenzstadt her. Sapienti sat.

Zieht man das Facit aus diesen Bemerkungen, so könnte

ihm herausgeben. Ich wollte das aber natürlich nicht thun, worauf der Mann wuthschnaubend seinen Revolver zog und in kaum 1 m Entfernung auf mich zielte. Da es unter solchen Umständen unklug und höchst gefährlich gewesen wäre, weiter zu streiten und nach meinem Revolver zu greifen, so steckte ich die Hände in die Tasche und sagte dem Manne, er solle nur seine Leute nehmen und mich in Ruhe lassen. Mein Gepäck blieb zunächst auf freiem Felde, dann Monate lang in einer Indianerhütte liegen, bis ich es wieder bekam. Ich theilte es der Obrigkeit mit, ohne daß dieselbe für gut fand, einzuschreiten, und den Gerichtsweg beschritt ich nicht, weil ich wußte, daß mich das viel Zeit, Schreiberei und Aerger gekostet hätte und doch wohl fruchtlos gewesen wäre.

man glauben, daß ein Aufenthalt in Mittelamerika stetige Plackereien oder selbst Gefahren für den Europäer biete; glücklicher Weise ist aber die Gemüthsart des Mittelamerikaners keine schroffe, so daß trotz des allenthalben zu beobachtenden Fremdenhasses sich verhältnißmäfsig ganz gut leben und mit der Obrigkeit auskommen läßt. Freilich darf sich Jeder, welcher nach jenen Ländern zieht, darauf gefaßt machen, gar manchen Aerger schlucken und manches Unrecht leiden zu müssen. Bei dem starken Hervortreten des persönlichen Elementes bei allen obrigkeitlichen Personen versteht es sich, daß man sich im Verkehr mit ihnen, wie überhaupt mit Jedermann, grofser Höflichkeit befleißigen muß, die ja so wie so im spanischen Amerika wie eine Hülle die geheimen Gedanken zu überdecken pflegt. »Höflich währt am längsten«, müßte man unser deutsches Sprichwort dort umtaufen.

Da mancher Richter in neuester Zeit in Guatemala es zu seiner Specialität gemacht hat, Ausländer unter irgend welcher Anklage gefangen setzen zu lassen, so muß man sich dadurch nicht allzu sehr aufregen lassen, sondern durch eigene diplomatische Geschicklichkeit möglichst bald wieder frei zu kommen suchen, denn nur wenn der Betreffende ein Engländer oder Amerikaner ist, hat er Aussicht auf sofortige und energische Unterstützung des betreffenden Gesandten. Dagegen hat man in den letzten Jahren nie gehört, daß der deutsche Vertreter bei der Regierung irgendwie energisch vorstellig geworden wäre, wozu doch oft genug sich ein Anlaß geboten hätte.

Arbeiterverhältnisse.

Wie in den meisten tropischen Ländern, so ist auch im nördlichen Mittelamerika ein Haupthinderniß für die weitere Ausbreitung der Agricultur der Mangel an Arbeitskräften, und es dürfte daher wohl am Platze sein, mit einigen Worten darauf zu sprechen zu kommen. Das Natürlichste und Beste ist, die Eingeborenen (Indianer oder Mischlinge) zur Arbeit heranzuziehen, und man beginnt in den meisten Gegenden bereits einzusehen, daß man nur mit den einheimischen Arbeitskräften wird rechnen können, denn die Versuche mit der Einführung fremder Arbeiter (Chinesen in Yucatan, Japaner und Gilbert-Insulaner in Südguatemala, indische Kulis in der Alta Verapaz) haben nur zum Theil gute Resultate gegeben, und diejenigen auswärtigen Arbeiter, welche sich noch am besten bewährten (indische Kulis aus Jamaica), kann man jetzt nicht mehr bekommen, da die Colonialregierung von Jamaica eine Ausfuhr derselben nicht mehr gestattet; auch Gilbert-Insulaner sind nicht mehr zu bekommen, seit die englische Flagge vor wenigen Jahren auf jenen Eilanden gehißt worden ist. Negerclaven sind in Mittelamerika nur in sehr wenigen Gegenden (meist zur Bearbeitung von Klostergütern) eingeführt worden, also giebt es Neger, Mulatten und Zambos, welche sich wegen ihrer Kraft und ihrer vergleichsweise hohen Immunität gegen tropische Krankheiten vortrefflich zu Plantagenarbeiten eignen würden, nur in geringer Menge; nur in Britisch-Honduras sind solche Farbige in großer Menge vorhanden und werden auch vorzugsweise als Landarbeiter und Schiffsleute verwendet, sind aber ein oft schwierig zu behandelndes Menschen-

material, dabei auch ziemlich theuer (meist 50 Cents Gold pro Tag). Europäische Feldarbeiter sind mit ganz vereinzeltten Ausnahmen nirgends verwendet, doch würde ihrer Verwendung in hochgelegenen Kaffeeplantagen vom gesundheitlichen Standpunkte aus nichts im Wege stehen; dagegen würde ich es für eine Vermessenhaftigkeit halten, europäische Arbeiter irgendwo im heißen Lande zu verwenden, und ich würde einem jeden derartigen Unternehmen von vornherein eine ungünstige Prognose stellen, so z. B. dem Projecte, am unteren Chamelecon, kaum einige Hundert Fufs über dem Meere, in noch ungerodetem Urwaldlande, eine Colonie von 1000 europäischen Familien anzulegen und die Männer in einer Kaffeeplantage zu beschäftigen: abgesehen von den in grofser Ausdehnung zu erwartenden Fiebern würde es dort, wie überall in Honduras, bald Schwierigkeiten geben, eine so grofse Menschenmenge mit Lebensmitteln zu versehen, und dann würde die Auflösung der Colonie nicht mehr lange auf sich warten lassen; wer der Gründer und Leiter dieser Colonie ist, weifs ich nicht, doch erzählten mir die Eingeborenen, als ich im April 1895 in jene Gegend kam, dafs die Landparcellen für die einzelnen Familien bereits vermessen wären. So wird man denn wohl in Bälde etwas von dem grofs angelegten Projecte hören; sollte in Folge besonders günstiger localer Gesundheitsverhältnisse die Ansiedelung gelingen und gedeihen, was ich für äufserst unwahrscheinlich halte, so mufs doch ein derartiges Unternehmen stets als ein höchst gewagtes bezeichnet werden, denn die Ländereien des heißen Landes sind wohl für schwarze, höchstens indianische Arbeiter, nicht aber für europäische geeignet.

Wenn man alle diese Verhältnisse bedenkt, so ist leicht einzusehen, dafs fast überall nur Indianer oder Ladinós (Mischlinge) als Feldarbeiter und Holzfäller in Frage kommen und die Art der Arbeitergewinnung ist in den verschiedenen Landschaften je nach ihrer historischen Entwicklung verschieden. In der Alta Verapaz pflegt man bei Anlage einer Plantage ziemlich ausgedehnten Grundbesitz zu erwerben; man erlaubt dann den daselbst wohnenden Indianern innerhalb dieses Gebietes ihre Maisfelder u. s. w. zu bearbeiten, verpflichtet sie aber dafür (gewissermaßen als Pachtentschädigung), im Monat eine oder zwei Wochen zu arbeiten (gegen Bezahlung von zwei bis drei Reales Silber täglich = 50 bis

75 Pfg.). Außerdem bestand in Guatemala bis zum Jahre 1894 die Einrichtung, daß die Regierung auf Verlangen der Pflanze Indianer zur Arbeit verpflichtete: der Obrigkeit wurde der Arbeitslohn für eine bestimmte Zeit und eine bestimmte Zahl Indianer übergeben und diese hatte nun zum festgesetzten Termine die betreffenden Arbeitskräfte einzuliefern, was freilich oft nachlässig genug betrieben wurde. Seit dem 1. März 1894 ist aber diese Einrichtung der sogenannten *Madamientos* *) aufgehoben und die Pflanze an der Südseeküste haben nun durch Gewährung von Vorschüssen freiwillige Arbeiter zu suchen, wozu sie ihre Agenten weit ins Innere des Landes hineinsenden. Die Arbeitslöhne betragen etwa drei Reales täglich pro Arbeiter (75 Pfg.), aber durch die Gehälter für die Agenten (*habilitadores*) und durch gelegentliche Verluste (Tod oder Durchgehen eines Arbeiters) erhöhen sich die Kosten beträchtlich. Neben diesen für kürzere Zeit engagierten Feldarbeitern hat aber jede Plantage noch eine Anzahl Tagelöhner, welche jahraus jahrein, bei der Kaffeeernte auch mit Frau und Kindern, arbeiten müssen und durch hohe erhaltene Vorschüsse an die Plantage gebunden sind; sie können den Ort nur wechseln, wenn sie zuvor ihre Schuld zurückbezahlt haben, d. h., wenn ein anderer Herr für sie ihre Schulden zurückbezahlt, wodurch sie sich verbindlich machen, für jenen anderen Herrn zu arbeiten. Nun bedarf der freie Indianer eigentlich kaum des Geldes, wenn er nach Art seiner Väter wirtschaftet und bescheiden und nüchtern lebt; aber es giebt eine sehr große Zahl von Indianern, welche sich alle möglichen Bedürfnisse angewöhnt haben und zu deren Befriedigung Vorschüsse aufnehmen, welche sie mit ihrer Arbeit zurückbezahlen müssen; da sie aber fortfahren, dieselben Bedürfnisse zu haben und immer neue Anlehen aufzunehmen, so werden sie ihr Leben lang ihre Verbindlichkeiten nicht mehr los und sind zu dauernder Arbeit verbunden, wobei sie höchstens ihren Herrn nach eigenem Belieben wechseln können. Die Behandlung der indianischen Feldarbeiter ist aber durchschnittlich eine sehr gute, und Mangel oder wirkliche Armuth ist ihm eigentlich fremd.

*) Sapper, Die sociale Stellung der Indianer in der Alta Verapaz, Guatemala. Petermanns Mittheilungen 1891, S. 44 ff.

Im Gegenfatze hierzu erfahren die Indianer oder Ladinós, welche in Yucatan, Tabasco, theilweise auch in Chiapas, als Feldarbeiter oder Holzfäller arbeiten und zuvor oft hohe Vorschüsse erhalten haben, zuweilen eine sehr harte Behandlung, namentlich in entlegenen Plantagen oder Holzfällereien, wo allerdings die Aufrechterhaltung einer strengen Disciplin zur dringenden Nothwendigkeit werden kann. Der Tagelohn beträgt in Tabasco durchschnittlich etwa sechs Reales Silber täglich (1 Mk. 50 Pfg.), z. B. in Tenosique; dagegen ist in manchen Gegenden von Chiapas der Tagelohn noch sehr niedrig [in Tumbalá z. B. einen Real (25 Pfg.) pro Tag] und es haben sich in jenen bis vor Kurzem ganz vernachlässigten Gegenden, welche ihrer klimatischen Verhältnisse wegen sehr wohl für Kaffeebau sich eignen, nunmehr eine Reihe von Plantagen gebildet, welche zum nicht geringen Theile in deutschen Händen sind; da die dort wohnenden Chol-Indianer vielfach zu stolz und unabhängigkeitsliebend sind, um Arbeit auf den Kaffeepflanzungen zu thun, zieht man die armen Tzentäl-Indianer von Yahalon etc. zur Bearbeitung der Plantagen heran.

In S. Salvador, wo die Indianerbevolkerung stark zurücktritt und die Ladinobevolkerung sehr thätig ist, werden die Plantagen mit freien Arbeitern (Ladinós) bewirthschaftet und denselben ein Tagelohn von vier Reales (1 Mk.) bezahlt.

In den meisten Gegenden erhält der Feldarbeiter neben seinem Tagelohn noch freie Beköstigung, in anderen Gebieten (z. B. in der Alta Verapaz) muß sich aber der Indianer selbst beköstigen.

Von der größten Wichtigkeit für den Leiter einer Plantage ist es, den richtigen Ton im Verkehre mit seinen Angestellten und Arbeitern zu finden; es richtet sich das natürlich in erster Linie nach dem Charakter der Leute, dann aber auch nach den in der Gegend herrschenden Gebräuchen; eine allgemeine Norm läßt sich daher nicht geben, und man muß es mehr oder weniger dem Tacte des Einzelnen überlassen, sich selbst in die Verhältnisse hineinzufinden oder sich von zuverlässigen, orts- und sittekundigen Bekannten anleiten zu lassen. Während man z. B. in Südguatemala fast allenthalben ein ziemlich straffes Regiment führen kann, muß sich der Pflanzer in der Alta Verapaz mög-

licht genau dem Temperament und der Anschauungsweise der dortigen Indianer anpaffen und eine mehr oder weniger patriarchalische Behandlung einführen; fagen doch die dortigen Indianer nicht selten von ihrem Herrn, dafs er »wie ein Vater unter ihnen lebe«, und erwarten daher auch von ihm ein entsprechendes Benehmen; namentlich ist es hier wichtig, die einheimische Sprache der Indianer zu lernen, da durch die Uebersetzung der Dolmetscher viele Mißverständnisse entstehen, welche böses Blut erzeugen können.

Die Indianer stehen zwar an Kraft den Negern weit nach, sind aber durchschnittlich geschickte und gutwillige Arbeiter. Freilich lieben sie die Feldarbeit nicht, und der Freiheitsdrang treibt manchen trefflichen Mann mit Weib und Kindern in unwegsame Wälder oder über die Grenze nach Nachbarländern hin; die Zahl der Indianer, welche nicht zur Feldarbeit auf Plantagen sich herbeilassen will oder nur für kurze Zeit sich verpflichtet, ist grofs und daher besteht die Hoffnung, dafs die Agricultur (auch ohne Einführung auswärtiger Arbeitskräfte) noch eine ansehnliche Weiterausbreitung im nördlichen Mittelamerika erfahren werde; immerhin ist aber das noch unangetastete Capital von Arbeitskräften ein verhältnismäfsig beschränktes und damit ist auch die Steigerung der landwirthschaftlichen Production vorläufig nur in bestimmten Grenzen möglich und würde vielleicht leichter durch rationelleren Betrieb als durch Heranziehung neuer Arbeitskräfte rasch zu heben sein.

Die wichtigsten landwirthschaftlichen Anlagen sind aufs heifse und gemäfsigte Land beschränkt. Die Getreideproduction der Hochländer wird fast durchweg von Kleinbauern, meist rein indianischen Blutes, erzeugt und dieselben Indianer arbeiten oft während der Kaffeeernte auch in benachbarten Kaffeepflanzungen. Grofse Getreidepflanzungen giebt es nur wenige (z. B. bei Chimaltenango in Guatemala) und daher ist auch die Arbeiterfrage im kalten Lande keine brennende. Im kalten Lande könnten europäische Arbeiter oder Einwanderer ohne irgend welchen Schaden für ihre Gesundheit strenge Feldarbeit verrichten; aber die besten, für Getreide- und Kartoffelbau geeigneten Ländereien sind im Privatbesitze von Indianern oder Ladinos, könnten also nicht billig erworben werden; ausserdem kann der

theure europäische Arbeiter gerade im kalten Lande nicht mit dem mäfsigen Indianer concurriren. — Nun giebt es allerdings noch sehr ausgedehnte culturlose Gebiete im kalten Lande, aber in diesen ist eben entweder die steinige Beschaffenheit des Erdreiches oder die steile Böschung, welche das Arbeiten mit dem Pfluge unmöglich macht, ungünstig für irgend welche Ackerbau-thätigkeit, so dafs also hier kaum ein Feld für Einwanderung oder Verwendung europäischer Arbeiter ist.

Musikleben in Mexiko und im nördlichen Mittelamerika*).

Der Musikfreund, welchen sein Lebensweg nach den spanisch-amerikanischen Ländern in irgend ein entlegenes Städtchen führt, muß gewöhnlich auf die musikalischen Genüsse verzichten, die ihm in früheren Zeiten zugänglich gewesen waren. Da sehnt er sich denn je länger, je mehr nach größeren musikalischen Aufführungen, nach der Klangwirkung eines wohlgeschulten Orchesters, nach Theater, Oper und Concerten, und wenn er bei Gelegenheit in eine größere Stadt kommt, wo ein Hauch europäischen Kunstlebens herrscht, so ist es sein ernstes Streben, so viel als möglich von solchen ungewöhnten Genüssen zu erhaschen.

Virtuosenconcerte bekommt man nur selten zu hören, man sucht sie auch wohl kaum auf, denn bei dem Herauskehren technischer Kunstfertigkeit und dem Mangel an reichhaltigem, gutem Programm vermögen sie das Sehnen des Musikdurstenden gewöhnlich nicht zu stillen. Es klingt paradox und ist doch wahr, daß man eher noch die häufigen öffentlichen Abendconcerte der Militärcapellen aufsucht, um endlich wieder einmal den Zusammenklang verschiedener Instrumente zu hören, und wenn einem der Zufall wohl will, so hört man neben unbedeutenden und werthlosen Stücken auch ein oder das andere Mal eine schöne Ouvertüre oder hübsche Auschnitte aus Opern, Operetten oder auch Symphonien.

Die Militärcapellen der größeren Städte sind in Mexiko, Guatemala und S. Salvador im Allgemeinen recht tüchtig geschult und werden, wie in Italien, dazu angehalten, häufig Abends oder

*) Vergl. Neue Musik-Zeitung. Stuttgart-Leipzig. XVI. Jahrg., 1895, Nr. 1, S. 6 und Nr. 2, S. 20 und 21. *

Nachmittags an öffentlichen Plätzen unentgeltlich zu spielen. Je nach dem Geschmacke des Capellmeisters, zum Theil auch wohl des Publicums, ist die Wahl der Stücke an verschiedenen Plätzen sehr verschieden: während ich in der Hauptstadt Mexikos bei den öffentlichen Militärconcerten niemals etwas zu hören bekam, was mein Interesse hätte erregen können, hörte ich in Oaxaca, Veracruz und Guatemala manche erfreuliche Vorträge, unter denen von unseren deutschen Classikern höchstens einmal vereinzelt Haydn vorkommt, während italienische Operncomponisten (namentlich Roffini und Verdi) häufig, in Guatemala sogar R. Wagner manchmal zu Wort kommen.

Ich werde mich stets mit Vergnügen an einen schönen Abend in Veracruz erinnern, an dem ich auf dem Balcon des Hotels saß und dem bunten Treiben auf dem Hauptplatze mit seinen hell erleuchteten Anlagen, den blühenden Bäumen und schönen Cocospalmen zusah: eine fröhliche Menschenmenge, elegant gekleidete junge Damen und Herren neben armen Leuten in zerlumptem Anzuge gingen in munterem Gewimmel spazieren und lauschten den Klängen der Capelle, welche die reizende Ouvertüre zur »Semiramis« von Roffini spielte; still und regungslos aber lag das nahe Meer zu meinen Füßen, im Mondschein glänzend; für mich ein prächtiges Gemälde und ein wahrer Genuß*).

Weniger erfreuliche Erinnerungen erweckt die Kirchenmusik jener Städte. Während in deutschen Städten der Musikfreund mit besonderer Liebe die kirchlichen Aufführungen zu besuchen pflegt, da sie (wie etwa die Aufführungen in der Allerheiligen-Hofkirche in München) manchmal die einzige Gelegenheit bieten, gute, ernste, ältere Musik zu hören, kann aus den spanisch-amerikanischen Ländern nichts Aehnliches berichtet werden; hier werden vielmehr zur Messe gewöhnlich operettenhafte, bewegte Rhythmen aufweisende Stücke ohne jeglichen tieferen Gehalt gespielt, und je frömmere die Bevölkerung, desto unheiliger scheint

*) Die trefflichsten Aufführungen hörte ich aber von einer Militärcapelle von S. Salvador, welche unter der ausgezeichneten Leitung eines deutschen Capellmeisters (Herrn Drews) steht, Aufführungen, welche kaum von den besten österreichischen Militärcapellen an Weichheit und Exactheit des Vortrages erreicht werden dürften.

die Kirchenmusik zu fein. Als ich am Charfreitag des Jahres 1894 mich in Mérida, der Hauptstadt von Yucatan, befand, waren daselbst nicht nur alle Geschäfte geschlossen, sondern es hatte auch aller Pferdebahn-, Droschken- und Eisenbahnverkehr aufgehört, da alle Welt von Kirche zu Kirche ging, um zu beten, und dabei wurden in dieser frommen Stadt in der Kathedrale von Orgel und Orchester Weisen gespielt, welche in ihrem Charakter den Mittelweg zwischen Tanz- und Marschmusik einhielten; sie waren eher geeignet, die Andacht eines ernststen Menschen zu vernichten, als sie zu heben. Und wenn man auch in der Stadt Guatemala in manchen Kirchen ernstere Musik zu hören bekommt, so läuft doch auch hier gewöhnlich ein opernhafter, weihelofer Zug mit unter, so daß man, in seinem musikalischen Gefühl geärgert, die Kirche wieder verläßt. Am ehesten befriedigte mich noch die einfache, nur von einem Streichquartett gespielte Kirchenmusik in manchen kleinen Plätzen, denn obgleich auch hier gewöhnlich etwas Tanzmäßiges, Menuettartiges in den Rhythmen liegt und also die richtige Weihe fehlt, so macht doch diese Musik in ihrer Anspruchslosigkeit und naiven Einfachheit, mit ihren freundlichen, bescheidenen Klangreizen einen angenehmen Eindruck. Im Großen und Ganzen aber sieht man, daß die Kirchenmusik im Allgemeinen keine Quelle der Erbauung für den Freund der Tonkunst in diesen Ländern bildet, und so sind denn hauptsächlich Theater und Oper das Ziel seiner Wünsche.

In den Städten Guatemala und San Salvador spielt alljährlich eine italienische oder französische, zuweilen auch eine spanische Operngesellschaft, angelockt durch die nicht unbedeutende Regierungssubvention; zuweilen tritt auch wohl eine spanische Schauspieltruppe auf eigene Rechnung für einige Zeit auf. Da das gesammte Personal aus Europa gekommen, so bietet deren Spiel oder Gesang nichts Eigenartiges, die Aufführungen sind ungefähr so, wie in einem mittleren deutschen Theater. Auch das Publicum unterscheidet sich in Kleidung oder Benehmen nicht wesentlich von einem europäischen Theaterpublicum und ist in seinen Beifalls- und Mißfallsbezeugungen gemäßigter, ruhiger, als z. B. italienische Theaterbesucher zu sein pflegen.

Im Teatro Colon in Guatemala ist das Orchester, welches vom Conservatorium von Guatemala gestellt wird, wirklich gut,

namentlich die Saiteninstrumente sind sehr tüchtig vertreten. Ueber die Operngesellschaft aber kann man kein allgemeines Urtheil abgeben, da fast alljährlich eine andere Truppe auftritt; die Kräfte sind gewöhnlich mittelmässig, abgesehen von einigen besseren Solisten. Der Chor ist gewöhnlich geradezu schlecht. Demjenigen, der Jahre lang kein Theater mehr gesehen hat, fällt besonders die Manierirtheit der bei europäischen Spielern gebräuchlichen Theatergesten auf, und dieselbe Beobachtung machte ich nicht nur in Guatemala, sondern auch in einigen mittleren Städten von Mexiko (S. Juan Bautista und S. Cristobal Las Casas), wo kleine Operettentruppen mit einem aus Clavier und etlichen Streich- und Blasinstrumenten gebildeten Orchester geringwerthige musikalische Schwänke aufführten.

In der Stadt Mexiko war leider während meines einmonatlichen Aufenthaltes das große »Nationaltheater« geschlossen, so daß ich über dessen Leistungen Nichts zu berichten weiß. Doch möchte ich bemerken, daß der Name »Nationaltheater« ganz und gar nicht am Platze ist, denn es spielen hier niemals einheimische, sondern ausschließlich ausländische (meist spanische) Gesellschaften, manchmal mit großen »Sternen« in ihrer Mitte, und das Theaterpublicum ist, wenn ich recht berichtet bin, nach europäischer Mode gekleidet, die mexikanische Nationaltracht fast verpönt. Einen specifisch mexikanischen Charakter zeigt nur das aus niedrigeren Gesellschaftsschichten stammende Publicum der kleineren Theater, von welchen ich das »Teatro Principal« mehrmals besucht hatte. Da erscheinen, auch im Parquet, die meisten Herren mit dem großen mexikanischen Hute, mit der kurzen Jacke, den engen, zu den Seiten der Nähte mit silbernen Knöpfen verzierten Beinkleidern und — zur Vervollständigung der Nationaltracht, auch mit dem blank geputzten, langläufigen, ganz offen getragenen Revolver. Erst wenn der Vorhang aufgeht, muß der Hut abgenommen werden, und wer es etwa veräumt, den erinnert ein Schutzmann daran; den Revolver braucht man aber nicht abzuschnallen. Das Publicum trägt sich übrigens ganz anständig, und wird auch bei den oft vortrefflichen, aber derben Localcouplets niemals allzu unruhig. Da in diesen Theatern die Sitte herrscht, daß man nicht ein Billet für den ganzen Abend zu nehmen braucht, sondern auch Einlaß-

karten für jeden einzelnen Act (»Tandas«) kaufen kann, so erneuert sich ein Theil des Publicums nach jedem Acte. Diese Theater sind Privatunternehmen und haben ihre ständige Operngesellschaft, ihr ständiges Orchester; Chor und Solisten sind mittelmäßig, und ich würde ihrer nicht erwähnen, wenn nicht das Spiel manchmal von einem gewissen Interesse wäre. So hörte ich im »Teatro principal« einmal eine »Carmen«-Aufführung, welche mir in dieser Hinsicht bemerkenswerth erschien. Das Orchester war seiner Aufgabe keineswegs gewachsen und brachte die feine prickelnde Musik Bizet's nur verschwommen zum Ausdruck; die Sänger und Sängerinnen standen in ihrem Können nicht höher, als die Orchestermitglieder. Auch die »Carmen«, ein hübsches kleines Pefönchen mit einer dünnen Stimme, sang recht mittelmäßig, was mir besonders auffiel, da ich in dieser Rolle bisher nur vortreffliche Sängerinnen (Frau Lucca und Frau Bafta) gehört hatte; auch ihr Spiel wollte mir anfangs nicht gefallen, obwohl ihr natürlich kokettes Wesen recht gut mit ihrer Rolle zusammenstimnte. Eines aber behagte mir an ihrem und aller Anderen Spiel: die Natürlichkeit und Wahrheit der Bewegungen, das gänzliche Fehlen der gekünstelten, schablonenhaften Theatergeften europäischer Darsteller, und in manchen Scenen erhob sich das Gesamtspiel zu wirklich dramatischer Wirkung, so namentlich in der Schlussscene des letzten Actes, wo die »Carmen« mit bewunderungswürdiger Lebenswahrheit und feiner Charakteristik ihre Rolle zur Durchführung brachte. In wohlthuendem Gegensatze zu den conventionellen Bewegungen europäischer Darstellungen drückte ihr Gesicht im Beginne der Schlussscene äußerlich völlige Ruhe aus, wie denn überhaupt in spanischen Ländern der Affect möglichst verborgen gehalten zu werden pflegt; dagegen verrieth das nervöse Spiel mit dem Fächer, das Zupfen der Hände an den Spitzen des Kleides, das leise Stampfen der Füße die immer wachsende Aufregung und den dabei sich immer trotziger regenden Eigensinn in wahrhaft künstlerischer und allgemein verständlicher Weise und rifs den Zuschauer zu immer gröfserer Spannung und Theilnahme bis zur Schlusskatastrophe hin, die hier, im Lande der Stiergefachte, auch lebendiger und wahrer gespielt wurde, als ich es bisher in Deutschland gesehen hatte.

In allgemein künstlerischer Hinsicht stehen die Aufführungen auf einer recht niedrigen Stufe, wie denn überhaupt das Musikleben in Mexiko und im nördlichen Mittelamerika im Allgemeinen recht dürftig und feicht ist. Es ist hier allerdings nicht zu übersehen, daß Mexikaner und Mittelamerikaner häufig recht musikalisch sind, daß man in Privatkreisen oft wohlgeschulte Dilettanten findet, und daß manche kleinere Compositionen einheimischer Musiker wirklich von Talent und Geschmack zeugen; aber nichtsdestoweniger bietet das öffentliche Musikleben dem Beobachter nur wenig Erfreuliches.

So bleibt denn dem Musikfreunde nichts übrig, als dem mangelhaften öffentlichen Musikleben den Rücken zu kehren und sich mit einfacher, guter Hausmusik zu bescheiden, und wenn Einem das Glück hold ist, so findet sich wohl auch an weltentlegenen Orten der eine oder andere tüchtige Dilettant, welcher mit einer gewissen Meisterschaft sein Instrument beherrscht und neuen Reiz in das bescheidene häusliche Musikleben zu bringen versteht. Wo eine größere deutsche Colonie besteht (wie in Mexiko, S. Salvador oder hier in Coban), bildet sich auch wohl ein kleiner Männergesangsverein oder auch (wie in Coban) ein Streichquartett, die eine breitere Grundlage für musikalische Abende geben. An solchen Abenden kommen dann auch in engem Kreise unsere guten deutschen Classiker und andere Meister zur Geltung und dankbar lauscht man den bescheidenen Aufführungen, für welche der verwöhnte Musiker drüben vielleicht nur ein mitleidiges Lächeln übrig hätte. Uns aber, die wir fern vom reichen Musikleben Europas leben müssen, bieten sie immerhin einen Schimmer des Glückes in dem klanglosen Alltagsleben des fremden Landes.

Die Singvögel von Mittelamerika *).

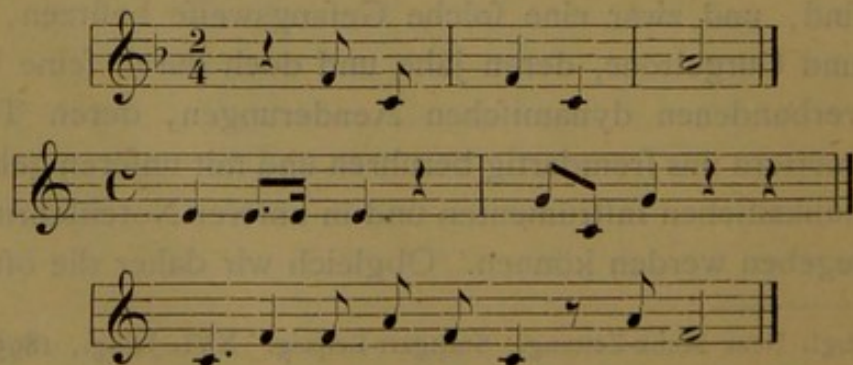
Es kann keine Frage darüber sein, daß der Gefang bei den Vögeln die Stelle der Sprache vertritt, insofern als ihre musikalischen Weisen der Ausdruck ihrer Gefühle und Wünsche, ihrer Freude und ihres Schmerzes sind und so von ihresgleichen verstanden werden. Aber damit ist über ihre musikalische Begabung noch nichts ausgesagt, da in diesem Sinne der Gefang nicht höher stünde, als das Bellen der Hunde, das Miauen der Katze oder die Rufe und sonstigen Klangäußerungen anderer Thiere. Erst dadurch wird ihr Gefang musikalisch bedeutungsvoll, daß die Klangäußerungen sich an bestimmte, klar ausgesprochene Töne binden und zugleich diejenige Mannigfaltigkeit in Stärke, Höhe und Dauer der Einzeltöne zeigen, welche zur Hervorbringung eines ästhetisch befriedigenden Gefühles nothwendig ist. Eben durch diese letztere Eigenschaft stellt sich der Vogelgesang hoch über das Summen und Zirpen vieler Insecten, welches gewiß auch als musikalische Klangäußerung zu betrachten ist, aber seiner Einförmigkeit wegen keine Befriedigung hervorruft. Der Gefang vieler Singvögel dagegen ist so mannigfaltig und reich, daß er es wirklich verdienen würde, einmal der Gegenstand einer eingehenden ästhetischen Beurtheilung zu werden. Daß dieses nicht schon längst geschehen ist, hat seine Ursache hauptsächlich darin, daß die allermeisten europäischen Singvögel Coloraturfänger sind, und zwar eine solche Gefangsweise besitzen, deren Triller und Gurgeltöne, deren jähe und doch durch feine Uebergänge verbundenen dynamischen Aenderungen, deren Tiriliren und Schmettern uns fremdartig berühren und mit unseren gebräuchlichen musikalischen Instrumenten und in unserer Notenschrift nicht wiedergegeben werden können. Obgleich wir daher die oft unge-

*) Vergl. Neue Musik-Zeitung. Stuttgart-Leipzig. XVI. Jahrg., 1895, Nr. 4, S. 45.

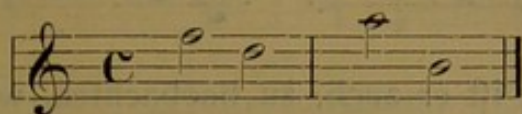
mein zarte Tonbildung und Klangschattirung bei unseren europäischen Singvögeln bewundern und hochschätzen, so ist uns doch ihre Tonsprache etwas völlig Fernstehendes; unsere musikalische Schulung und die Gewöhnung unseres Ohres befähigen uns nicht zum Mitfühlen dieser Weisen; kurz, mit demselben Rechte, mit welchem wir den Vögeln das Verständniß unserer Musik absprechen, kann man auch sagen, daß uns das richtige Verständniß für die Musik unserer heimischen Singvögel fehlt.

Außer dem Coloraturgesange findet aber noch ein anderer musikalischer Stil seine Anhänger unter der gefiederten Sängervelt und die Mehrzahl der mittelamerikanischen Singvögel will nichts von dem Kunstgesange ihrer europäischen Collegen wissen: sie bringen ihre Gefühle in mehr gehaltenen, wohl durchbildeten Tönen zum Ausdrucke und bilden durch verschiedene, meist klar ausgesprochene Rhythmen und Tonhöhen einfache melodische Weisen. Dadurch rückt ihr Gesang unserem musikalischen Verständnisse näher und berührt unser Gemüthsleben auch mächtiger, als es bei den viel kunstvolleren Tiraden der europäischen Singvögel der Fall ist. In ähnlicher Weise übt ja auch der Ruf des Kuckucks trotz seiner Einfachheit und der oft zu bemerkenden Unreinheit des Intervalls eine ungleich größere Wirkung auf das Gemüth des Menschen, namentlich aber des Kindes, aus, als die vollendetsten Triller eines Kanarienvogels.

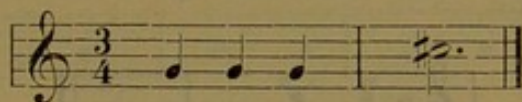
Viele mittelamerikanische Vogelrufe bergen ein harmonisches Element in sich, insofern als sie oft nur aufgelöste Accorde darstellen. Aber trotzdem ist diesen einfachen kurzen Weisen ein gewisser Reiz eigen, der nicht nur dem süßen Wohllaute des Klanges allein zuzuschreiben ist, sondern auch manchmal in verhältnißmäßig reich bewegten Rhythmen seine Erklärung findet, z. B.:



Aber auch da, wo keine rhythmische Differenzirung stattfindet, haben oft schon die Tonverbindungen an sich etwas Anziehendes, und der einsame Wanderer, der im Urwalde die sanften klagenden Töne des folgenden Rufes hört:

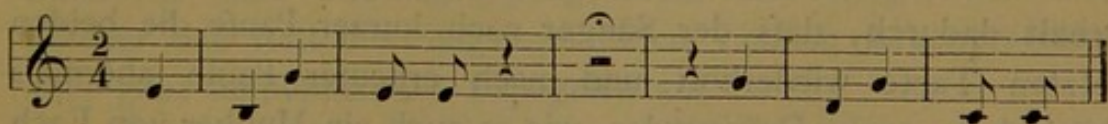


fühlt sich schmerzlich berührt von dem unbefriedigten Sehnen, das in diesem Rufe liegt, und wenn er weiter wandernd schwächer und schwächer die sehnfüchtigen Töne vernimmt, empfindet er es peinlich, daß keine beruhigende Auflösung des Accordes als Antwort aus dem schweigfamen Walde erklingt. Und als ich nach einer längeren Reise in dem fanglosen Hochlande von Mexiko einmal ganz unerwartet in den Bergwäldern bei Tonalá (Chiapas) in wunderbar weicher Klangfarbe die sehnenden Töne des folgenden Rufes vernahm:



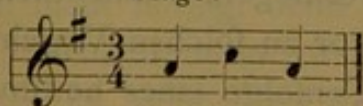
der mehrmals ganz oder nur in den ersten drei Tönen wiederholt wurde, da ergriff mich geradezu ein Gefühl des Heimwehs nach den schönen Urwäldern meiner Adoptivheimath im mittleren Guatemala.

Ein elegischer Grundzug zeichnet überhaupt sehr häufig die Vogelrufe aus und gewöhnlich enden solche Weisen ohne befriedigenden Schluß. Doch hörte ich auch manchmal Vogelrufe, die einen richtigen Schluß der Tonformel aufweisen, wie folgende, sonst nicht gerade reizvolle Weise:



Manchmal schließt auch die aus anderer Richtung erschallende Antwort die an und für sich unbefriedigende Weise des gefiederten Sängers befriedigend ab, wie ich es z. B. einmal bei Tonalá in Chiapas beobachtete:

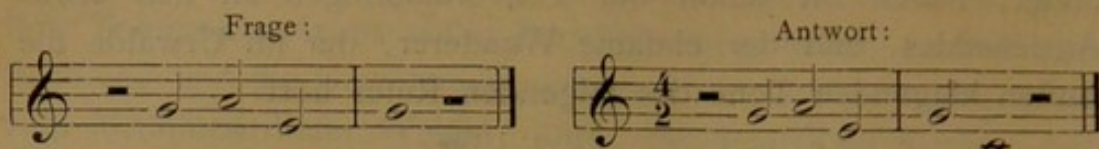
Frage:



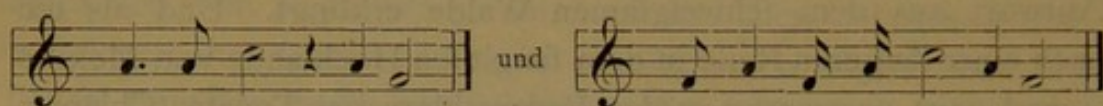
Antwort:



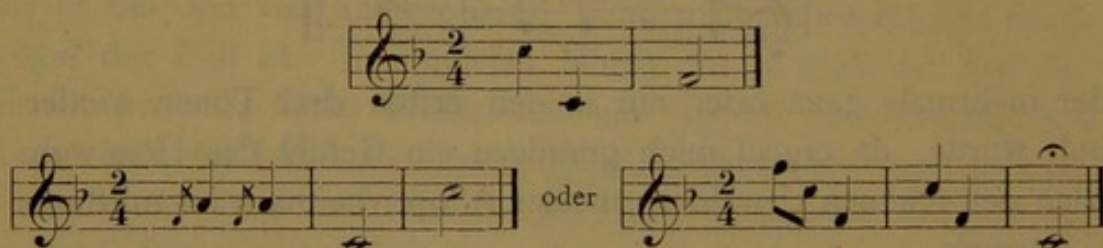
oder wie ich bei Xaltenamst in Guatemala mehrmals hörte:



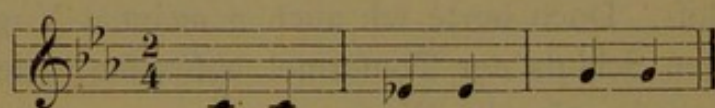
Von Interesse ist es auch, zu beobachten, wie manche Vögel ihren eigenen Ruf verändern, indem sie z. B. gehaltene Töne in kürzere Einzeltöne auflösen oder auch wichtigere Unterschiede, selbst in Bezug auf die Tonhöhe, hervorrufen, wie in folgendem Falle:



Viele Rufe haben auch einen energischen Charakter, selbst wenn sie sich innerhalb der Töne eines einzigen Accordes bewegen, z. B.:



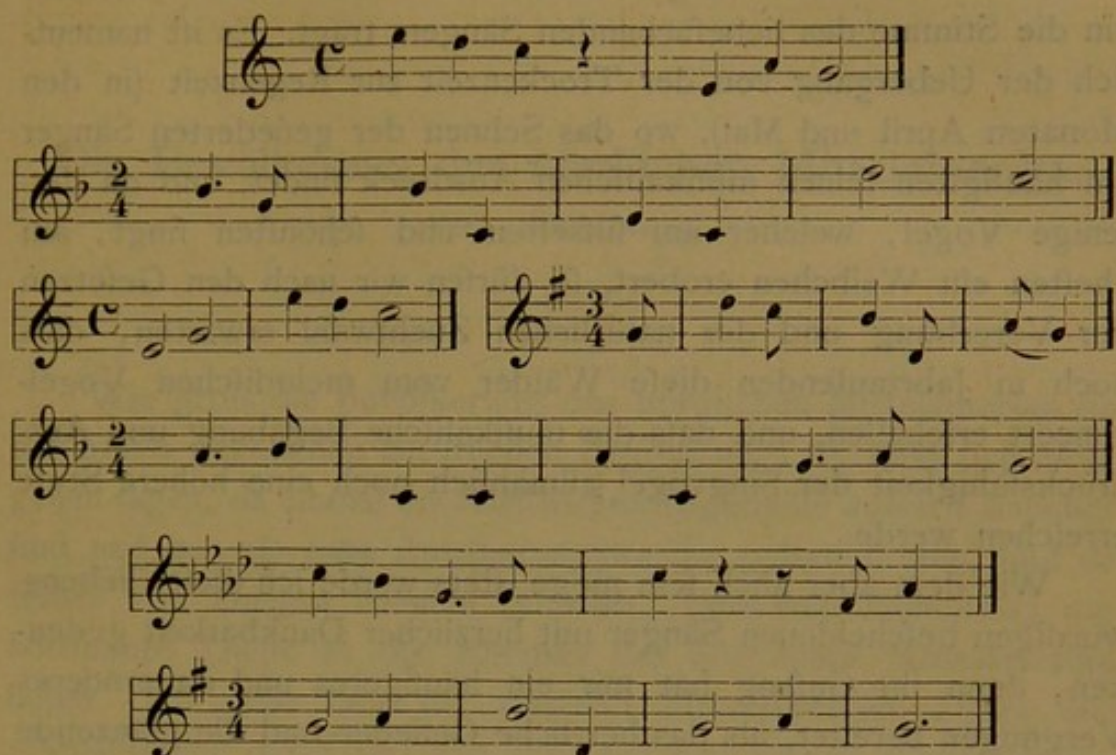
und der folgende Ruf



erhält dadurch, daß der Sänger nach kurzer Pause die beiden letzten Tacte wiederholt und nach erneuter Pause abermals wiederholt, etwas Drängendes, wie es auch ein Musiker von Fach mit so einfachen Mitteln nicht wirksamer erreichen könnte.

Ich gehe überhaupt so weit, den Weisen der mittelamerikanischen Singvögel einen gewissen musikalischen Kunstwerth zuzuschreiben, an dem die Einfachheit der Motive und die außerordentliche Kürze der Sätze nichts zu ändern vermögen. Namentlich tritt dieser relative Kunstwerth deutlich hervor an solchen Vogelrufen, welche sich nicht bloß innerhalb der Tonfolge eines bestimmten

Accordes bewegen, sondern mehr dem rein melodischen Principe huldigen, wie nachstehende Beispiele zeigen mögen:



Ich für meine Person finde, daß in diesen Weisen eine nicht unbedeutende melodische Kraft steckt, und wenn ich ein Componist wäre, so würde ich mich nicht scheuen, eine Anleihe bei dem Capital zu machen, das in solchen Vogelrufen aufgespeichert ist.

* * *

Die Singvögel von Mittelamerika sind in ihrer Verbreitung fast ausschliesslich auf die Urwaldgebiete beschränkt; in den Savannen- und Strauchsteppengebieten sind Vögel überhaupt seltener und statt der Singvögel fallen vielfach farbenprächtige, aber ganz unmusikalische Papageien auf.

Ich selbst habe kaum jemals die Singvögel zu Gesicht bekommen, deren Rufe ich auf meinen zahlreichen Wanderungen aufgezeichnet habe; ich liess mir aber sagen, daß sie sich — ähnlich wie die deutschen Singvögel — im Allgemeinen nicht durch glänzendes Gefieder auszeichnen. Sie haben es ja freilich auch nicht nöthig, denn wenn der Zweck des schönen Gefieders hauptsächlich darin zu suchen ist, daß es dem Männchen die Liebe des Weibchens gewinne und sichere, so thut gewiss ein

schöner, herzbewegender Gefang ebenso gute Dienste, und in den dichten Urwäldern gewiss noch bessere, da das üppige Blätterwerk keinen weiten Blick gestattet, der ruhende Wald aber weithin die Stimme des liebefuchenden Sängers trägt. Es ist namentlich der Uebergang von der Trockenzeit zur Regenzeit (in den Monaten April und Mai), wo das Sehnen der gefiederten Sänger am häufigsten feinen musikalischen Ausdruck findet, und da derjenige Vogel, welcher am süssesten und schönsten singt, am ehesten ein Weibchen erobert, so dürfen wir nach den Gesetzen der Vererbung und der natürlichen Zuchtwahl erwarten, daß noch in Jahrtausenden diese Wälder vom melodischen Vogelconcert erschallen, und daß die musikalische Begabung und Ausdrucksfähigkeit der Singvögel allmählich noch eine höhere Stufe erreichen werde.

Wie dem aber auch sein möge, stets werde ich dieser lebenswürdigen bescheidenen Sänger mit herzlicher Dankbarkeit gedenken, denn ihr Gefang hat mir ein häufigeres und dauernderes Vergnügen bereitet, als das herrliche Gefieder und die glänzende Erscheinung des (hier zu Lande gleichfalls vorkommenden) Quezals, der wohl als der schönste Vogel der Welt gelten mag, aber durch seinen eintönigen, etwas melancholischen Ruf keine Saite im Herzen des Musikfreundes zum Mitklingen veranlaßt.

Die Bevölkerung des nördlichen Mittelamerika.

Hierzu Karte Nr. 5.

Wie groß die Bevölkerung des nördlichen Mittelamerika (in der früher gegebenen natürlichen Begrenzung) ist, läßt sich nicht genau sagen, da einmal die statistischen Ergebnisse äußerst unsicher sind und nur als rohe Annäherungswerte gelten dürfen, und da ferner von einigen Staaten (Oaxaca, Veracruz, Honduras) nur bestimmte Theile in den Rahmen des nördlichen Mittelamerika fallen. Ich gebe hier die zunächst interessirenden Daten aus »Bevölkerung der Erde« von Wagner und Supan (Gotha 1891), S. 213:

	Flächeninhalt		Bevölkerung 1890? Einwohner	Zahl der Einw. auf 1 qkm
	Statist. Amt 1890 qkm	Gotha 1882 qkm		
Chiapas	70 524	55 316	241 404	4
Tabasco	26 094	25 241	104 747	4
Campeche	46 855	56 462	93 976	1,6
Yucatan	91 201	85 827	329 621	4
Britisch-Honduras		21 475	27 668 (1887)	1,3
Guatemala		125 100	1 460 017 *) (1889)	12
San Salvador		21 070	663 613 (1887)	32
Honduras		119 820	331 917 (1887)	2,8

Roh kann man ungefähr sagen, daß das nördliche Mittelamerika (d. i. das Land zwischen dem Isthmus von Tehuantepec und der Linie Puerto Cortez-Fonsecabai) ein Areal gleich vier

*) Nach dem Census vom 26. Februar 1893 würde die Einwohnerzahl von Guatemala nur 1 364 678 betragen; doch glaubt der Director des statistischen Amtes von Guatemala, Don Victor Sanchez O., daß etwa 10 Proc. der Bevölkerung nicht gezählt seien, die Gesamtsumme also auf 1 1/2 Millionen anwachsen würde.

Fünftel des Deutschen Reiches, mit ungefähr drei Millionen Einwohnern, besitzt. Die größte Volksdichte beobachtet man in San Salvador, die kleinste in Campeche; als allgemeine Regel findet der Reisende, daß durchschnittlich die trockenen Gebiete aller Klimazonen weit stärker bevölkert sind als die feuchten Urwaldgebiete, weil letztere ungesunder sind und zudem der Urbarmachung weit größere Hindernisse in den Weg stellen. Die allerdünnste Bevölkerung zeigt das gewaltige, zusammenhängende Urwaldgebiet des Petén, des westlichen Britisch-Honduras, des östlichen Chiapas und südlichen Yucatan-Campeche: die Guatemala-Provinz Petén hat kaum eine Volksdichte von ein Fünftel auf 1 qkm und dabei ist der größte Theil der Bevölkerung noch auf das kleine Sabannengebiet im Centrum concentrirt; die Volksdichte in den benachbarten sabannenlosen Urwaldgebieten ist jedenfalls noch bedeutend geringer, ausgedehnte Länderflächen sind sogar ganz unbewohnt.

Der weitaus größte Theil der Bewohner bekennt sich zur katholischen Religion; die Zahl der Andersgläubigen beträgt nicht einmal 1 Proc. In Guatemala wurden 1893 gezählt 1 356 105 Römisch-Katholische, 2254 Protestanten, 1146 Angehörige verschiedener anderer Religionen, 5173 Religionslose, und ähnliche Verhältnisse dürften auch in den anderen mittelamerikanischen Staaten herrschen.

Etwa die Hälfte der Gesamtbevölkerung sind reine Indianer, die Uebrigen der überwiegenden Mehrzahl nach Mestizen; Neger, Zambos, Mulatten sind nur in wenigen Gebieten im Inneren in größerer Zahl vorhanden, ihr Hauptverbreitungsgebiet ist die atlantische Küste, namentlich Britisch-Honduras. Als rein Weiße kann man fast nur die in den letzten Jahrzehnten aus Europa oder den Vereinigten Staaten gekommenen Indogermanen betrachten, da die altanfängigen Geschlechter aus der spanischen Colonialzeit fast ausnahmslos Beimischung indianischen Blutes haben; die Zahl der Weißen kann man schätzungsweise für das Gesamtgebiet auf höchstens 15 000 (wahrscheinlich weniger) angeben. Die Zahl der Japaner, Chinesen, Indier u. s. w. ist verschwindend klein.

Das interessanteste Bevölkerungselement Mittelamerikas sind zweifellos die Indianer, welche in manchen Gebieten, namentlich

in Yucatan und in den Hochländern von Guatemala und Chiapas, an Zahl die Mischlinge (Ladinos) weit übertreffen. Im Inneren und im Südosten der Halbinsel Yucatan giebt es fogar einige unabhängige Indianerstättchen mit fast ausschliesslicher Indianerbevolkerung; das Departamento Alta Verapaz in Guatemala zeigt ebenfalls 95 Proc. reiner Indianer. Mit Ausnahme der heidnischen Lacandonen, welche auch heute noch in ziemlich hohem Grade die Sitten und Lebensweise ihrer Vorfahren befolgen, haben sich alle anderen Indianerstämme des nördlichen Mittelamerika mehr oder weniger der europäischen Cultur angepasst und die Lebensweise allmählich modificirt, theilweise auch in ihrer Sprache sich dem Spanischen genähert, oder auch (namentlich in Südostguatemala und San Salvador) das Spanische, unter Aufgabe ihrer Muttersprache, als alleinige Verkehrssprache angenommen. Trotzdem sind noch allenthalben in Sitten und Gebräuchen, in ihren religiösen Anschauungen, in Kleidung, Hausbau, Landwirthschaft und anderen Einrichtungen starke Anklänge an die vorspanische Zeit zu beobachten, und wenn es gelänge, in jedem einzelnen Stammesgebiete alle diese Dinge eingehend zu studiren, so würde eine Fülle höchst interessanter Thatfachen zu verzeichnen sein, welche auf die Beziehungen der einzelnen Stämme zu einander, insbesondere aber auf die alte mittelamerikanische Cultur helles Licht werfen könnten. Leider bringen aber allenthalben die Indianer dem Ausländer ein grosses Misstrauen entgegen, so dass es jahrelangen intimen Verkehrs mit den Leuten eines Stammes bedarf, um einigermaßen zum Vertrauten ihrer geheimen Gedanken werden zu können; ja, es ist dem Reisenden häufig kaum möglich, auch nur Beobachtungen über Hausbau, Hausgeräthe u. dergl. Dinge auszuführen, ohne sich unangenehmen Situationen auszusetzen. Freilich äussert sich das Misstrauen der Indianer meist nur in passivem Widerstande, wobei aber die Gesetze der Gastfreundschaft trotzdem streng eingehalten werden; nur im Quiché-Gebiete (Guatemala) äussert sich das Misstrauen manchmal sehr schroff, und ich erinnere mich, dass mir dort mehrmals die Unterkunft verweigert wurde, oder dass man wenigstens zuerst meine indianischen Träger über mich ausfragte, ehe man mir Einlass in die Hütte gewährte. In Chilanga (S. Salvador) begegneten mir die (zu den Leuka-Völkern gehörigen) Indianer mit über-

grofser Höflichkeit, fuchten aber durch Lügen meinen Fragen auszuweichen — ein anderes System, aber dieselbe Sache! So ist denn auch unsere Kenntnifs des gegenwärtigen Culturzustandes der Indianer noch recht lückenhaft; am eingehendsten hat darüber Dr. Otto Stoll in seiner »Ethnologie der Indianerstämme von Guatemala« (Leiden 1889) berichtet; dagegen ist von vielen Stämmen des nördlichen Mittelamerika, namentlich von den Leuka-Völkern des westlichen Honduras, fast nichts Genaueres bekannt. Aus dem, was man aber bisher beobachtet hat, geht ohne Zweifel hervor, dafs die Cultur aller dieser Stämme grofse Aehnlichkeit unter einander hat, und also entweder von einer gemeinsamen Muttercultur herrührt, oder zwar von verschiedenen Centren ausging, aber durch gegenseitige Vermischung einheitlich wurde. Wo immer ich Spinnen, Weben, Färben, das Verfertigen von Stricken, Matten, Hüten, ferner das Maismahlen, Säen und Ernten etc. beobachtete, geschah es immer mit denselben Mitteln und auf dieselbe Weise; allenthalben trifft man dieselben Speisen, dieselbe Zubereitung derselben, und nur selten beobachtet man Gerichte, welche nur einzelnen Stämmen eigenthümlich, den anderen fremd wären. Freilich sind die einzelnen Werkzeuge, die Gefäfsse der Küche, die Mahlsteine u. s. w. nach Form und Material mannigfachen Verschiedenheiten unterworfen und in Hausbau, Flechten der Hängematten, Tracht und anderen Dingen zeigen sich manche charakteristische Unterschiede, auf welche ich hier freilich nicht näher eingehen will, — aber das Princip ist überall dasselbe.

Gegenüber einer solchen Einheitlichkeit der Cultur (auf Geistes- cultur kann hier nicht Rücksicht genommen werden) bei den alt- eingeseffenen mittelamerikanischen Stämmen fällt es sofort auf, dafs die Karaiben, welche erst gegen Ende des letzten Jahrhunderts nach der mittelamerikanischen Küste verbracht worden sind und jetzt nur noch in Vermischung mit der afrikanischen Rasse vorkommen, ein principiell verschiedenes Hauptnahrungsmittel (Kassave) besitzen, während die Mittelamerikaner ohne Ausnahme Mais als Hauptnährmittel benutzen. Auch sonstige Unterschiede sind zu bemerken, doch sind auch die Karaiben noch ethnologisch zu wenig bekannt, als dafs ein eingehenderer Vergleich möglich wäre.

So einheitlich in ihren Grundzügen die Cultur der mittel-amerikanischen Stämme ist, so groß ist die Mannigfaltigkeit der Sprachen, und in Ermangelung eines besseren Eintheilungselementes muß man auch die Stämme nach Sprachen zusammenfassen, denn eine anthropologische Untersuchung der Indianer ist in diesen Gebieten niemals versucht worden, und vorausgesetzt, daß es gelänge, eine solche trotz des Mißtrauens der Indianer durchzuführen, so ist es doch sehr zweifelhaft, ob die somatischen Eigenthümlichkeiten genügen würden, die Stämme von einander zu unterscheiden, denn daß sie sich in ausgedehntem Maße durch kriegsgefangene Sklaven, durch Heirath, durch Einwanderung kleinerer fremder Stammesbruchstücke gegenseitig vermischten, steht außer Frage. Andererseits läßt sich für gewisse Stammestheile (z. B. Lanqueros und Cajaboneros in der Alta Verapaz) mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie ursprünglich einem anderen Stamme angehört haben und in verhältnißmäßig naher Vorzeit die fremde Sprache annahmen, wie solches ja in kleinem Maßstabe noch jetzt zu beobachten ist (z. B. in S. Luis im Petén, Guatemala, siehe oben: »Reise in die Cockscomb Mountains«, S. 55).

Die Sprachen der einzelnen Indianerstämme sind in neuerer Zeit mehrfach Gegenstand mehr oder minder eingehender Untersuchungen gewesen, und von einer Anzahl derselben besitzen wir sogar grammatikalische Darstellungen (außer den in Vaten's Mithridates und in Pimentel's Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indígenas de Mexico kurz behandelten Sprachen, außer der mehrfach behandelten Maya- und der genau bekannten Nahuatl-Sprache sind hier vor allem zu erwähnen die Gramática de la lengua Zoque von José Maria Sanchez 1877, die Gramática de la lengua Tzeltal von Vicente Pineda 1888, die grammatikalischen Arbeiten des Dr. E. Calderon über das Populucan des Isthmus von Tehuantepec und die Xinca-Sprache von Guatemala im Repertorio Salvadoreño, Tom. V und VI, und die vortrefflichen Grammatiken von Prof. Dr. Otto Stoll über Ixil und Pokonchi). Von der Mehrzahl der Sprachen aber besitzen wir nur Vocabularaufnahmen, gesammelt durch Dr. Berendt, Rockstroh, Dr. Stoll, Dr. Calderon, Squier u. A., so auch meine Wenigkeit, und so ist denn die Stellung mancher Sprachen

oft noch sehr zweifelhaft; es ist sogar mehr als wahrscheinlich, daß einzelne der jetzt unterschiedenen Sprachen sich bei genauerer Untersuchung lediglich als Dialekte einer und derselben Sprache herausstellen werden; aber zur sicheren Entscheidung einer solchen Frage gehört eben mehr Material, als wir von vielen Sprachen noch besitzen.

Man wird nun vielleicht den einzelnen Reisenden den Vorwurf machen, daß sie in den verschiedenen Sprachgebieten hätten genauere Sprachaufnahmen machen sollen, allein man unterschätzt in Europa allzu leicht die Schwierigkeiten einer solchen Aufnahme, denn das Mißtrauen der Indianer ist oft so groß, daß es aller Ueberredungskunst nicht gelingen will, sie zur gewünschten Auskunft zu bewegen, und selten ist eben ein Reisender in der Lage, dieselbe zu erzwingen, wie seiner Zeit Herr Edwin Rockstroh, damals Mitglied der Grenzcommission und Professor am Instituto Nacional in Guatemala: da es diesem Forscher während seines Aufenthaltes im Gebiete der Jacaltecos und Chujes nicht gelang, seine Sprachaufnahmen in gewünschter Weise durchzuführen, liefs er sich später durch eine militärische Patrouille etliche Indianer nach Guatemala bringen, die sich nun doch zu genauerer Auskunft bequemen! Aber nicht nur das Mißtrauen der Indianer ist ein Hindernis für Sprachaufnahmen, sondern auch ihre oft sehr mangelhafte Kenntniss des Spanischen und das absolute Unvermögen, sich in den Gedanken des Fragenden hineinzuleben. Fragt man z. B. einen Indianer: »Was heisst in deiner Sprache die Phras: »Bringe Holz!«, so übersetzt er nicht, sondern antwortet unterwürfig: »Ich bringe Holz« (in Kekchi: tinxic ajsí), u. s. f., so daß man oft nach mannigfachen Versuchen die Hoffnung wieder aufgibt, und resignirt seine Papiere wieder zusammenpackt. Man werfe aber deshalb den Indianern ja nicht mangelnde Intelligenz vor, stelle sich vielmehr vor, was wohl beispielsweise ein chinesischer Sprachforscher für Antworten bekäme, wenn er vom himmlischen Reiche nach Deutschland käme und von schwäbischen, bayerischen, schweizerischen Bauern Sprachaufnahmen machen wollte; nehmen wir aber auch an, es gelänge ihm einigermaßen, so möchte ich nur die vielgestaltige Sprachenkarte sehen, welche ein solcher chinesischer Linguist von Süddeutschland und der Schweiz entwerfen würde!

Immerhin ist unsere Kenntniss der Indianersprachen des nördlichen Mittelamerika theilweise wenigstens hinreichend, um mit Sicherheit eine große Zahl von Sprachen zu unterscheiden, und wenn manche auf der Sprachenkarte mit besonderen Farben ausgezeichnete Sprachen sich nur als Dialekte erweisen sollten, so ist ja auch die geographische Verbreitung einzelner Dialekte von Interesse, und ich habe daher die Zahl der bisher unterschiedenen Sprachen noch nicht herabgemindert, obgleich einzelne wohl bald zusammengezogen werden dürften. (Siehe die Sprachenkarte, mit welcher ich zu vergleichen bitte die Carta etnográfica de Mexico von Orozco y Berra, Mexiko 1864, sowie Dr. Otto Stoll, »Zur Ethnographie der Republik Guatemala«, Zürich 1884, Dr. D. G. Brinton, »The american Race«, New-York 1891, und meine »Beiträge zur Ethnographie von Guatemala« und »Südostmexiko und Britisch-Honduras« in Petermann's Mittheilungen 1893 und 1895).

Ganz unsicher ist die Stellung der bisher unbekannten Sprache von Guatajiagua (S. Salvador), sowie die der Sprache von Cacaopera (S. Salvador). Sehr wenig bekannt sind auch die Leuca-Sprachen im südwestlichen Honduras, von welchen E. G. Squier einige Vocabulare mitgetheilt hat; in verwandtschaftlichen Beziehungen dazu steht die im Aussterben begriffene Sprache von Chilanga (S. Salvador). Noch immer unbekannt ist auch die Stellung der bereits ausgestorbenen Sprachen Pupuluca (Südguatemala) und Alagüilac (im Motaguathale, Guatemala).

Das Aztekische wird in mehr oder minder veränderten Dialekten an der atlantischen Küste (in den Staaten Veracruz und Tabasco), an der pacifischen Küste (in Chiapas, Guatemala, S. Salvador) und im mittleren Guatemala (Salamá, S. Agustín Acafaguaftlan) gesprochen. Während diese Sprache im übrigen Mexiko ihre Hauptausdehnung und zahlreiche Verwandte hat, auch sich bis nach Nicaragua hinein erstreckt, stehen die Xinca-Sprache in Südguatemala, die Huave-Sprache am Isthmus ganz isolirt da. Das Chiapaulkische hatte in der ausgestorbenen Mangué-Sprache in Nicaragua seinen nächsten Verwandten*); das erst neuerlich eingewanderte Caraibische steht mit süd-

*) Daniel G. Brinton, Notes on Mangué, read before the American philosophical Society, 20. Nov. 1885.

amerikanischen Sprachen in Zusammenhang. Das Zapotekische bei Tehuantepec steht im directen Zusammenhange mit dem Hauptgebiete des Zapotekischen in Oaxaca.

Eine zusammengehörige Sprachgruppe bilden die Mije-Sprachen, von welchen Mije und Populuca auf dem Isthmus verbreitet sind, das Zoque im westlichen Chiapas seine Hauptverbreitung hat, die Tapachulteca, eine dem Aussterben nahe Sprache, aber eine isolirte, weit entfernte Insel im südlichsten Chiapas darstellt.

Den weitaus größten Raum nehmen die Mayasprachen im nördlichen Mittelamerika ein, und zwar breiteten sie sich ursprünglich, d. i. vor Ankunft der Spanier, über ein zusammenhängendes Gebiet aus, mit einziger Ausnahme der Huasteca, welche räumlich weit entfernt von allen anderen Sprachen der Gruppe, in den jetzigen Staaten Veracruz und S. Luis Potosí gesprochen wurde und sich noch jetzt in einer Anzahl von Dörfern erhalten hat. Trotzdem hat die Huasteca eine Verwandte in der Chicomucelteca im Staate Chiapas. Minder scharf von den übrigen Mayasprachen unterscheidet sich die reine Maya s. str., welche in ganz Yucatan, im Petén, Britisch-Honduras und Theilen von Chiapas und Tabasco gesprochen wird; der Mayadialekt von S. Luis (Petén) scheint mit der sogenannten Mopan-Sprache identisch zu sein. Eine gewisse gegenseitige Zusammengehörigkeit zeigen Chontal (Tabasco), Chol (nördliches Chiapas) und Chortí (Südguatemala, westliches Honduras), ferner Tzentäl, Tzotzil und Tojolobal in Chiapas, dann Mame, Aguacateca, Ixil, Chuj, Jacalteca (Guatemala) und Motozintleca (Chiapas), sowie Quiché, Cakchiquel, Tzutuhil und Uspanteca (Guatemala), und endlich Kekchi, Pokonchi und Pokomam (Guatemala).

Bei dem großen Interesse, welches gerade die Mayavölker beanspruchen können wegen ihrer großen räumlichen Ausdehnung und der hohen ehemaligen Cultur, möge es mir gestattet sein, in den nächsten Studien noch etwas näher auf sie oder einzelne Zweige derselben einzugehen.

In wenigen Gebieten (Yucatan und Alta Verapaz, sowie Theilen von Chiapas) ist das Indianische noch ausschließlich vorherrschend, so daß der Reisende sich die Grundbegriffe der

betreffenden Sprachen aneignen, oder aber einen Dolmetscher mitnehmen muß. Fast allenthalben durchdringt bereits das Spanische die indianischen Sprachgebiete, indem nicht nur die in solchen Gegenden wohnenden Mischlinge, sondern auch ein großer Theil der männlichen Indianer Spanisch versteht und spricht, und im südöstlichen Guatemala, in San Salvador und im westlichen Honduras ist sogar vielfach (auch unter den reinblütigen Indianern) das Spanische zur alleinigen Verkehrssprache geworden; in anderen Gegenden und Dörfern aber ist gleichfalls das Spanische bereits vorherrschend geworden; man findet jedoch noch vereinzelte, ältere Leute, welche die angestammte Sprache noch kennen und sprechen [nordöstliches S. Salvador, dann das Pipil (Aztekische) im mittleren Guatemala, das Chiapanekische in Chiapas u. f. w.].

Das Englische ist nur längs der atlantischen Küste in Britisch-Honduras, Guatemala und Spanisch-Honduras eine wirkliche Verkehrssprache, doch behauptet sich auch hier noch das Spanische daneben als zweite Verkehrssprache. In Britisch-Honduras ist das Englische die Amtssprache, allein es giebt an allen Gerichten staatliche Dolmetscher fürs Spanische; in den übrigen Ländern des nördlichen Mittelamerika ist natürlich das Spanische als Amtssprache gebräuchlich; nur in den unabhängigen Indianerstaaten Yucatans herrscht noch ausschließlich die Mayasprache.

Die unabhängigen Indianerstaaten von Yucatan*).

(Hierzu Karte Nr. 6.)

Es ist bekannt, daß die Eroberung von Yucatan den Spaniern viele Mühe gekostet hat und daß der Adelantado D. Francisco de Montejo, obgleich er die Uneinigkeit der verschiedenen Indianerstaaten in schlauer Weise auszunutzen verstand, schliesslich sich gezwungen sah, Ferdinand Cortés zu Hülfe zu rufen. Als die Eroberung der Halbinsel endlich gelungen war, erhoben sich da und dort die Indianer zur Wiedererlangung ihrer Freiheit; die Spanier unterdrückten mit blutiger Strenge die Aufstände, vermochten aber niemals den Haß gegen die weissen Eindringlinge auszutilgen, welcher bis auf den heutigen Tag im Herzen der Mayas weiter glimmt und sich von Zeit zu Zeit in erneuten blutigen Aufständen Luft schafft, so um die Mitte des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts (1761 und 1847). Die letztgenannte Erhebung ist von bleibender Einwirkung auf die politische Gestaltung der Halbinsel gewesen und giebt den Schlüssel ab zum Verständniss der eigenthümlichen Verhältnisse, welche man heutzutage beobachtet. Aus diesem Grunde will ich sie an dieser Stelle etwas eingehender besprechen.

Die Bewegung ging von den östlichen Stämmen aus, welchen sich bald die südlichen Stämme anschlossen; eine Menge Ortschaften wurden zerstört und im Jahre 1848 fiel auch Bacalar**), der letzte wichtige Platz der Mexikaner im südlichen Yucatan,

*) Vergl. Globus, Bd. 67, Nr. 13.

**) Bacalar, ursprünglich Bakhalal genannt, war im Jahre 1545 von D. Melchor Pacheco gegründet worden. Siehe über die Schicksale des Platzes den Aufsatz: »Bacalar« in »The Angelus«, Belize, Vol. 9, 1893, p. 48 ff.

damals eine Stadt von über 5000 Einwohnern, den östlichen Indianern unter Venancio Pec, Juan Pablo Cocom, Teodoro Villanueva u. A. in die Hände. Im folgenden Jahre gelang es allerdings den Yucatecos unter Oberst Zetina, die Stadt wieder in ihre Gewalt zu bekommen (3. Mai 1849), allein die östlichen Indianer unter Jacinto Pat, verstärkt durch die südlichen Mayas von Chichanhá unter José Maria Tzuc griffen bereits im Juni desselben Jahres Bacalar wieder heftig an und konnten nur mit Mühe zurückgeschlagen werden; die Belagerung dauerte nun Jahre lang weiter und erfuhr nur dann Unterbrechungen, wenn die mexikanische Besatzung erhebliche Verstärkungen erhielt.

Erst als der General D. Rómulo Diaz de la Vega das Commando in Yucatan übernommen hatte, wurde der Krieg von Seiten der Mexikaner mit größerer Energie geführt. Der genannte General marschirte über Chansantacruz, die »heilige Stadt« der östlichen Indianer, nach Bacalar, wo er am 1. März 1852 ankam. Die südlichen Indianer, welchen die Mexikaner eine Niederlage beigebracht hatten, boten nun den Yucatecos Friedensunterhandlungen an, worauf die östlichen Mayas sich erboft gegen sie wandten, unvermuthet deren Hauptort Chichanhá angriffen und denselben fast vollständig zerstörten. Diaz de la Vega überrumpelte aber bald darauf den (inzwischen befestigten) Hauptort der östlichen Indianer Chansantacruz (Juli 1852), wobei der gefürchtete Häuptling Venancio Pec und sein Adjutant Juan Bautista Yam fielen. Einen nachhaltigen Erfolg vermochten die Mexikaner aber nicht gegen die östlichen Mayas zu erringen und im Jahre 1858 verloren sie an dieselben endgültig Bacalar, welches gegenwärtig einen Hauptstützpunkt und Waffenplatz dieser Indianer bildet. Im Jahre 1871*) machten die Mexikaner abermals einen bewaffneten Einfall ins Gebiet der östlichen Stämme, eroberten wiederum deren Hauptort Chansantacruz, hatten aber auch diesmal nicht den geringsten nachhaltigen Erfolg, da die Indianer nach dem Abzuge der mexikanischen Truppen ruhig wieder in ihre ehemaligen Wohnsitze einrückten und heutzutage wieder dieselben Gebiete inne haben, wie ehemals.

*) Vergl. A. Woeikof, Reise durch Yucatan und die südöstlichen Provinzen von Mexiko in Petermann's Mittheilungen, 1879, Bd. 25, S. 203.

Sie unternehmen von Zeit zu Zeit Raubzüge nach dem mexikanischen Gebiete von Yucatan oder auch nach den Gebieten der südlichen Stämme; alle großen Gesichtspunkte aber hat ihre Kriegführung nunmehr verloren und scheint nur noch auf gelegentliche Erlangung reicher Beute gerichtet zu sein.

Während demnach die östlichen Stämme seit dem Jahre 1847 ununterbrochen auf Kriegsfuß mit der mexikanischen Regierung stehen, schlossen die Häupter der südlichen Stämme (José Maria Tzuc, Andres Tzima und Juan José Cal) mit den mexikanischen Bevollmächtigten (Dr. Canton, Oberst Lopez und P. Peralta) bereits im Jahre 1853 unter Vermittelung des englischen Superintendenten Ph. Ed. Woodhouse in Belize Frieden, dessen Bestimmungen in spanischer und in Maya-Sprache niedergeschrieben wurden. Es ist mir leider nicht möglich gewesen, Einblick in diese Friedensbedingungen zu gewinnen; die tatsächlich herrschenden Verhältnisse deuten darauf hin, daß den Indianern volle Unabhängigkeit in ihren inneren Angelegenheiten (Verwaltung, Rechtspflege u. f. w.) gewährleistet wurde, während sie formell die Oberhoheit Mexikos anerkannten und ihre Kaziken von der mexikanischen Regierung (bezw. dem Gobernador des Staates Campeche) bestätigt werden müssen.

Die südlichen Stämme sind in zwei gefonderte Staaten gespalten, deren Hauptorte zur Zeit Ixkanhá im mittleren Yucatan und Icaiché im südlichen Yucatan sind; beide Staaten haben ihren Frieden mit Mexiko im Allgemeinen getreu gehalten; nur im Jahre 1869 mußten mexikanische Truppen im Gebiete von Ixkanhá einrücken, um eine Ruhestörung der dortigen Indianer unter General Arana, dem Bruder des jetzt regierenden Generals Eugenio Arana, zu unterdrücken. Dagegen hatten beide Staaten gelegentliche Einfälle der seit dem Friedensschluß von 1853 feindselig gesinnten östlichen Mayas abzuwehren, und dienten so gewissermaßen als Bollwerk und Vorposten für den unter mexikanischer Verwaltung stehenden Theil des Staates Campeche.

Bei den Icaiché-Indianern, welche nach der Zerstörung von Chichanhá sich weiter nach Süden zurückgezogen hatten, wollte der einmal erregte kriegerische Sinn nicht mehr zur Ruhe kommen und machte sich in zahlreichen Einfällen nach dem Gebiete von Britisch-Honduras Luft, wobei die Indianer einmal bis in die

Nähe der Stadt Belize vordrangen*). Im Jahre 1868 besetzten die Icaiché-Indianer unter ihren Führern Marcos Canul und Rafael Chan die Stadt Corosal, zogen sich aber aus Furcht vor den Santacruz-Indianern wieder zurück, und im Jahre 1872 griff der kriegerische General Marcos Canul die Stadt Orange Walk an, wurde aber bei der Belagerung von einem Schweizer Namens Oswald tödtlich verwundet, worauf die Indianer sich zurückzogen. Die britische Regierung erhob nun Beschwerde bei der mexikanischen wegen der wiederholten Indianereinfälle, und als die Mexikaner erklärten, die Icaiché-Indianer ständen nicht unter mexikanischer Verwaltung, sondern wären ein unabhängiger Stamm, wiesen die Engländer darauf hin, daß die Führer der Indianer mexikanische »Generäle« wären. Die Reclamation verlief übrigens im Sande, da die Icaiché-Indianer nach Canul's Tod keine Einfälle mehr in britisches Gebiet unternahmen, weder unter Rafael Chan (Canul's Nachfolger), noch unter dem trefflichen Santiago Pech, noch unter dem jetzt regierenden General Gabriel Tamay. In der Gegenwart sind freilich irgend welche große kriegerische Unternehmungen seitens der Icaiché-Indianer geradezu undenkbar, denn ihre Zahl ist durch Krieg, Brannntwein und Seuchen immer mehr zurückgegangen, und im Jahre 1892 hat eine heftige Pocken- und Keuchhuftenepidemie ungefähr die Hälfte der damaligen Bevölkerung hinweggerafft, so daß man jetzt die Gesamtbevölkerung des einst gefürchteten, unabhängigen Indianerstaates nur noch auf etwa 500 Seelen schätzen kann. Trotzdem sind in Icaiché in einer besonderen, als Cuartel (»Caserne«) bezeichneten Hütte stets ein paar Indianer als Wachen aufgestellt, und in dem Hause, in welchem ich während meines Aufenthaltes daselbst wohnte, hingen fünf schussfertige Repetirgewehre an dem Querbalken des Dachstuhles, ein Zeichen, daß die Icaiché-Indianer immer auf der Hut sind vor den Santacruz-Indianern, welche in der That noch vor Kurzem (während der Regierung des Generals Tamay) einen vergeblichen Angriff auf das Dorf unternommen hatten.

In Ixkanhá sind etwas mehr Soldaten unter dem Befehle

*) Vergl. über diese Indianereinfälle: A. R. Gibbs, »British-Honduras«, London 1883.

eines »Capitäns« Tag und Nacht in der Caferne auf Wache und obwohl sie ebenso wenig eine Uniform tragen als die Indianer von Icaiché, so nähern sie sich doch durch den Gebrauch von Trommel- und Trompetensignalen und dergleichen Dinge etwas mehr dem disciplinirtem Militär. Im Gebiete von Ixkanhá ist die Bevölkerung gegen früher gleichfalls zurückgegangen (namentlich durch Pockenepidemien und wegen gänzlichen Mangels an guter ärztlicher Hülfe), und vor einigen Jahren hat der General Eugenio Arana das ansehnliche Dorf Chunchintok an den Staat Campeche abgetreten. Trotzdem mag die Einwohnerzahl des unabhängigen Gebietes von Ixkanhá etwa 8000 betragen.

Die Bevölkerung des Santacruzgebietes wurde bei Beginn des Aufstandes auf etwa 40 000 Menschen angegeben; seitdem ist sie aber gleichfalls stark zusammengeschmolzen und wird von Kennern des Landes auf etwa 10 000 bis 15 000 Seelen geschätzt. Es scheint überhaupt, als ob gerade die Waldgebiete der Halbinsel (östliches und südliches Yucatan) immer mehr der Entvölkerung entgegengingen; es ist jedoch allerdings wahrscheinlich, daß diese Gebiete schon vor der Conquista schwächer bevölkert waren, als die trockenen und gefunderen Gegenden im westlichen und nördlichen Yucatan. Die Bevölkerung von Chansantacruz ist hauptsächlich auf den Gebietsstreifen zwischen der Bacalarlagune und der Ascensionsbucht beschränkt, denn die langdauernden erbitterten Kriegszüge haben eine immer stärker werdende Bevölkerungsconcentration der östlichen Indianer sowohl als auch ihrer Feinde zur Folge gehabt, wodurch zwischen beiden Parteien unbewohnte Landstreifen entstanden, in denen bei der ziemlich üppigen Waldvegetation die einst vorhandenen Wege rasch verwachsen und ungangbar wurden. Wenn auch einzelne Indianer diese verwachsenen Wege zur Noth noch benutzen können, so müssen doch die Santacruz-Indianer für ihre gröfseren Einfälle immer aufs Neue Wege öffnen, was den Bewohnern der betreffenden Gebiete im Voraus zur Warnung dienen kann.

Das Gebiet von Santacruz ist in vier Provinzen getheilt, an deren Spitze je ein »General« steht, während ein fünfter General die Oberaufsicht über das ganze Land hat. Ausgezeichnet ist der militärische Wachdienst organisirt und durch Pulverexplosions-Signale wird die Kunde von feindlichen Einfällen

ungemein rasch durchs ganze Land bekannt gemacht. (Mittheilung von Mr. Strange.)

Der Culturzustand der unabhängigen Mayas ist ein niedriger. Schulbildung giebt es nirgends, und wenn auch für Ixkanhá, das wegen der gröfseren Nähe wohl auch in etwas strengerer Abhängigkeit von Campeche ist, als Icaiché, im Staatsbudget von Campeche eine Schulstelle vorgesehen ist, so ist damit noch nichts gewonnen, da sich niemals ein Bewerber dafür findet. Maya ist die ausschliessliche Verkehrssprache und in jedem der drei unabhängigen Gebiete ist der Schreiber, welcher von dem General als Secretär und Dolmetscher angestellt ist, der einzige Mann im Staate, welcher gut Spanisch spricht und ausserdem etwas lesen und schreiben kann. In selbstsorglicher Hinsicht sind die Mayas von Santacruz auf Corosal, diejenigen von Icaiché auf Orange Walk, die von Ixkanhá auf die benachbarten campechanischen Dörfer angewiesen. In Ixkanhá sah ich allerdings, dafs in der Kirche ein glattrasirter Indianer, der sich freilich sonst in nichts von seinen Stammesgenossen unterschied, Morgens und Abends in Mayasprache Gottesdienst abhielt, wobei viel gesungen wurde; ein richtiger Priester war er aber offenbar nicht.

Die öffentlichen und privaten Gebäude der unabhängigen Mayas sind ausschliesslich Holzhütten mit Strohdach, wie sie auch anderwärts unter der indianischen Bevölkerung der Halbinsel gebräuchlich sind. Die Luftziegel- oder Steinhäuser, welche vor dem Aufstand vorhanden gewesen waren, sind zerstört oder zerfallen, und in Santa Clara Icaiché z. B. erinnern nur noch die zahlreichen Grundmauern und Keller an deren ehemaliges Vorhandensein.

Kleidung, Lebensweise und Beschäftigung der unabhängigen Mayas sind sehr einfach, und der General unterscheidet sich in dieser Hinsicht durch Nichts von seinen Unterthanen; es wäre denn etwa zu erwähnen, dafs derselbe sich, seinem gröfseren Reichthume entsprechend, Reitpferde hält.

In der Kleidung weichen die unabhängigen Indianer kaum von den übrigen Mayas ab: die Frauen tragen einen weissen Baumwollrock und ein weisses, bis zu den Knien reichendes Guipil von gleichem Stoffe, welches manchmal am unteren Rande und um den Halsauschnitt mit rothen Stickereien verziert ist;

die Haare sind in einem Knoten am Hinterkopfe zusammen genommen; große goldene Ohrringe sind ihr Schmuck, während die anderwärts unter den Indianerinnen so beliebten Halsketten hier feltener getragen werden. Die Männer tragen weisse baumwollene Hosen und Hemden, Sandalen, welche mit Schnüren am Fusse befestigt werden, und Strohhut. Die Indianer bauen die wichtigsten Nahrungs-, Genuß- und Gespinnstpflanzen selbst, züchten Vieh, Schweine, Hühner, spinnen und weben ihre Kleider selbst, flechten ihre Strohhüte und Hängematten u. s. w., so daß sie nur verhältnißmäßig wenig Dinge (wie Waffen, Munition, Salz, Schmuckfachen und dergleichen) einführen müssen. Bei den Indianern von Icaiché und Santacruz, welche in Urwaldgebieten wohnen, ist das Ergebniss der Jagd von großer Bedeutung für den Haushalt; für die Ixkanhá-Mayas, welche im Gebiete der trockenen Strauchsteppen wohnen und nur im Süden und Osten an das zusammenhängende Urwaldgebiet angrenzen, ist die Jagd von geringerer Wichtigkeit.

Im Gebiete von Chansantacruz haben sich etliche Engländer, im Gebiete von Icaiché etliche Engländer und Yucatecos niedergelassen, um Mahagoni- und Blauholz zu schlagen; dieselben bezahlen für jede Tonne Nutzholz, welche sie ausführen, eine bestimmte Abgabe an den General des Gebietes, wovon dieser die öffentlichen Ausgaben (so Ankauf von Waffen und Munition, Gehalt des Schreibers) bezahlt; der etwaige Ueberschuß scheint dem General zu gehören. Steuern oder Zölle giebt es nicht. Da das Ixkanhá-Gebiet nirgends ans Meer oder an schiffbare Flüsse angrenzt, und da auch keine Fahrstraßen das Gebiet durchschneiden, so wird das in ansehnlicher Menge vorhandene Blauholz nicht verwerthet; dagegen sammelt die Bevölkerung ziemlich viel Chicle (Kaugummi), eine Art Kautschuk, welche vom Milchsaft der Chicofapotes gewonnen wird. Woraus die Staatseinkünfte von Ixkanhá bestehen, ist mir unbekannt.

Die Santacruz-Indianer stehen hauptsächlich mit Corosal, die Mayas von Icaiché mit Orange Walk in Handelsverbindung, während die Ixkanháleute hauptsächlich mit Campeche in Verkehr stehen; vor Kurzem hat allerdings der General Arana einen directen Reitweg von Ixkanhá über Chichanhá nach St. Cruz am Rio Hondo und nach Orange Walk aufschlagen lassen, um

den directen Handel mit der britischen Colonie und den einst lebhaften Transitverkehr von dort nach Campeche neu zu beleben; da aber dieser Weg nahe am Gebiete der Santacruz-Indianer vorbeiführt und daher die Gefahr der Beraubung der Handelskarawanen naheliegt, da ferner die meisten Einfuhrwaaren gegenwärtig in Britisch-Honduras nicht mehr wesentlich billiger sind als in Campeche, so ist ein starker Verkehr auf dieser Straße nicht zu erwarten.

Die Handelsbeziehungen sind von entscheidendem Einflusse auf das Geldwesen der unabhängigen Maya-Staaten: da in Britisch-Honduras bis 1895 *) meist guatemalteakisches Kleingeld, sowie chilenische und peruanische Silberdollars im Umlaufe waren, so sind diese Münzen auch im Santacruz- und Icaichégebiete vorherrschend. Im Ixkanhágebiete dagegen ist nur mexikanisches Geld im Umlaufe; als aber vor einer Reihe von Jahren in der Republik Mexiko die alten Scheidemünzen abgeschafft und neue mit decimaler Eintheilung eingeführt wurden, schlossen sich die Ixkanhá-Indianer der Neuerung nicht an, sondern ließen die seither im mexikanischen Gebiete längst außer Cours gesetzten mexikanischen und altspanischen Medios und Reales**) im Umlaufe.

Das Amt des Kaziken ist nicht in einer bestimmten Familie erblich, vielmehr rückt die nächst niedrige militärische Charge, der Kommandant, beim Tode des Generals in dessen Stelle ein, während gleichzeitig der älteste Capitän zum Commandanten befördert wird u. s. w. Während der Abwesenheit des Generals ist der Commandant sein Stellvertreter. Die wichtigsten Befugnisse des Generals sind der Oberbefehl im Kriege und das Richteramt, weshalb die Kaziken von Ixkanhá und Icaiché bei ihrer Bestätigung im Amte vom Gobernador von Campeche der Form wegen die officiële Ernennung zum Jefe político und Comandante de armas, sowie zum Richter erhalten. Beide Generäle führen einen Stempel, welcher neben dem mexikanischen Adler die Inschrift »Pacíficos del Sur« zeigt, entsprechend der in Yucatan

*) Gegenwärtig herrscht in Britisch-Honduras Goldwährung; mit den Yucatan-Indianern führen die englischen Kaufleute aber Silberwährung weiter.

**) Dieselben alten mexikanischen und spanischen Münzen findet man auch noch in S. Salvador und Honduras im Umlauf.

üblichen Eintheilung der unabhängigen Mayas in »Indios sublevados pacíficos« (die »friedlichen Aufständischen« von Ixkanhá und Icaiché) und in »Indios sublevados bravos« (die »bösen Aufständischen« von Chansantacruz«).

Der General scheint für seine Handlungen, soweit dieselben nicht gerade Kriegswesen und Richteramt betreffen, in gewissem Sinne der Volksversammlung verantwortlich zu sein, wie ich aus einigen Bemerkungen des Schreibers von Icaiché schliessen zu dürfen glaube. Ich selbst mußte in Icaiché, nachdem mir der General Tamay bereits die Erlaubniß zum Durchwandern seines Gebietes gegeben hatte, eine Abschrift des Circulars zurücklassen, welches mir das Ministerium des Innern für die Behörden der Republik ausgestellt hatte, damit der General auf Grund dieses Schreibens sein Vorgehen vor seinen Mitbürgern rechtfertigen könne, welche auf den Tag nach meiner Abreise (1. März 1894) zu einer allgemeinen Volksversammlung zusammenberufen worden waren. Wäre ich nicht als Beamter der mexikanischen Regierung nach Icaiché gekommen, so wäre mir höchst wahrscheinlich der Durchzug durch dieses Gebiet verboten worden.

Der höchste General der Santacruz-Indianer hat, wie ich aus meinen Erkundigungen entnehme, dieselben Befugnisse, wie die Chefs der Ixkanhá- und Icaiché-Indianer. Ueberhaupt sind die Verhältnisse in den drei unabhängigen Mayastaaten fast durchweg gleichartig.

Unter den unabhängigen Mayas herrscht allgemeine Wehrpflicht; jeder waffenfähige Mann ist zum Kriegsdienst verpflichtet und wird zum Wachdienst herangezogen. Die Bewaffnung ist sehr ungleichförmig: neben modernen gezogenen Repetirgewehren sieht man schwere alterthümliche Vorderlader. Im Allgemeinen gelten die unabhängigen Mayas als gute Schützen und muthige, schlagfertige, in Kriege listen gewandte Soldaten. Die Mayas, welche mit mir als Führer durchs Innere von Yucatan gingen, trugen ihre Schrotflinten stets geladen mit aufgesetztem Zündhütchen und gespanntem Hahn auf der Schulter und brachten das Wild, das wir unterwegs trafen, gewöhnlich in kürzester Frist zur Strecke.

Die Rechtspflege ist rasch und summarisch, aber sie wird, wie ich glaube, sehr gewissenhaft geübt, in wohlthuendem Gegen-

fatze zu dem schleppenden, unsicheren Rechtswege in den mexikanischen Gerichten. Der Angeklagte wird entweder freigesprochen, oder geprügelt, oder — in schweren Fällen, wozu, wie man mich versicherte, auch Nothzucht gerechnet wird — erschossen; Gefängnisse und Gefängnisstrafen giebt es nicht.

Die bestehenden Vorschriften werden streng eingehalten und ich habe selbst einmal eine kleine Probe davon und von dem folgerichtigen, wenn auch etwas kleinlichen Urtheil der Behörden miterlebt: Ich hatte in Icaiché drei Mayas als Führer und Dolmetscher gewonnen und vor dem Schreiber von Icaiché einen rechtsgültigen Contract mit denselben abgeschlossen, wonach sie mich bis nach Ixkanhá zu begleiten hatten, die Hälfte des ausbedungenen Lohnes im Voraus bekamen und die andere in Ixkanhá bekommen sollten. Als wir Ixkanhá erreicht hatten, schlugen mir die drei Icaichéleute freiwillig vor, sie wollten mich gegen eine gewisse Summe noch weiter bis zur Eisenbahnstation begleiten, wo ich ihnen dann den gesammten Lohn auf einmal ausbezahlen sollte. Ich war damit einverstanden. Nun aber besteht in Icaiché und Ixkanhá Pafszwang für die dortigen Indianer, und daher durften meine Icaichéleute nicht ohne besondere Erlaubnifs der Ixkanhábehörden weiter reisen. Da der General Arana abwesend war, mußten meine Führer mit dem Commandanten verhandeln, wobei der erwähnte Contract ihnen als Legitimation diente. Nach einer Weile wurde auch ich gerufen und der Commandant liefs mir durch seinen Dolmetscher sagen, daß ich den Contract nicht erfüllt hätte, da die Icaichéleute noch nicht bezahlt wären, und obgleich diese selbst es gar nicht wollten, beeilte ich mich nunmehr, sie auszubezahlen, wobei der Commandant aufmerksam zusah; dann fuhr er fort, daß nun ein neuer Contract abgeschlossen werden dürfe; er besprach sich mit den Icaiché-Indianern, liefs mir durch seinen Dolmetscher deren Bedingungen mittheilen und als ich mich damit einverstanden erklärte, wurde der Schreiber beauftragt, den Contract aufzusetzen und »im Namen des Generals Arana« zu zeichnen, worauf die Icaiché-Indianer nach etwa einstündiger Verhandlung Erlaubnifs erhielten, mich auch fernerhin zu begleiten. Obgleich der ganze Vorfall ohne irgend welche Bedeutung war, so freute es mich doch, zu beobachten, wie der Commandant sich bemühte,

die Indianer, die ihrerseits nicht das geringste Mißtrauen gegen mich hegten, gegen etwaige Uebervorthellung zu schützen und wie ruhig und sachlich er die ganze Verhandlung führte. Das Mißtrauen gegen Fremde ist sehr wohl erklärlich, wenn man weiß, wie häufig die Indianer von der Mischlingsbevölkerung übervorthelt und um den ausbedungenen Lohn betrogen werden.

Was den Charakter der unabhängigen Mayas betrifft, so kann ich nach meinen Erfahrungen fast nur Gutes berichten. Da ich aus Britisch-Honduras kam, wo die faule Neger- und Mischlingsbevölkerung, durch die freiheitlichen Gesetze verwöhnt, sich oft nur schwer zur Erfüllung eingegangener Verpflichtungen entschließt, so fiel mir namentlich die Zuverlässigkeit dieser Mayas auf, die Pünktlichkeit, mit welcher sie ihr einmal gegebenes Versprechen einlösten, die Treue, welche sie mir auf der Reise bewiesen. Freigebig theilten meine Mayaführer ihre Jagdbeute mit mir und meinen aus Guatemala mitgebrachten Trägern; überall, auch in der einsamsten Hütte, fanden wir gastliche Aufnahme. Ihr Familienleben verlief überall, wo ich es beobachten konnte, friedlich und ruhig, und wenn die Mayas auch etwas verschlossen und stiller sind, als die Stämme von Guatemala und Chiapas, so sind sie doch keineswegs finsterner Gemüthsart, sondern einem harmlosen Scherz sehr wohl zugänglich. Man sagt den Mayas manchmal nach, daß sie in wichtigeren Dingen zwar ehrlich seien, Kleinigkeiten aber gern entwendeten; mir selbst aber ist auf meinen Reisen in Mayagebieten niemals auch nur die geringste Kleinigkeit gestohlen worden. Ein allgemein verbreitetes Laster ist dagegen die Trunksucht, und wenn man den Mayas den Vorwurf der Grausamkeit macht, so erscheint mir derselbe um so mehr glaubhaft, als nach meinen Beobachtungen ein gewisser Zug der Grausamkeit selbst den sanftmüthigsten mittelamerikanischen Indianern eigen ist. Die blutdürstige Grausamkeit und die kriegerische Schlagfertigkeit, welche namentlich die Santacruz-Indianer auf ihren Zügen bethätigten, haben ihren Namen ungemein gefürchtet gemacht und die vielgegläubte Sage von ihrer großen Volkszahl und ihren unüberwindlichen Heeren erzeugt.

Dies Gerücht und der geringe commercielle Verkehr der unabhängigen Mayas tragen wohl zum größten Theile die Schuld daran, daß so selten wissenschaftlich gebildete Reisende nach

jenen Gegenden kommen, und dafs deshalb die Topographie und die eigenthümlichen politischen Verhältnisse jener Gebiete so wenig bekannt sind. In Chansantacruz, der Hauptstadt der östlichen Mayas, ist der Ingenieur Miller, dessen Reisebericht (in Proc. R. Geogr. Soc. 1889) mir leider nicht zugänglich ist, als erster Europäer (seit dem Aufstande im Jahre 1847) gewesen, und gegen Ende des Jahres 1893 kamen abermals durch dasselbe, zur Zeit fast entvölkerte Dorf zwei Engländer (Mr. Strange und Mr. Bradley), als sie den Chef dieses Stammes in seinem Wohnsitze, dem benachbarten Chanquec, auffuchten*).

*) Die beiden Engländer waren als Gesandtschaft dorthin gegangen, um die durch jüngst eingetroffene politische Nachrichten aufgeregten Santacruz-Indianer zu beruhigen. Die britische Regierung hatte nämlich mit der mexikanischen am 8. Juli 1893 einen Grenzregulierungsvertrag abgeschlossen, worin sich England unter Anderem verpflichtete, den Verkauf von Waffen und Munition an die unabhängigen Mayas zu verbieten. Diese Bestimmung erregte unter den Santacruz-Indianern so böses Blut, dafs man ernstlich einen Einfall derselben in Corofal befürchtete. Da übrigens ein grofser Theil des mexikanischen Volkes die nördlichen Gebiete von Britisch-Honduras, sowie Belize selbst, als mexikanisches Eigenthum beansprucht und deshalb den Grenzvertrag verurtheilte, so hat der mexikanische Senat, der öffentlichen Meinung Rechnung tragend, nunmehr die Ratification des Vertrages verweigert.

Die Lacandonen.

Von allen Indianerstämmen des nördlichen Mittelamerika sind die »Lacandonen« *) oder »Cariben« die einzigen, welche in religiöser und cultureller Hinsicht sich vollständig ablehnend gegen den europäischen Einfluß verhalten haben, und auch ihre politische Unabhängigkeit bis zum heutigen Tage wahrten. Freilich haben sich die wenigen noch vorhandenen Reste der Lacandonen nicht zu politischen Einheiten, ähnlich den unabhängigen Indianerstaaten Yucatans, zusammengeschlossen, vielmehr leben die einzelnen Tribus des Stammes getrennt und weit zerstreut in den Urwäldern, ohne irgendwie sich bemerklich zu machen, denn sie sind friedlich und scheu, und können schon wegen ihrer außerordentlich geringen Volkszahl nicht hervortreten. Zudem sind sie in einem, wie es scheint, jähen Aussterbungsproceß begriffen und in der ganzen gegenwärtigen Provinz Petén giebt man die Zahl der noch lebenden Lacandonen auf etwa fünfzehn an (die Mehrzahl derselben ist zur Zeit am Akté, südlich vom See Yzan, angesiedelt, die »Ukes«); dazu kommen wahrscheinlich noch einige wenige in der nördlichen Alta Verapaz (vier Leguas nördlich von Secacao am Chajmayic); in dem Gebiete zwischen Lacantun und Chixoy wohnen (am Lacantun selbst und am See Oaxaca) vielleicht zehn Individuen; eine etwas größere Ansiedelung befindet sich am See Pet Ha und benachbarten Seen in Chiapas (die

*) Der Name leitet sich ab vom Lacantun, dem westlichen Quellflusse des Ufumacinta; die Indianer der Verapaz nennen aber den Chixoy, den mittleren Quellfluß desselben Stromes, Lacantun.

»Garcias«, welche sechzehn Köpfe zählen sollen), ebenso am oberen Rio S. Cruz in Chiapas (die »Cobojes«), während die »Sises« wahrscheinlich in der Nähe des oberen Lacanjá wohnen. Die Lacandonen, welche man vor Jahren an der Mündung des Santo Domingo in den Jataté traf, haben sich von dort verzogen, ebenso diejenigen, welche man vor einigen Jahren an dem See traf, welchen der Mittellauf des Lacanjá bildet, und in gleicher Weise sind auch die meisten Lacandonen fortgezogen, welche man im Jahre 1893 bei Eröffnung eines Weges vom Rio Chacamás zum Rio Cendales antraf. Unter den letztgenannten befanden sich auch »Rayados«, d. h. Leute, deren Gesichter durch Narben verziert sind (tätowirt?). Da diejenigen Gebiete von Chiapas, in welche selbst die kühnen Holzfäller noch nicht eingedrungen sind, keine große Ausdehnung mehr besitzen, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß nicht mehr sehr viele Lacandonenansiedelungen unbekannt sein werden, und daß es überhaupt gegenwärtig nur noch sehr wenige Lacandonen giebt; wenn man ihre Zahl auf zwei bis drei Hundert Seelen schätzt, so wird man wohl der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Auch in der Conquista-Zeit ist ihre Zahl schon ziemlich beschränkt gewesen, und auch damals waren sie schon wenig fesshaft, wie man aus den Nachrichten älterer Schriftsteller entnimmt, und aus der Verpflegungsschwierigkeit für die Truppen und der steten Veränderung der Lacandonenwohnsitze erklärt es sich auch in erster Linie, weshalb das in den unzugänglichen Urwäldern haufende Volk niemals unter die Botmäßigkeit der Spanier gekommen ist.

Alle noch lebenden Lacandonen sprechen, soweit bekannt ist, die Mayasprache, und man kann daher den früher gemachten Unterschied zwischen Maya redenden östlichen und Chol redenden westlichen Lacandonen fallen lassen, denn die letzteren scheinen bereits vollständig ausgestorben zu sein. Man erzählte mir allerdings in dem Choldorfe S. Domingo Palenque, daß noch vor wenigen Jahrzehnten Chol redende Cariben an den Rio Chacamás zum Tauschhandel gekommen seien; seit langer Zeit hat man aber nichts mehr von ihnen gehört noch gesehen.

Das Hauptinteresse flößt uns der gegenwärtige Culturzustand der Lacandonen ein, da sie zum großen Theil noch auf der

Stufe des Steinzeitalters stehen. Freilich sind in den letzten Jahrzehnten allenthalben bereits Buschmesser und Aexte durch Tauschverkehr in ihren Besitz gekommen, allein sie machen noch immer einen sehr beschränkten Gebrauch davon, und die drei Lacandonen, welche ich im östlichen Chiapas jagend angetroffen habe, trugen keine Buschmesser bei sich, sondern gingen, nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, ohne Weg und Steg, durch den dichten Urwald. Mit Bewunderung denke ich hier des ungemein scharfen Ortsinnes dieser Wilden, welcher sie durch all das Wirrfal eines tropischen Urwaldes sicher zum gewünschten Ziele führt, während ein europäischer Reisender nur mit Mühe mit Hülfe des Compasses seinen Weg finden und mit Buschmesser und Axt gangbar machen könnte.

Es ist übrigens vom ethnologischen Standpunkte aus sehr zu bedauern, daß eiserne Werkzeuge bereits Eingang bei den Lacandonen gefunden haben, denn sonst hätte man von ihnen vielleicht Auskunft darüber bekommen können, wie es die alten Indianer vor Ankunft der Spanier zu Wege brachten, mächtige Bäume zu fällen und mitten im Urwalde Maisfelder zu bearbeiten, da ihnen doch, wie es scheint, metallene Aexte fehlten. Im Zapoteken-Gebiete allerdings findet man häufig Kupferäxte, und es steht durch Berichte der spanischen Schriftsteller fest, daß auch an der hondurenischen und yucatekischen Küste metallene Aexte bekannt waren. Im Petén oder im Innern von Chiapas und Guatemala sind dagegen meines Wissens noch niemals Kupferäxte (bei Ausgrabungen oder anderweitig) aufgefunden worden, und in San Salvador sah ich ein einziges derartiges Werkzeug, welches aus den Ruinen von Cuscatlan stammt. Erfahrene Kenner der Indianer vermuthen, daß sie seiner Zeit durch Feuer die Bäume gefällt haben, indem sie mit ihren Steinäxten die Rinde ringsum durchhieben und so die Bäume zum Vertrocknen brachten. Die Sitten der Lacandonen werfen, wie schon gesagt, kein Licht auf diese Frage, schon aus dem Grunde nicht, weil sie eigentlich kein Ackerbauvolk mehr sind, sondern ihr Leben vorzugsweise von Jagd und Fischfang fristen. Nur an solchen Stellen, wo Windbruch kleine Lichtungen im Urwalde geschlagen hat, pflanzen sie Mais und Bohnen, nachdem sie die verdorrten Bäume durch Feuer zerstört haben, oder auch an Niederungen,

die während der Regenzeit überschwemmt sind und deshalb keine Bäume, sondern nur Schilfgräser oder Bambusen tragen.

Zur Jagd verwenden die Lacandonen noch immer Bogen und Pfeile, letztere mit Feuersteinspitzen, welche sie mittelst eines Hornmeißels spalten. Ich selbst habe nicht Gelegenheit gehabt, das Verfertigen von Pfeilspitzen mit anzusehen; dagegen sah ich am See Pet Ha in Chiapas zu, wie ein Lacandone abgebrochene Pfeilspitzen wieder schärfte: er rifs mit der unteren Kante eines starken Messers Splitterchen um Splitterchen von der Pfeilspitze weg, die er fest in der Hand hielt, und nach kaum einer Minute war aus dem abgebrochenen Trumm eine kleine scharfe Pfeilspitze geworden; ich kaufte jenem Lacandonen seinen ganzen Vorrath an Pfeilen nebst einem Bogen ab und besitze damit zwei Pfeilspitzen, deren Schärfung ich selbst mit angesehen habe. Was ich an Bogen und Pfeilen aus dem Petén sammeln konnte, habe ich dem Museum für Völkerkunde in Berlin geschenkt, wohin ich auch Kleidungs- und Schmuckgegenstände und dergleichen Dinge der Lacandonen gegeben habe, damit diese Zeugnisse des Culturzustandes eines aussterbenden, zum Naturvolk herabgefunkenen Stammes an einem allgemein zugänglichen Orte aufbewahrt werden.

Die Lacandonen verwenden verschiedenartige Pfeile für die verschiedenen Thiere: Pfeile mit Holzknöpfen für Vögel, Pfeile mit Holzspitze für Fische, Pfeile mit Feuersteinspitze und Widerhaken bewehrtem Holzschafte für Affen (welche sonst die Pfeile aus der Wunde ziehen würden), Pfeile mit Feuersteinspitzen und glattem Holzschafte für die anderen Thiere. Die Pfeile bestehen gewöhnlich aus einer Spitze (meist Feuerstein, selten auch Spiegelglas, das die Lacandonen an Stätten alter Holzfällereien gefunden haben mögen), einem Holzschafte und einem leichten Rohrstabe, an dessen hinterem Ende zwei Federn angebracht sind; die einzelnen Theile sind mit Schnüren zusammengebunden; die Pfeilspitzen werden aber verhältnißmäfsig leicht lose und gehen dann oft verloren. So traf ich in einem Bivouac am Espejo (zwischen Tenosique und dem Paso del Macho des Chicolja) mit einem alten Lacandonen zusammen, der einen Affen und ein Hoccohuhn am Feuer dörkte, dessen Pfeile aber sämmtlich blutbefleckt und ohne Spitzen waren. Der Mann hatte ein Wildschwein ange-

schoffen und später die Pfeile wieder gesammelt, welche das fliehende Thier an den Bäumen und Büschen abstreifte. Für den Schildkrötenfang benutzen die Leute von Pet Ha bereits Harpunen mit eiserner Spitze; auch sah ich viele Schildkröteneier in ihrem Hause und hörte, daß solche mit Vorliebe gesammelt und verzehrt werden. Cacao, Wachs und Honig suchen sie im Walde und benutzen es als Tauschobjecte, wenn sie Salz und andere Dinge erhandeln wollen. Ihre Ruderboote bieten nichts Auffälliges dar und die Lacandonen von Izan benutzen auch bereits dieselben langen Ruder, wie die Holzfäller des Petén; die Garcias am Pet Ha-See dagegen haben kurze Ruder mit ovalem Ruderblatt, welche man in hockender Stellung führt, genau so, wie der Gott Itzamná im Dresdener Codex^{*)} es zeigt.

Die Hausgeräthe der Lacandonen sind sehr einfach, einige Kochtöpfe, Röstteller und Schalen aus Thon von keineswegs auffallender Form, geschnitzte Holzlöffel, Maismahlsteine, welche am Pet Ha genau mit den zur Zeit in Chiapas üblichen übereinstimmen, am Izan aber eine alterthümliche Form mit drei sehr plumpen Füßen zeigte, und offenbar durch Handel aus dem weit entfernten Eruptivgebiete im Süden dorthin gelangten. Am Pet Ha beobachtete ich zudem niedrige Stühlchen mit vier Füßen, sowie leichte Körbchen mit zubindbarem Deckel, in welchen Vögel aufbewahrt wurden. Auf dem Gebälke des Daches lagen Holz- und Rohrstäbe im Rauche, damit sie, wenn sie einmal zu Pfeilen verarbeitet würden, nicht von Würmern angegriffen werden. Auch die in Mittelamerika allgemein üblichen Guacales (Holztrinkschalen) findet man hier, glatt oder mit rohen Schnitzereien versehen. Bettgestelle sah ich nirgends; Männer und Weiber schlafen in Hängematten, welche — im Gegensatz zur sonstigen Gepflogenheit in Mittelamerika — geknüpft, nicht geflochten werden; die Kinder schlafen auf bloßer Erde.

Die Kleidung der Lacandonen ist einfach; sie beschränkt sich beim Manne auf ein langes Hemd; Frauen tragen Röcke und Guipiles aus grobem Gespinnste. Spindel und Webeapparat der Lacandonen entsprechen genau denen der übrigen mittelamerikanischen Stämme. Hüte und Sandalen sind unbekannt. Während

^{*)} Reproducirt in D. G. Brinton, A primer of Mayan Hieroglyphics, p. 53.

die Männer am Izan-See die Haare kurz geschoren tragen, lassen die Garcias gleich den meisten Lacandonen ihre Haare bis über die Schulter herabfallen und zeichnen sich durch außerordentlich üppigen Haarwuchs aus. Einem jungen Lacandonen, welchen ich am Espejo im Bivouac traf, und der sich besonders über meine Brille wunderte, setzte ich eine Brille auf, und mit dieser versehen zeigte der Mann eine ganz erstaunliche Aehnlichkeit mit dem Maler Dieffenbach, wie sich derselbe in den achtziger Jahren in München zu zeigen pflegte. Die Frauen, welche ich am Pet Ha gesehen, hatten ihre Haare in einen Wulst zusammengebunden und ließen sie auf den Rücken herunterhängen; am Ende des Wulstes hatten sie ein Bündel Papageienfedern vom Guacamaya (mo) und Loro (chochó) angebracht. Als Schmuck tragen Männer und Weiber Halsketten von durchbohrten Schneckengehäusen, Knöchelchen, Muschelfstückchen, Glasperlen, Blumenkelchen *).

Die Wohnhäuser sind sehr leichte, auf vier Pfeilern ruhende Hütten, ohne Wand, vierkantig; am Pet Ha-See war an einer Hütte eine Kurzseite halbkreisförmig abgeschlossen. Die Ermita (das heidnische Heiligthum) der Ukes am Izan-See dagegen war an beiden Kurzseiten halbkreisförmig gebildet, ruhte aber gleich den anderen Mayahäusern auch auf vier im Inneren befindlichen Pfeilern; um Unberufenen den Einblick ins Heiligthum zu wehren, war das Dach bis fast zur Erde herab verlängert und liefs nur einen niedrigen Eingang frei **). In der Cariben-Ansiedelung am Pet Ha dagegen wurde mir der Zugang zur Ermita verwehrt; meine Führer aber besuchten dieselbe unbemerkt und machten mir eine Beschreibung davon, welche im Allgemeinen mit meinen früheren Erfahrungen von Izan zusammenstimmte.

Wenn man in Izan durch den niedrigen Eingang an der östlichen Langseite ins Heiligthum eintrat, sah man dem Eingange gegenüber zwei Hängebretter (Tapescos), auf welchen eine Anzahl von Thonschalen, je mit einer dem Rande aufgesetzten Gesichtsmaske ***), standen; ferner auf niedrigen Pfoften einige

*) Bei einer Frau in Izan sah ich auch einen trefflich gearbeiteten ringförmigen Stein mit Figuren.

**) Zur Stütze des Daches dienten eine Anzahl schwacher Pfeilerchen nahe der Peripherie.

***) Vergl. Dr. E. Seler, Alterthümer aus Guatemala in »Veröffentlichungen aus dem K. Museum für Völkerkunde zu Berlin«, IV. Bd., 1. Heft, 1895, S. 25.

Bretter, auf welchen Wachskerzen abgebrannt worden zu sein schienen; lange schwarze Wachskerzen hingen am Gebälke. Große und mittelgroße Thongefäße standen am Boden, ferner einige sauber gearbeitete, vierfüßige Stühlchen, auf deren einem Pfeilspitzen lagen, dann zwei Holztröge mit mannigfachen Gegenständen, Gefäße mit Copal, Stäbchen mit einer Scheibe vorn (zum Einwerfen von Räucherwerk ins Feuer?), einige Musikinstrumente. Auf den Balken lagen Bogen und Pfeile, während vor der Ermita ein Topf mit noch unbearbeiteten Feuersteinspitzen stand. Am östlichen Dache staken zwischen frischen Palmblättern Vogelfedern, besonders vom Guacamaya, und Unterkiefer und Schädel von Affen. Der Eindruck, welchen der Besucher eines solchen Heiligthums bekommt, ist ein ganz eigentlicher, und unwillkürlich schweifen die Gedanken zurück zu den Vorfahren dieser jetzt so scheuen und furchtsamen Leuten, als diese noch als ein gefürchtetes Volk die weiten Urwälder beherrschten und mit unübertrefflicher Treue am alten Glauben und an den alten Sitten festhielten. Noch immer wird dieser alte Glauben von den Lacandonen hochgehalten, noch immer hängen sie so manchen alten Gebräuchen an und mit Bedauern sieht der Ethnologe, daß es wahrscheinlich nicht gelingen wird, etwas Sicheres darüber in Erfahrung zu bringen, denn das Völkchen schmilzt zusehends zusammen — als Todesursache wird meistens »Katarrh« angegeben — und es ist nicht zu hoffen, daß sich in absehbarer Zeit, so lange es dazu nicht zu spät wird, ein Forscher der schwierigen Arbeit unterziehen wird, darüber aus dem Munde der Lacandonen selbst Klarheit zu schaffen. Es sind ja freilich viele Naturvölker auf Erden zur Zeit bereits dem Aussterben nahe, und von ihnen allen wären wohl wichtige und interessante Aufschlüsse zu erhalten; von besonderem Interesse aber müßte es doch sein, den Glauben der Lacandonen zu belauschen und ihren Gebräuchen nachzugehen, da daraus trotz der gewiß bereits stark veränderten und vereinfachten Form doch noch manches unschätzbare Licht auf die vielfach dunkle Mythologie und die merkwürdigen Gebräuche des alten Kulturvolkes der Maya fallen dürfte.

Was ich bei meinen beiden Besuchen von Lacandonenansiedelungen (1891 am Izan-See, 1894 am Pet Ha-See) davon gesehen

habe, ist nicht der Rede werth; an beiden Orten gaben sich die Leuten als freundliche, sanfte, aber scheue Geschöpfe, die jeden Versuch, über ihre Religion zu sprechen (so weit ihr sehr gebrochenes Spanisch so etwas überhaupt gestatten würde), mit großer Entschiedenheit zurückwiesen. Eine gewisse naive Neugier zeigten besonders die Frauen, und nur schüchtern sprachen sie den Getränken zu, welche ich ihnen allen vorsetzte. Bei den Lacandonen herrscht Vielweiberei; eine große Kinderzahl habe ich aber nirgends bemerkt; am See Pet Ha wohnten in den zwei Häusern, die ich besuchte, zwei junge Familien: eine Haushaltung bestand nur aus einem Manne und einer Frau, die andere aus einem Manne, zwei Frauen und einem Kinde. Die Lacandonenhaushaltung, welche ich in Izan sah, bestand aus einem Manne, zwei Frauen und mehreren Kindern; ein anderes Haus gehörte einem jungen Manne, dem wir unterwegs in seinem Nachen begegneten; ein drittes Haus stand leer und war durch einen Zaun abgesperrt: man versicherte mich, dass der Besitzer gestorben und im Innern des Hauses begraben sei; seine Geräthe bleiben unbenutzt im Hause liegen; die übrigen Insassen zogen aus und bauten eine neue Hütte. — Wenn bei den Lacandonen Frauenmangel herrscht, so begnügen sich zwei Männer auch mit einer Frau; ich habe aber diesen Fall nicht selbst beobachtet.

Bei den Lacandonen im östlichen Chiapas sollen die Leichname im Walde auf einen Holzrost in einer nur handtiefen Grube gelegt und mit Laub und Erde bestreut werden, so dass sie also den Thieren zum Fraße dienen könnten. Gewisses ist mir über diesen merkwürdigen Brauch nicht bekannt.

Die Lacandonen bemalen sich zu ihren Festen und bereiten sich aus Honig und der Rinde des Balché-Baumes ein berauschendes Getränk (Balché). Bis vor Kurzem kamen eine Anzahl Lacandonen (wahrscheinlich von Lacanjá aus) nach den Ruinen von Menché Tunamit, um ihre Feste zu feiern und ihren Göttern zu opfern, wobei sie ihre Opferschalen im Tempel zurückliessen. Genaueres über den Verlauf ihrer Feste ist aber nicht bekannt.

Die Cariben von Izan sind mittlerer Größe, von ziemlich schwächlichem Körperbau, häufig mit Tiña, einer eigenthümlichen Hautkrankheit, behaftet. Dagegen sind die Lacandonen im östlichen Chiapas ziemlich groß und stark; über ihre Körperhöhe

geben ihre Bogen einigen Aufschluß, da die Länge der Bogen fast genau der Höhe ihrer Besitzer entspricht. Die Haare sind schwarz, straff, lang; bei Männern ein sehr dünner Schnurr- und Knebelbart; Stirn breit, niedrig, Backenknochen vorstehend, Kinn schmal, Augen zuweilen ein klein wenig schief gestellt, schwarz, Nase meistens krumm, öfters typische Adlernasen. Die Lacandonen, welche ich gesehen, waren von schmutzigem Aeufseren, hatten wirres Haar und schmutzige, viel geflickte, schmucklose Gewandung.

Die Musikinstrumente, welche ich in Izan gesehen, bestanden aus einer hölzernen Rohrflöte (Flageolet), einer kleinen Trommel (oder richtiger Pauke: ein fast krugförmiges Holzbecken, mit Fell überspannt), welche, mit einem hölzernen Schlegel angeschlagen, einen paukenartigen Ton gab, und mehreren Gitarren mit zwei sich entgegengesetzten Armen; das Ganze bestand entweder aus einem Stück, oder aber war das Mittelfstück aus einer Guacalschale gebildet; ich beobachtete zwei F-Löcher, einen Steg und sechs Saiten, aus Bindfaden gedreht. Leider ist es mir nicht möglich gewesen, irgend welche musikalische Leistung der Lacandonen zu hören; es ist nicht unmöglich, daß in ihren Weisen wie auch in ihren Gebeten noch Reste ihrer alten Kunst erhalten sind, doch fürchte ich, daß wir bei dem Mißtrauen dieser armen Leute, die wie gehetztes Wild in den Wäldern haufen, nie etwas darüber erfahren werden. Am ehesten dürfte sich noch alte Art und Sitte in den Wäldern von Chiapas erhalten haben, wo mehrere Ansiedelungen aufgefunden worden sind, deren Bewohner noch niemals Weiße oder Mischlinge gesehen hatten (1893). Aber fast alle haben sich in die tieferen Wälder zurückgezogen und zumeist genügt schon das einmalige Erscheinen weißer Leute, um sie zum Verlassen der alten Wohnsitze zu bewegen. Als Holzfäller vor einigen Jahren am Lacanjá ein größeres Caribendorf gefunden hatten und wenige Tage später dahin zurückkehrten, fanden sie das Nest leer, die Geräthe aus den Häusern mitgenommen, Fruchtbäume (Bananen) und andere Nutzpflanzen (Baumwolle, Chile u. a.) aber umgeschlagen und zerstört.

Die Gebräuche und religiösen Anschauungen der Kekchi-Indianer *).

Es ist ungemein schwer, einen einigermaßen richtigen Einblick in das Denken und Fühlen eines fremden Volksstammes zu bekommen und es bedarf jahrelangen, innigen Verkehrs und fortgesetzter, ernster Beobachtung, um die Charaktereigenthümlichkeiten zu erkennen und die Handlungsweise richtig zu verstehen. Am schwierigsten aber ist es vielleicht, die religiösen Anschauungen zu ergründen, denn es läßt sich Niemand gern auf den Grund der Seele schauen, und wenn Mißtrauen und Voreingenommenheit besteht, gewiß erst recht nicht.

So habe ich denn auch Jahre lang unter den Kekchi-Indianern gelebt, habe ihre Sitten und Gebräuche beobachtet und das Vertrauen dieser etwas verschlossenen Leuten zu gewinnen gesucht — und trotz alledem ist es mir bis vor Kurzem niemals gelungen, etwas Näheres über ihre religiösen Anschauungen zu erfahren. Dem Namen wie ihrer eigenen Ansicht nach sind die Kekchi-Indianer katholische Christen, wie fast alle mittelamerikanischen Indianer, aber wenn man ihr Thun und Treiben sieht, so fällt einem bald auf, daß ein gut Stück alten Heidenthums noch in ihren Gebräuchen und Anschauungen steckt und es liegt auf der Hand, daß es von großem Interesse sein müßte, die Mischung der christlichen und heidnischen Elemente in ihrem Glaubensbekenntnisse kennen zu lernen, und von letzterem aus zugleich auf den früheren Glauben dieses Volkes zu schließen.

Anfänglich hörte ich nur von gewissen abergläubischen Anschauungen, so vom Kék**), einem bösen, nächtlich umgehen-

*) Vergl. Internationales Archiv f. Ethnographie. Bd. VIII, S. 195 bis 215.

**) Ich folge in der Schreibweise indianischer Wörter genau der Stoll'schen Orthographie (vergl. O. Stoll, »Zur Ethnographie der Republik Guatemala«, Zürich 1884.)

den, bei Tage in Gestalt einer Kuh lebenden Geiste, oder von Verhexungen der Maisfelder oder Menschen, ausgeübt von indianischen Zauberern — meist Betrügern, welche in der einträglichen Entzauberung ihr Geschäftchen machen. Der hierbei zu Tage tretende Aberglaube ist zwar manchmal recht eigenartig, aber er dürfte doch kaum vollständig wurzelecht sein.

In den Gebräuchen, welche die Kekchi-Indianer auf Reisen und bei der Jagd, beim Säen und Ernten ihrer Maisfelder, bei Beerdigungen und etlichen Festen beobachten, fiel mir zwar manches Eigenartige auf, stets aber fehlte mir die Erklärung: ich konnte den Sinn, den Zweck dieser Gebräuche nicht erfassen da ich nichts von ihren religiösen Anschauungen in Erfahrung bringen konnte.

Endlich brachte mich ein Zufall meinem Ziele näher, als ich mich einmal (1893) in der Nähe von Zapaluta (Chiapas) aufhielt. Die dortigen Indianer (Tzentalessen) hatten ein Reh geschossen und nach ihrem Hause gebracht; ehe sie dasselbe aber abhäuteten, hoben sie ihm den Kopf in die Höhe und verbrannten vor demselben ein Rauchopfer von Copal*). Ich gab meiner Verwunderung über die seltsame Sitte Ausdruck, und Sebastian Botzoc, ein Kekchi-Indianer von Campur, welcher mich auf dieser, wie vielen früheren Reisen begleitet hatte, erklärte mir, daß die Kekchi-Indianer eine ganz ähnliche Sitte befolgten, da sonst der Tzultaccá**) böse werden könnte und ihnen in der Zukunft kein Wild mehr in den Weg schicken würde. Die Zunge war ihm gelöst und er erzählte mir in der Folge Mancherlei von ihren Sitten und Gebräuchen und vom Tzultaccá.

Als ich darauf im Jahre 1894 eine halbjährige Reise nach dem Petén, nach Belize, Yucatán, Tabasco und Chiapas unternahm, begleitete mich, außer zwei jungen Kekchi-Indianern, derselbe Sebastian Botzoc, und ich hatte nun hinreichende Gelegenheit, sein Glaubensbekenntnis und seine Gebete zu belauschen.

*) Copal ist das Harz eines Baumes von niedrigem Wuchse, der in ziemlich trockenen Gebieten Mittelamerikas bis zu einer Meereshöhe von etwa 1550 m herauf gefunden wird. In der Trockenzeit gewinnt man das Harz des Copalbaumes rein (weißes Copal), in der Regenzeit vermischt man es mit anderen Harzen (schwarzes Copal).

**) »Tzultaccá« heißt wörtlich »Berg (und) Thal« oder auch »Fuß des Berges«.

Ich sage ausdrücklich, kein Glaubensbekenntnis, denn wenn schon im Allgemeinen Jedermann seine individuelle Auffassung in Glaubenssachen hat, so sind bei einem so ungleichförmig von europäischem Einflusse berührten Völkchen, wie dem der Kekchi-Indianer, die Unterschiede noch viel gröfser: Die in Coban und Umgebung wohnenden Indianer haben sich in ihren Gebräuchen und Anschauungen schon ziemlich stark den Mischlingen genähert, während die fernab, in entlegenen Gegenden wohnenden Indianer in vielen Fällen den alten Sitten treu geblieben sind und ein gut Theil Heidenthum in ihrer Seele bewahrt haben. Es scheint, als ob schon in alter Zeit — vor der Einführung des Christenthums — zwischen den Bewohnern verschiedener Landstriche, wenn auch Angehörigen eines und desselben Stammes, mannigfache Unterschiede in Sitten und Gebräuchen, in Cultus und Glaubensansichten bestanden hätten, denn es hatte schon damals in der Verapaz, wie in manchen anderen Gebieten von Mittelamerika, weitgehende politische Decentralisation geherrscht, was der Entwicklung von Sondergebräuchen und Sonderculten in verschiedenen Landschaften ohne Zweifel Vorschub geleistet hat. Ich mache deshalb auch keinen Versuch, die hauptfächlichste Göttergestalt der Kekchi-Indianer, Tzultaccá, mit irgend welcher Gottheit der Maya-Mythologie zu identificiren, sondern will kurz und bündig berichten, was mir mein Gewährsmann, in nebenfächlicheren Dingen auch andere Personen, erzählt haben.

Es ist vielleicht am besten, wenn ich den verehrten Leser einlade, mich in Gedanken auf meiner Reise zu begleiten und meinen Beobachtungen der Reihe nach zu folgen, denn ich verspreche mir von dieser Art der Darstellung den Nutzen, dafs meine Angaben weniger subjectiv gefärbt erscheinen dürften, als wenn ich ein trockenes System der Kekchi-Dogmatik vorlegen wollte.

Obgleich ich in einer Reihe von Jahren eine gewisse Uebung im Gebrauche der hier gesprochenen Indianersprache erlangt habe, so war mir doch der Umstand hinderlich, dafs meine indianischen Begleiter, die allerdings nur sehr wenig Spanisch sprachen, mit mir ausschliesslich Kekchi sprachen, wodurch mir das Verständnifs ihrer Erzählung oft erschwert wurde. Ich glaube aber nicht, dafs sich aus diesem Grunde irgendwo ein Mißverständnifs

eingeschlichen habe, bin aber andererseits überzeugt, daß mir mein Gewährsmann überhaupt keine Anschauungen und Gebete nicht mitgetheilt hätte, wenn ich nicht Kekchi sprechen und verstehen würde; denn wer zu einem solchen Indianer nicht in seiner Sprache spricht, der erringt auch nicht sein Vertrauen. Meine drei Indianer, mit denen ich innerhalb sechs Jahren alljährlich lange Reisen zusammen gemacht hatte, und die bisher stets Schweigen bewahrt hatten, vertrauten mir ihre Mittheilungen fast wie ein Geheimniß an, und als ich die unterwegs mehrfach gehörten Gebete aufzeichnen wollte, dictirte mir sie Sebastian Botzoc nur dann, wenn wir Beide ganz allein waren; nicht einmal seine beiden Gefährten durften dabei sein!

Die Gebete, welche Sebastian Botzoc zu beten pflegte, zeigen eine alterthümliche Form; auch wenn ihr Inhalt nicht heidnischer Art ist, sondern der christliche Gott angesprochen wird, werden demselben solche Attribute beigelegt, daß man sofort erkennt, daß diese Gebete von indianischen Autoren, nicht von christlichen Geistlichen herkommen. Wenn der Indianer z. B. den Christengott also anspricht: »at in ná, at in yukvuá« (»Du bist meine Mutter, du bist mein Vater«), so ist das eine echt indianische Anschauungsweise, die ähnlich auch mehrfach im Popol Vuh, dem bekannten alten Quiché-Manuscript, zum Ausdruck kommt. Auch durch ihre poetische Form zeigen diese christlichen Gebete ihren rein indianischen Ursprung, denn in allen bemerkt man die eigenthümliche Erscheinung von Parallelismus oder Antithesen einzelner Worte, womit häufig noch ein gewisser Gleichklang verbunden ist; ungemein häufig ist auch ein bestimmter Begriff in einem zweiten erklärenden Sätzchen mit anderen Worten wiederholt, eine Eigenthümlichkeit, die man noch jetzt in der Umgangssprache der Kekchi-Indianer öfter bemerkt. Als Beispiele von Parallelismus oder Antithesen einzelner Worte mögen folgende angeführt sein: rubel a cvuok, a cvuuk (»unter deine Füße, deine Hände«), se li chinal, se li nebail (»in der Kleinheit, in der Armuth«), sa oxib kè, sa oxib éutan (»in drei Sonnen, in drei Tagen«), chirá chisa (»in Leid und Freud«).

Es war im Januar 1894, als ich mit drei Kekchi-Indianern als Trägern zu Fuß durch die dichten Wälder der nördlichen Alta Verapaz und des südlichen Petén nordwärts wanderte. Ich hatte dabei zunächst keinerlei Gelegenheit, irgend welche neue Beobachtung zu machen; in bestimmten Zwischenräumen, gewöhnlich nach je etwa 2 km, bei steilen Bergen oft schon nach 1 km, pflegten meine Träger auszuruhen, und nach der Zahl solcher Rasten wird von den Kekchi-Indianern die Entfernung angegeben. Die Entfernung von einem Rastplatze zum anderen heisst im Kekchi »hil«.

An den Pafsübergängen pflegen sämmtliche, zur Mayavölker-Familie gehörigen Indianer von Guatemala und Chiapas*) Kreuze aufzustellen, welchen die Vorübergehenden ihre Verehrung in besonderer Weise zollen. Gewöhnlich trägt der Indianer, der zum ersten Male einen solchen Pafs überschreitet, einen Stein herbei, so dafs bei diesen Kreuzen oft ansehnliche Steinhaufen gesehen werden. Häufig werden auch Opfer in Gestalt von Blumen oder grünen Zweigen vor dem Kreuze niedergelegt oder an dasselbe gebunden, und es ist bemerkenswerth, dafs oft bei weit entfernten Stämmen (z. B. Choles in Chiapas und Kekchi-Indianer in Guatemala) dieselben Blumenarten dafür verwendet werden. Ueberall, wo Kiefern vorkommen, sind Kiefernzweige als Opfer gebräuchlich, wie denn überhaupt die Kiefern bei indianischen Festen eine gewisse Rolle spielen, weshalb sie auch von den Kekchi-Indianern in den feuchten Urwaldgebieten der nördlichen Alta Verapaz, wo keine Kiefern mehr wild vorkommen, neben ihren Ermiten gepflanzt werden. Bei bedeutsamen Bergpässen bringt der Kekchi-Indianer auch Rauchopfer dar, indem er eine gewisse Menge Copal vor dem Kreuze verbrennt und sein Gebet dazu spricht. Bei manchen Pafsübergängen wird zudem getanzt. Kommt der Kekchi-Indianer auf seiner Reise über einen Pafs, wo kein Kreuz ist, so bringt er trotzdem die gewohnten Opfer dar, richtet aber sein Gebet nicht an den christlichen Gott, sondern an seine heidnische Hauptgottheit, den Tzultaccá.

Der Tzultaccá spielt überhaupt für den reisenden Indianer

*) In Yucatan habe ich diesen Gebrauch nicht mehr bemerkt, während die Mayas des Petén ihm noch huldigen. In Yucatan sieht man aber auf viel begangenen Wegen oft kleine Kreuze in der Entfernung von je einer Legua.

eine wichtigere Rolle als der christliche Gott, denn er ist gewissermaßen der Gott des Waldes und des Wassers, der Thiere, kurz der gesammten Natur überhaupt, und so wendet sich dann der Kekchi-Indianer bei allen möglichen Gelegenheiten an ihn mit seinen Gebeten und richtet sich in seinen Gebräuchen allenthalben nach dem Willen dieses Gottes. Während unserer Reise im Petén legte Sebastian Botzoc alle Morgen und Abende glühende Kohlen auf ein großes Blatt, nahm es vor das Lager und zwar in der Richtung des einzuschlagenden Weges, verbrannte sein Rauchopfer von Copal und betete zum Tzultaccá, und zwar hauptsächlich um Jagdbeute (f. S. 289). Später, als wir durch bevölkerte Gegenden kamen, wo keine Jagdbeute mehr zu erhoffen war, unterliefsen meine Indianer diese Gebete.

Das häufigste Jagdwild in den feuchten Urwaldgebieten des nördlichen Mittelamerika sind Pavos (pu), Hoccohüher (chakmut*) und Wildschweine (chacó = Jabalí; die zweite Wildschweinart ak ist feltener). Im Gebiete der Sabanen und trockenen Wälder sind die beiden Rehforten des Landes (quej und tyuc) die häufigste Beute. Außerdem werden häufig Tepescuintles (halau), Taltusas (ba), Cotusas (acam) und die beiden Affenarten (patz und max**) ihres Fleisches wegen von den Indianern gejagt, außerdem fast alle Vögel des Waldes, darunter auch die rothen und grünen Papageien (mo und chochó). Letztere sind außerordentlich zähe und die Kekchi-Indianer legen sie daher vor dem Kochen, gewissermaßen um sie recht jung und zart zu machen, in die aufgehängte Hängematte, wiegen sie darin hin und her und pfeifen dazu, als ob sie ein kleines Kind in den Schlaf wiegen wollten.

Kleine Vögel werden gerupft, aber unausgenommen am Spieß gebraten und sammt den Eingeweiden verzehrt. Größere Thiere werden ausgenommen, aber die Gedärme nur entleert, ausgewaschen und zum Essen verwendet, denn die Indianer glauben, daß der Tzultaccá böse würde und in Zukunft kein Wild mehr hergäbe, wenn irgend etwas Eßbares fortgeworfen

*) Chakmut oder chajmut ist eigentlich kein Kekchi-, sondern ein Chol-Wort und bedeutet »rother Vogel«. Die Mayas des Petén nennen das schwarze Männchen »bok c'hich«, das braunrothe Weibchen »chaj ch'ich«.

**) Die wissenschaftlichen Namen der genannten Thiere sind mir nicht bekannt, soweit sie nicht von O. Stoll (»Guatemala«, Leipzig 1886, S. 197, oder »Ethnologie der Indianerstämme Guatemalas«, Leiden, 1889, S. 25) genannt sind.

würde. Es darf daher auch nie ein Stück von einem Thiere zurückgelassen werden. Um das Fleisch für längere Zeit aufzubewahren, und es zugleich leichter für den Transport zu machen, wenden die Indianer ein eigenthümliches Dörrverfahren an (chinanc in Kekchi): es wird ein Feuer angezündet, darüber aus leichten Holzstäben eine Art Rost gemacht und das zerlegte Wild darauf gelegt und von Zeit zu Zeit umgewendet. Größere Stücke müssen die ganze Nacht über dem Feuer liegen, um haltbar zu werden. Es geht bei diesem Dörrverfahren allerdings ziemlich viel Fett verloren, aber das Fleisch bleibt — auch im heißen Lande — auf etwa acht Tage haltbar; das gedörrte Fleisch wird für den Genuß gekocht und giebt noch eine annehmbare Fleischbrühe. Die Gedärme größerer Thiere (z. B. des Wildschweines) werden sauber ausgewaschen, in Blätter gewickelt, und beim Dörren des Fleisches mit auf den Rost gelegt, und so gewissermaßen gedämpft (lanchá in Kekchi). Das Fleisch der Rehe wird häufig — wie Ochsenfleisch — in dünne Striemen geschnitten, eingefalzen und an der Luft getrocknet und heist in solcher Zubereitung taxax in Kekchi.

Als Merkwürdigkeit sei hier noch erwähnt, daß die Kekchi redenden, im Uebrigen von den Kekchi-Indianern stark abweichenden Tribus der Cajaboveros und Languineros, die Sitte haben, das Fleisch gewisser Schlangen, wie Icvolai, Otooí, K'anajij, Ahauchan u. a. zu genießen, was die übrigen Kekchi-Indianer mit Abscheu erfüllt. Auch Schildkröteneier, welche von Mayas und Lacandonen gesammelt und gegessen werden, weisen die Kekchi-Indianer zurück. Dagegen sind sie große Liebhaber von Wasserschnecken (pur)*), welche gekocht werden; man schlägt ihnen dann den Wirbel oben ab (wofür die Indianer das besondere Zeitwort puric anwenden), und schlürft sie aus. Muscheln essen die Kekchi-Indianer nicht, sammeln aber davon Schalen, ebenso wie die Gehäuse der Wasserschnecken, um Kalk daraus zu brennen, den sie dann für das Kochen des Maíses verwenden. Fische werden von den Kekchi-Indianern gern gegessen; sie fangen sie (in Chamá) mit Netzen, an welchen thönerne Ringe als Beschwerer angebracht sind, statt Blei.

*) Verschiedene Arten von Melanda (Pachychilus).

Sapper, Das nördliche Mittelamerika.

Ohne besondere Vorkommnisse hatte ich mit meinen Kekchi-Trägern das Petén durchwandert und fuhr in einem Ruderboote auf dem Rio Viejo nach Belize hinunter. Da gab es nun zu sehen und zu staunen für meine guten Indianer; andere Menschen, eine andere Sprache, andere Sitten, anders gebaute Häuser, andere Culte! Meine Indianer gaben ihre täglichen Gebete und Opfer auf und wurden mit einem Schlage religionslos. Die Macht des Tzultaccá reiche nicht bis hierher, meinten sie, denn in Belize werde eine fremde, für ihn unverständliche Sprache gesprochen, und als ich sie versicherte, daß der christliche Gott, li kacvuá Cruz, auch hier verehrt werde, und ihre Kekchi-Gebete ebenso gut verstehe, als in Coban oder S. Pedro, glaubten sie mir nicht. Sie erklärten mir, daß bei den Kirchen von Belize keine Kreuze angebracht wären, wie in Guatemala, und daß es also auch ein anderer Gott sein müsse. Ich zeigte ihnen nun die katholische Kirche mit dem Kreuze auf jedem Thurme und nahm Sebastian Botzoc in den Convent von S. Joseph mit (wo die Jesuitenpaters eine meteorologische Station errichtet haben); aber trotzdem schüttelten sie den Kopf und blieben dabei, daß Gott hier eine andere Sprache spreche und sie nicht verstehen würde. Sie stellten nun zwei volle Monate alle Religionsübungen ein (abgesehen von einem einzigen Kirchenbesuche in Mérida am Charfreitag), bis sie im Verbreitungsgebiete der Cholas in Chiapas auf einer Pafshöhe (zwischen Sabanilla und Tila) einige große hölzerne Kreuze mit daran gebundenen Blumen fanden; da begann Sebastian Botzoc für sich und die anderen wieder in gewohnter Weise die Andachten zu verrichten.

In den kleinen Dörfern im Innern Yucatans wurde uns gewöhnlich zum Uebernachten eine Hütte angewiesen, welche für die Anwohner zugleich als Kirche diente. Mit Erstaunen beobachtete ich, daß innerhalb derselben sich Spuren von Gräbern zeigten und erfuhr, daß die Angehörigen derjenigen Familien, welche die Kirche erbaut hatten, darin begraben würden, während die übrigen Dorfbewohner auf dem offenen Friedhofe beerdigt würden. Im Norden und Westen der Halbinsel besteht dieser Gebrauch nicht mehr und unter den Indianerstämmen von Tabasco, Chiapas und Guatemala ebenso wenig*), mit alleiniger Ausnahme

*) Bei den Mames sah ich wohl, daß auf dem Friedhofe über einzelnen

der echten Kekchi-Indianer, welche — wenigstens auf dem Lande — mit großer Pietät diesen Gebrauch innehalten: eine Anzahl von Familien, gewissermaßen eine Genossenschaft bildend, that sich zur Errichtung eines solchen Begräbnishauses (Ermita oder Hermita) zusammen, das zugleich als Versammlungsort bei Festlichkeiten und als Kirche (Aufbewahrungsort des Heiligenbildes) benutzt wird; die Leitung der Geschäfte besorgen eine Anzahl hervorragender Männer, deren Oberhaupt (Xbenil) die Oberaufsicht führt und bestimmt, an welchem Platze eventuell ein Gestorbener zu begraben ist u. dergl.; ein Anderer macht den Kaffirer und so fort. Stirbt der Xbenil, so rücken die unteren Chargen je um eine Stufe höher hinauf; das Amt des Obmannes ist daher nicht etwa erblich, sondern kann nur durch vorherige Bekleidung der niedrigeren Aemter erreicht werden. Geldabgaben, oder persönliche Arbeitsleistungen (z. B. Neudeckung des Daches oder Wiederaufbau des schadhaft gewordenen Hauses), müssen gleichmäßig von allen Genossenschaftsmitgliedern geleistet werden; wer seinen Beitrag nicht leistet, verliert das Recht auf das Begräbnis innerhalb der Ermita.

Wie oft hatte ich schon in solchen Ermitas der Alta Verapaz gewohnt, wie oft auch indianische Beerdigungen mit angesehen, ohne jemals die Ursache und den Zweck der eigenthümlichen Gebräuche zu verstehen oder befriedigende Antwort auf meine Fragen zu erhalten. Nun ich aber im fernen Yucatan etwas Aehnliches beobachtete, versuchte ich abermals mein Glück und es schien, als ob die Ferne der Heimath meinen Begleitern die Zunge gelöst hatte. Ich erfuhr nun, daß die Kekchi-Indianer den Glauben haben, die Seele (ánum)*) der Verstorbenen müsse unmittelbar nach dem Tode beginnen, die nämlichen Reisen abermals zu machen, welche der Lebende ausgeführt hatte, allerdings mit der Einschränkung, daß nur diejenigen Wege zurückgelegt werden müssen, wo der Lebende sich selbst direct mit den Bewohnern verständlich machen konnte, und wo er keine Flufs-

unbekannt

Gräbern Hütten errichtet waren; dagegen fehlen dort Häuser, in denen eine größere Zahl von Todten beerdigt werden.

*) Das Wort »ánum« ist möglicherweise eine Verstümmelung des spanischen »anima«; doch ist es auch möglich, daß es ein echtes Kekchi-Wort ist, da das Herz der Thiere auch so von den Kekchi-Indianern genannt wird.

oder Meerfahrt zu machen brauchte. So z. B. meinten meine Indianer, sie müßten nach ihrem Tode nur bis El Cayo (Belize) gehen, da daselbst im Leben die Flußfahrt begonnen habe, müßten auch nicht zu Lande nach Yucatan gehen, da Gott daselbst eine andere Sprache spricht — nämlich Maya — und sie nicht verstände.

Nach Ausführung jeder einzelnen Reise kehrt die Seele nach der heimathlichen Ermita zurück und ruht dort aus, sich mit den Seelen der Nachbarn unterhaltend, bevor sie eine neue Reise antritt. Damit die Seele für diese Reisen gut vorgesehen sei, wird der Leichnam vor der Beerdigung (wo möglich) mit einer neuen Kleidung bekleidet und in eine Binsenmatte (pop) gewickelt, auf welcher die Seele dann auf ihren Reisen schlafen kann. Außerdem bekommt der Todte folgende Gegenstände mit ins Grab: seinen Hut (punit), einen thönernen Kochtopf (xar), einen Guacal, d. h. die gebräuchliche hölzerne Trinkschale (jom), eine Tasse (sec), eine Serviette, d. h. eben ein Tuch zum Einwickeln der Nahrungsmittel (masbaël), Sandalen (xap), ein Tragband (tap), ein Tragnetz (champá), Feuerzeug, d. i. Zunder, Feuerstein und Stahl (jutp), ein Regendach aus Blättern der Corozopalme (mococho) und den dazu gehörigen Bindfaden (lix k'am li mococho); kurz Alles, was der Indianer zur Reise nöthig hat, mit Ausnahme der jetzt allgemein gebräuchlichen wollenen Decke (is), da man glaubt, daß die Wolle — als thierisches Erzeugniß? — im Grabe Zähne habe und die Seele beißen würde. Dem Todten wird beim Begräbnisse auch ein Rosenkranz zwischen die Finger der rechten Hand gelegt und zwar so, daß das Kreuz am Daumen ruht.

Sollte irgend etwas an der Reiseausrüstung des Todten vergessen worden sein, so kommt die Seele zu ihrem nächststehenden lebenden Verwandten, d. h. sie erscheint ihm im Traume (nabuchic) und verlangt das Vergessene. Da es nun nicht angeht, das Grab des Todten wieder zu öffnen, oder dies überhaupt unmöglich ist, wenn nämlich der Betreffende fernab von seiner Heimath verstorben, so giebt man die vergessenen Gegenstände einfach einem anderen Leichnam mit ins Grab und trägt seiner Seele auf, die Sachen im Jenseits an ihren Besitzer abzuliefern, wenn sie ihn trifft.

Speisen werden den Todten nicht ins Grab mitgegeben, da die Indianer glauben, daß die Seelen nunmehr ohne den irdischen Leib wären und daher auch keine irdische Nahrung mehr zu sich nehmen. Sie glauben, daß der Tzultaccá sie im Jenseits mit Nahrung versehe, wissen aber nicht anzugeben, aus was dieselbe bestehe.

Am Allerfeelentage sind alle Seelen in der Ermita versammelt, weshalb an diesem Tage Niemand in der Ermita schläft, die sonst als das allgemeine Nachtquartier für alle Durchreisenden gilt. Am gleichen Tage kommen die Seelen auch in die Hütten ihrer Angehörigen auf Besuch, weshalb man ihnen daselbst vor dem Hausaltare Fleisch, Bohnen, Tortillas (Maiskuchen), Bananen, Cigarren u. dergl. vorsetzt; die Seelen, welche in ihrer urkörperlichen Wesenheit diese Dinge nicht materiell genießen können, riechen daran und gehen wieder fort. Die Speisen selbst werden am folgenden Tage im San Pedranischen von den Angehörigen verzehrt, in Coban und Umgebung aber weggeworfen.

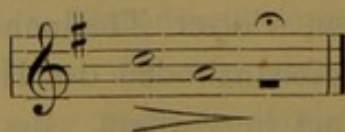
Haben die Seelen sämtliche Reisen wieder zurückgelegt, die die betreffenden Leute vorher im Leben gemacht hatten, — man muß verstehen, daß sie so lange unter der directen Herrschaft des Kacvuá Tzultaccá standen —, so gehen sie zum Kacvuá Cruz (dem christlichen Gott), um dort ihre Sünden abzubüßen. Meine Indianer stellten sich das, echt anthropomorphistisch, gerade so vor, wie wenn sie auf Erden auf einer Kaffeepflanzung Vorschüsse bekommen hätten und dieselben nun durch persönliche Arbeit heimbezahlen müßten; sie meinten nämlich, die Seelen, die sie sich doch immer wieder körperlich denken, müßten nun Bäume fällen, erden u. dergl., bis sie ihre Sünden abverdient hätten; sie dürften hernach unter dem Vordache (se li mu li capl) zuhören, wie die Engel im Innern des Hauses dem lieben Gott auf Harfen, Geigen und Guitarren vorspielen. Die Kekchi-Indianer sind nämlich außerordentlich eingenommen für Musik, weshalb sie sich kein Glück, keine rechte Freude ohne dieselbe denken können; ihr gewöhnliches Orchester besteht aus Harfe, Geige und Gitarre, wozu ein vierter Theilnehmer an Stelle einer Trommel den breiten Resonanzboden der Harfe mit den Fäusten bearbeitet und so den Tact hervorhebt. Bei den meisten anderen Indianerstämmen von Guatemala und Chiapas sind Trommel

und Pfeife — Schalmei — die Hauptinstrumente; in Yucatan habe ich überhaupt keine Volksmusik unter den Mayas gehört, die auch im Allgemeinen ernster sind als die Indianer Guatemalas.

Die Ceremonien bei einer Beerdigung sind bei den Kekchi-Indianern, abgesehen von den Todtenbeigaben, sehr einfach. Der Leichnam wird — im San Pedranischen — innerhalb der Ermita in eine vier bis sechs Fuß tiefe Grube gelegt, die Erde daraufgefüllt und mit Holzkeulen festgestampft, so daß das Grab keinen Hügel erhält, sondern ebenerdig wird, was schon deshalb nothwendig ist, weil in der Ermita bei allen Festlichkeiten auf eben diesem Boden getantz wird. Bei Cubilguitz soll der Todte in hockender Stellung in die Grube gesenkt werden. In Coban und Umgebung richten sich die Indianer bei Beerdigungen schon fast ganz nach den Gebräuchen der Mischlinge. Die Lanquineros und Cajaboneros, die auch sonst vielfach von den übrigen Kekchi-Indianern abweichen, haben keine Ermitas und begraben ihre Todten auch nicht in den Ermitas der San Pedraner, die in ihrem Gebiete zerstreut sich befinden, sondern vor denselben.

Stirbt bei den Kekchi-Indianern Vater oder Mutter eines Verheiratheten, oder stirbt ein Kind, so werden keine besonderen Gebete gesprochen; stirbt aber der Mann oder die Frau, so spricht das andere Ehegespons ein bestimmtes Gebet; auch ruft der Ledige seinem verstorbenen Vater oder Mutter ein besonderes Gebet nach.

Bei den Beerdigungen heulen nur die Frauen, und zwar in einer eigenthümlichen Weise, indem sie mit einem langgezogenen, hohen Tone beginnen und allmählig schwächer werden und in tiefere Lagen herabsinken. [Ganz ähnlich bewegt sich die Todtenklage bei den Choles, welche ich aus der Ferne in S. Pedro Sabana hörte, hauptsächlich auf folgenden Intervallen:



während bei den Mames die Todtenklage in vielen, mannig-

Todtenklagen

facheren Weisen und Rhythmen gefungen wird (vergl. Neue Musikzeitung, 1892, Nr. 22 und 23.]

Da meine Indianer in der weltentlegenen Kirche von Chunjabin (im Inneren Yucatans) gerade am Erzählen waren, so suchte ich noch weitere Mittheilungen über ihre Gebräuche bei Geburten und Heirathen von ihnen zu erfahren, aber ich konnte fast nichts herausbekommen, das ich nicht schon früher gewußt hätte.

Bei Geburten werden keine nennenswerthen Gebräuche beobachtet.

Bei der Heirath tritt die Idee des Kaufes deutlich hervor. In der Gegend von Campur will es der Brauch (nach Mittheilungen von Domingo Caal), daß der Vater des zukünftigen Bräutigams am Sonntage zum Vater des gewünschten Mädchens gehe und mit Zurücklassung von $\frac{1}{2}$ Silberpeso über die eventuelle Heirath spreche; ebenso an zwei folgenden Sonntagen, wobei dann jedesmal 1 Dollar zurückgelassen werden muß. Ist auch das dritte Mal der Vater des Mädchens einverstanden, so ist die Verlobung fertig und die Heirath geht am vorher festgesetzten Tage in der staatlich und kirchlich vorgeschriebenen Weise vor sich. Gegenwärtig scheinen übrigens die Preise für die Frauen höher zu sein: meine beiden jüngeren Träger, Antonio Pop und Sebastian Ical, hatten je fast das dreifache der oben erwähnten Summe für ihre Frau bezahlt (nämlich je im Ganzen 7 Dollars, während nach dem alten Brauch der Preis nur 2,50 Dollars gewesen wäre). Sebastian Botzoc dagegen ist ein »gekaufter Mann« (lok vil), denn im Kekchi-Gebiete kann auch das Mädchen um einen Mann werben lassen, muß aber einen höheren Preis bezahlen: der Vater von Sebastian Botzoc z. B. bekam für seinen Sohn 10 Dollars; zudem kann in solchem Falle die Frau von ihrem Manne unter Umständen nach der Brautnacht zu ihren Eltern zurückgeschickt werden und die Ehe ist dann in den Augen der Indianer nichtig.

In eigenartiger Weise werden (nach den Mittheilungen von Mr. E. Cary) in Chamá die Heirathen der Indianer unter sich eigenmächtig — d. i. ohne Zuthun von Kirche und Staat —

geschlossen, wie denn auch ebendort häufig die Kinder nicht getauft werden: die Braut kommt ins Haus des Bräutigams, muß daselbst Mais mahlen und Tortillas (Maiskuchen) backen, Bohnen kochen u. s. w., kurzum eine Art hauswirthschaftlichen Examens bestehen, und wenn (nach der Brautnacht) der Mann nicht in Allem mit seiner Frau zufrieden ist, hat er das Recht, sie zu ihren Eltern zurückzuschicken. Was dem Manne nach der Brautnacht am meisten auffällig ist, ein Thier, ein Gegenstand, ein Ereigniß, danach bekommt er einen Beinamen, der im Bekanntenkreise in Zukunft ausschließlicly statt seines Taufnamens Anwendung findet.

Nach der Heirath zieht das junge Paar — im San Pedranischen — für einige Jahre ins Haus der Schwiegereltern; ich habe es gesehen, daß sie ins Haus der Eltern des Mannes, in anderen Fällen in das der Eltern der Frau zogen, es scheint also in dieser Hinsicht keine bestimmte Regel zu herrschen. Das junge Paar muß nun in diesem Hause für den Haushalt der alten Leute mitarbeiten, und da es dabei häufig Streit giebt, so zieht das junge Paar gewöhnlich nach längerer oder kürzerer Zeit weg und gründet sich einen unabhängigen Haushalt und ein eigenes Haus. Immerhin kenne ich Häuser, wo neben dem alten Ehepaar noch zwei oder drei Schwiegeröhne oder Söhne mit ihren Frauen und Kindern haufen. Sterben nun die Alten, so erben die jungen Familien den Nachlaß, welche im Hause der Alten gelebt und dieselben also gepflegt haben; die weggezogenen, selbständig gewordenen Kinder bekommen Nichts, oder nur eine Kleinigkeit.

Verhältnißmäßig wenig Interesse erregten bei meinen Indianern Eisenbahn und Dampfschiffe, welche wir auf unserer Weiterreise im nördlichen Yucatan und auf dem Wege nach Tabasco benutzten; sie dachten an ihre ferne Heimath und je näher die Zeit der Maisfaat heranrückte, desto häufiger sprachen sie davon. Der Mais bildet die Hauptbasis für den Lebensunterhalt der mittelamerikanischen Indianer, er bildet daher auch einen Hauptangelpunkt im Denken und Fühlen derselben.

Wir befanden uns gerade im Gebiete der Choles, als der erste Tag für die Maisfaat der Kekchi-Indianer war, und ich konnte bei dieser Gelegenheit feststellen, daß die weit entfernt wohnenden Choles denselben Tag für den Beginn der Maisfaat festgestellt haben (25. April). Die Leute von Campur (Kekchi-Indianer) enthalten sich fünf Tage vor der Ausfaat des Fleischgenusses und des geschlechtlichen Umganges mit ihren Frauen, und da das alte indianische Jahr nach Ablauf der achtzehn zwanzigtägigen Monate (360 Tage) gleichfalls fünf Tage bis zum Beginne des neuen Jahres kennt, da ferner der Mais als wichtigstes Lebenselement eine so bedeutsame Rolle im Leben der Indianer spielt, so erscheint es mir gar nicht unmöglich, daß der 25. April der Jahresanfang der Kekchi-Indianer und Choles gewesen ist. Freilich ist die Vermuthung zu unbestimmt, als daß ich besonderes Gewicht darauf legen möchte, und es spricht nicht sehr zu ihren Gunsten, daß die Lanquineros und Cajaboneros eine längere Frist hindurch (13 Tage) vor der Maisfaat sich des geschlechtlichen Umganges und des Fleischgenusses enthalten. Bei den Mayas von Yucatan stimmt der Jahresanfang nicht mit der Maisfaat zusammen, da sie Mais im Juni (manchmal schon Ende Mai, eben mit den ersten Regen) ausäen, während ihr Jahr nach Landas Zeugniß am 16. Juli begann.

Drei Tage vor der Ausfaat des Maises verbrennen die Kekchi-Indianer Abends Copal vor dem Kreuze ihres Hausaltars — jedes Haus hat seinen Altar, meist gegenüber dem Eingange; derselbe wird gewöhnlich mit Blumen, Flaschenkürbissen und Palmblättern geschmückt, oft auch mit Maiskolben, Vogelschnäbeln und den Federn des Guacamaya (mo) u. dergl. — Sie richten dabei ein besonderes Gebet an den Tzultaccá, aus dessen Inhalt ich als besondere Merkwürdigkeit hervorhebe, daß darin verschiedene Localitäten der Alta Verapaz, oder vielmehr verschiedene Tzultaccá's, die an eben jenen Orten ihren Sitz haben, namhaft gemacht werden (s. S. 292). Meine indianischen Begleiter beten z. B. zum Tzultaccá von »Pecmó« (wörtlich »Felsen des Guacamaya«, ein Ort im Gebiete der Kaffeeplantage Campur) und behaupten, derselbe sei ein sehr starker Tzultaccá und behüte seine Schützlinge auf Reisen und zu Hause kräftig vor Fieber, Schlangenbiss und anderen Gefahren. Dagegen sagen sie, der

Tzultaccá von Chiitzam, der Gott der Languineros, sei ein schwacher Tzultaccá, weshalb die Languineros auf Reisen leicht vom Fieber befallen werden und die Strapazen nicht lange aushalten.

Ich erfuhr ferner, daß der Tzultaccá an all den, im Gebete namhaft gemachten, Orten in tiefen Höhlen wohne, in welchen mächtige Icvolai-Schlangen (*Crotalus horridus* Cuv.) als Stricke für seine Hängematte dienen. Schlangen sind auch die Diener des Tzultaccá, mit denen er die Sünden der Menschen bestraft; leichte Vergehen werden durch den Biss ungiftiger Schlangen (k'im und ähnliche) gefühnt, während schwere Sünden durch die Bisse der giftigen Schlangen geahndet werden, von welch letzteren eben die Icvolai wegen ihrer Körperkraft und blitzschnellen Bewegungen, wie wegen der furchtbaren Wirkungen ihres Giftes am meisten gefürchtet ist. Der Tzultaccá ist auch der Herr des Wassers, und Fieber (raxquihob) oder Dysenterie (mochquej), welche in Durchnässung oder Erkältung ihre Ursache haben, sind vom Tzultaccá den Menschen geschickt. Es ist verboten, irgend einen heißen Gegenstand zur Abkühlung ins Wasser zu stellen, da der betreffende Bach dadurch verbrannt würde, was der Tzultaccá durch Senden von Fieber ahnden könnte. Auch Schlangen oder Skorpione*) dürfen nicht ins Feuer geworfen werden, da sonst die Thiere derselben Art sich an dem Thäter rächen würden; man darf sie aber erschlagen mit einem hölzernen Stabe, oder mit einem Stein etc. Vor dem Jagen oder Fischen muß die Erlaubnis des Tzultaccá durch Gebet und Brandopfer (Verbrennen von Copal) eingeholt werden. Ueberschwemmungen oder Hochwasser sind das äußere Zeichen von Festen, welche der Tzultaccá im Schoofse der Erde feiert. Auch die Blitze sind ihm eigen; der Blitzschlag entsteht, wenn der Tzultaccá mit seinem Steinbeile (mal) in einen Baum schlägt; zur Strafe für bestimmte Frevel tödtet er damit auch wohl Menschen. So erklären es sich die heutigen Indianer, warum da und dort die altindianischen Steinbeile in der Erde gefunden werden!

Sebastian Botzoc erzählte mir, daß in der Höhle von Pecmó der Tzultaccá durch Gebete und Abbrennen von Kerzen

*) Die Kekchi-Indianer schneiden häufig den Skorpionen die Stacheln weg und tragen diese Stacheln bei sich, da sie glauben, sich dadurch die Liebe ihrer Angebeteten sichern zu können.

gefeiert werde; er selbst sei aber noch nie darin gewesen. Ich höre aber von anderer Seite, daß der Mann, welcher in die Höhle des Tzultaccá gehen will, sich 40 Tage vorher jeglichen geschlechtlichen Umganges enthalten muß und drei Tage lang mit seiner ganzen Familie betet, ehe er den bedeutungsvollen Gang unternimmt.

In der Alta Verapaz dürfte übrigens der Gottesdienst der Indianer in vorchristlicher Zeit vielfach in Höhlen abgehalten worden sein, da in solchen häufig thönerne, alterthümliche Götzenbilder gefunden werden, und da in Zeiten religions-politischer Umtriebe, z. B. im Jahre 1885, die Indianer immer noch in solchen Höhlen ihre Andacht verrichten, Blumen u. dergl. als Opfer darbringen u. s. w. Die Höhle von Xucaneb erfreute sich damals besonders eifrigen Besuches von Seiten der Indianer, da der geistige Urheber der damaligen Bewegung, Juan de la Cruz, dort eine Verwandte von ihm als weisagende Jungfrau Maria auftreten ließ. Auch die Höhle von Seamay, in welche man über eine künstliche Steintreppe hinuntergelangt, erhielt damals starken Zulauf.

Auch im Hochlande von Chiapas, bei den Tzotziles und Tzentaless, scheinen die Höhlen häufig als Ort der Gottesverehrung gedient zu haben, wenigstens findet man in solchen Höhlen noch jetzt oft thönerne Götzenbilder, welche bei den dortigen Indianern noch immer Gegenstand der Verehrung sind. Ich hörte aber auch von glaubwürdiger Seite, daß die Tzotzilles sich manchmal mitten im Felde niederwerfen und Sonne und Mond anbeten; sie nennen die Sonne »tot-tic«, »unser Herr«, den Mond »metic«, »unsere Herrin«.

Im Gebiete der Mame- und Quiché-Stämme scheinen dagegen vorzugsweise die Berggipfel als Orte der Verehrung gedient zu haben, zum Theil auch noch zu dienen. So wohnte Herr Ed. Rockstroh auf dem Gipfel des Vulkans Tacaná einer Andachtsübung von Mame-Indianern bei, bei welcher ein Truthahn geschlachtet und aus seinen Bewegungen beim Todeskampfe gedeutet wurde, während ich auf den Gipfeln der Vulkane Tajumulco und S. Maria indianische Opferstätten fand, kenntlich an den zahlreichen umherliegenden Kohlen und an den Scherben von Räuchergefäßen. Auch bei S. Miguel Uspantan

fah ich auf dem Gipfel eines Hügels einen Opferplatz, bestehend aus zwei etwa halbkreisförmigen Feuerstellen, vor welchen einige Reihen ganz parallel gelegter Kiefernadeln hingelegt waren, und zwar sind beide Feuerstellen so situirt, daß der Opfernde genau nach Osten gewendet ist; um die grössere Opferstelle herum sind junge Kiefern gepflanzt.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zum eigentlichen Thema zurück!

Drei Tage vor der Maisernte wird Abends vor dem Hausaltare Copal verbrannt und ein Gebet gesprochen (s. S. 293). Auch nach der Ernte wird dem Tzultaccá wieder Copal verbrannt, aber keine Gebete dabei gesprochen.

Bei Ausfaat von Bohnen und Chile (*Capsicum annuum*) wird nur Copal verbrannt und nur Diejenigen, welche den Anbau dieser Pflanzen in grösserem Mafsstabe betreiben und ein Geschäft aus dem Verkaufe machen, enthalten sich einige Tage vor der Ausfaat des Umganges mit ihren Weibern. Wer Vieh hat, verbrennt auch am Zaune der Weideplätze Copal für den Tzultaccá, damit das Vieh wachse und sich vermehre.

Was es auch immer sei, in den meisten Angelegenheiten des täglichen Lebens wendet sich der conservative Kekchi-Indianer an seinen Tzultaccá, während der christliche Gott seinem Denken und Fühlen ferner steht und vielleicht nur als ein unnahbarer, oberster Richter und Herr betrachtet wird. Ich zweifle übrigens nicht daran, daß der Indianer selbst sich über das Verhältniß zwischen Gott und dem Tzultaccá nicht klar ist, obgleich er dem letzteren in seinen Gebeten den Titel eines Engels giebt (Spanisch: Angel). Jedenfalls giebt es für ihn Gebiete, welche dem Einflusse des Christengottes, nach Kekchi-Glauben, vollständig entzogen sind: Als wir auf der Heimreise durch die nur von ganz vereinzelter Niederlassungen heidnischer Lacandaren bevölkerten Urwälder des östlichen Chiapas wanderten, fing eines Abends, während wir in der Hängematte ausruhten, Antonio Pop, einer meiner Begleiter, in Kekchi das Ave Maria zu beten an, er wurde aber alsbald von Sebastian Botzoc in zornigem Tone zurechtgewiesen und belehrt, daß die hier wohnenden Leute den Kacvuá Cruz nicht kennen und daß deren Gott über diese Gebete böse werden würde; Antonio Pop meinte nun schüchtern, daß

man doch überall zum Kacvuá Cruz beten dürfe, wurde aber sofort darauf hingewiesen, daß an unserem Wege nirgends Kreuze ständen, daß also diese Gegend nicht zum Gebiete des christlichen Gottes gehöre.

Anknüpfend an dies Gespräch erfuhr ich dann, daß auch in der Alta Verapaz die unwegsamen, unbewohnten Urwaldgebiete nicht zum Bereiche des Christengottes gehören, und daß der Indianer, welcher dort sich niederlasse, ausschließlich zum Tzultaccá, aber nie zum Kacvuá Cruz bete. Der Indianer geht, gewissermaßen zur Besitzergreifung, in den Urwald, umwandert so viel Land, als er in einem Tag umwandern kann, und schlägt an den vier Cardinalpunkten je ein Bäumchen um; nach einem Jahre kommt er an den Platz zurück, verbrennt dem Tzultaccá Copal und macht sein Maisfeld in der Richtung, nach welcher hin der Rauch des Copal gegangen ist. So lange nur eine oder wenige Indianerfamilien so im Urwalde wohnen, beten sie nur zum Tzultaccá; zum Christengott aber beten sie nur in einem Dorfe, in einer Ermita oder bei einem Kreuze am Wege, außerhalb ihrer Ansiedelung; erst wenn sich die Familien einer solchen Ansiedelung zur Errichtung einer Ermita zusammengethan und darin ein Heiligenbild aufgestellt haben, beginnen sie mit ihren Gebeten an den christlichen Gott, der damit gewissermaßen Besitz von der Gegend nimmt. Aus dem ganzen Berichte klang etwas wie Feindschaft zwischen dem Tzultaccá und dem mächtigeren Christengott heraus.

Der Kekchi-Indianer verehrt aber noch einen Gott, dem er gleich dem Tzultaccá und dem Christengott ebenfalls das Attribut Kacvuá („unser Herr“) giebt, und zwar ist das die Sonne (li kacvuá sak-kè, wörtlich »unser Herr, die leuchtende Sonne«). Mit beredten Worten, die wirklich von einem Gefühle der Wärme und Liebe durchtränkt waren, schilderte mir Sebastian Botzoc all das Gute, welches der Indianer der Sonne verdankt: sie erleuchtet die Erde, dörret die umgeschlagenen Bäume und Sträucher, welche vor der Saat auf der gerodeten Fläche verbrannt werden müssen, läßt den Mais wachsen und reifen u. f. w.

»Und warum betet Ihr denn nicht zur Sonne?« frug ich ihn.
»Weil li kacvuá sak-kè zu weit weg ist, um unser Gebet zu hören«, lautete die Antwort. Nur ein kurzes Gebetchen pflegen die Kekchi-Indianer an die Sonne zu richten, wenn sie auf der Reise ganz und gar vom Regen durchnässt und durchkältet sind und die Sonne nun aus den Wolken brechen sehen (s. S. 288, Nr. 1).

Der Mond wird von den Kekchi-Indianern nicht verehrt, denn sie sagen, daß er für sie von wenig Bedeutung sei im praktischen Leben. Sie beobachten aber die Mondwechsel (*lix xi li bo*), wie er zunimmt (*nimanc*) und abnimmt; und wenn Neumond eintritt, sagen sie, der Mond sei gestorben (*quicam li bo*). Auch von Verehrung der Sterne ist keine Spur mehr zu bemerken, kennen sie doch nicht einmal mehr die Namen derselben.

Wenn auch christliche Ideen und neuer Aberglaube vielfach verändernd auf die religiösen Anschauungen und die Gebräuche der Kekchi-Indianer eingewirkt haben und sie vollständig durchsetzen, so ist doch noch ein so starker Kern alten Heidenthums darin enthalten, daß er geradezu überwiegt über den christlichen Gemengtheil der Gefinnung. Freilich wird bei anderen Individuen vermuthlich Christenthum und Heidenthum in anderer Weise neben einander hergehen, als gerade bei Sebastian Botzoc, der schon als kleiner Knabe sein Reiseleben begann und von den älteren Mitreisenden seine jetzigen Anschauungen eingepflanzt bekam. Bei den in Städten wohnenden Indianern ist der heidnische Gemengtheil ihres Glaubens wohl nur noch als unklarer Aberglauben vorhanden. Immerhin aber dürfte es von allgemeinem Interesse sein, an einem Beispiele das Fortwuchern altheidnischer Ueberlieferungen gezeigt zu haben, im Schoofse eines Völkchens, das seit vierthalb Jahrhunderten sich zum Christenthum bekennt und das Wort »Christiano« geradezu als gleichbedeutend mit dem Begriff »Mensch« ansieht.

Kekchi-Gebete.

(Mitgetheilt von Sebastian Botzoc, 1894.)

Bemerkung. — Beim Niederschreiben dieser Gebete habe ich mich möglichst eng an Stoll's Orthographie angeschlossen; dieselbe beruht auf der spanischen Orthographie mit zweckentsprechenden Modificationen, als deren wichtigste folgende hervorgehoben sein mögen: x ist wie »sch« auszusprechen; von c (vor e und i: qu) wird das gutturale k, das vielfach dem Klange unseres »y« nahe steht, unterschieden.

Der Ton ist oft durch einen Accent hervorgehoben. Wenn e wie unfer ä ausgesprochen wird, ist es mit Accent grave è geschrieben.

Die Uebersetzung ist wegen der oft seltenen, veralteten Wortformen (im San Pedraner Dialect) und des eigenthümlichen Gedankenganges, der selbst dem Indianer nicht mehr recht geläufig zu sein scheint, schwierig, so daß ich selbst nicht damit zu Stande kommen konnte, sondern den Beistand sprachkundiger Bekannter, namentlich der Herren Ernst Fetzner und David Sapper, in Anspruch nehmen mußte; die Uebersetzung, welche mein Vetter David Sapper mir geliefert hat, ist die Grundlage der hier gegebenen Uebersetzung.

Manches ist aber auch jetzt noch ganz unklar und dunkel geblieben, weshalb die ganze Uebersetzung als verbesserungsbedürftig zu betrachten ist, und der Nachsicht der Sprachforscher empfohlen sein möge.

Nr. 1. Gebet an die Sonne.

(Selten gebetet und nur, wenn die Indianer auf der Reise sehr nafs geworden sind und nach langem Regen wieder die Sonne erblicken.)

At i dios, at i kacvuá sakkè, kaxal sã naca cvuil, u li tziej hap ma ani tacvui lix nebá, ut laat at i kacvuá sakkè, anchal la nebá.

Du mein Gott, Du Herr Sonne, gar lieblich blickst Du, und der hündische Regen, er sieht nicht auf seine Armen, aber Du, o Herr Sonne, auch Du hast Deine Armen!

Nr. 2. Gebet an den Tzultaccá beim Erreichen eines Berges oder Passes, auf dem sich kein Kreuz befindet.

At i dios, at loklaj tzultaccá, xinlub naj xulin-k'abliec chacvué, chacvuú, at in na, at in yucvuá! Cajat ajcvui in na lin tyucvuá, at loklaj tzul, at loklaj taccá.

Du o Gott, Du Herr der Berge und Thäler, ich bin müde, denn ich bin (hier) angekommen vor Deinem Munde, vor Deinem Angesichte, Du meine Mutter, Du mein Vater! Nur Du bist meine Mutter, mein Vater, Du Herr der Berge, Du Herr der Thäler!

Xinlub chacvué chacvuú; matará tacvui chik'ut naj xincuvèc chacvué loklaj angel tzultaccá.

Müde bin ich (hier) vor Deinem Munde, vor Deinem Angesichte; mögest Du mir zeigen, wie dann hinabsteigen vor Dir, o Engel, Herr der Berge und Thäler.

Ahí li chinal li nebail xintyè, at in kaxil at yucvuá. Ahí taná li chinal li nebail chacvué chacvuú, at in kaxil.

Hier ist die Kleinheit, die Armuth*), ich habe es gesagt, Du mein Herr, Du o Vater! Hier wohl ist die Kleinheit, die Armuth vor Deinem Munde, vor Deinem Angesichte, Du mein Herr!

Nr. 3. Gebet an den christlichen Gott beim Erreichen eines Passes, wo ein Kreuz ist.

At i dios, xulink'ablié chacvuú chacvuú, at ajual santísima cruz. Laat ajcvui chik'ut tatyocré xcauil li cvuok, xcauil li cvuók, at in kaxil.

Du o Gott, ich bin angelangt vor Deinem Munde, vor Deinen Augen, Du allmächtiges, heiligstes Kreuz! Du auch zeigst und verleihst die Kraft meiner Füße, die Kraft meiner Hände, Du mein Herr!

Laat xcanleval**) li Jesu Christo, laat nacat iloc re li nim, li chin, at in kaxil kacvuá; cutk'ucat xatxocat arcvuin.

Du, o Todespfahl Jesu Christi, Du siehst auf die Großen, auf die Kleinen, Du mein Herr, mein Vater; Du zeigst Dich, Du stehst bei mir!

Nr. 4. Gebet an den christlichen Gott beim Vorbeigehen an einem gewöhnlichen Wege-Kreuz.

At i dios, at in kaxil, cvuancat arcvuin, at ajual santísima cruz. Xincvuan, at inkaxil, kacvuá.

Du o Gott, Du mein Herr, Du bist bei mir, Du allmächtiges, heiligstes Kreuz. Lebe wohl, Du mein Herr, mein Vater!

*) Es wäre vielleicht klarer, zu sagen, »die kleine, die arme Gabes, da sich li chinal, li nebail hier wahrscheinlich auf das dargebrachte Opfer bezieht.

**) Xcanleval, richtiger Xcamleval, heisst »Ort des Sterbens« wörtlich.

Nr. 5. Gebet an den Tzultaccá, auf der Reise beim Copalverbrennen.

At i dios, at loklaj tzultaccá, cachin
xmar la cvuá, la k'ukhá xinkè acvué.

Anakvuan tyal nume cvué rubel a cvuok
a cvuúk, lin laj viaje.

Matará matachaj nac chakè cvué li k'a
rèru li nimi xul li chin i xul, at in yucvuá;

cvuanc la vualk li xul, li pu, chakmut,
chacóu, xak'ut acvui ut chik'u xajac xa-
cvuusi ta xatkè tã se lin vuè.

Xcvuil xincayá tacvui; cvuanquin rubel
a cvuok rubel a cvuúk, cvuanquin se li
sa, at loklaj tzul, at loklaj taccá.

Sa la cvuilval, sa la k'avá, la cvuanquil,
cvuan li k'arèru la vualk; chijunil xintyal
tacvui.

Moon tana cux incvuá i hoon cvuanquin
se li sīl ch'och, t'ril tacvui li dios naj
mak'a c'a na tyolá; jun tana li chin a pu
xinkamchac, xinchilu chak.

Anajcvuanc tcvuil tincayá ajcvui, at i
dios, at in ná, at in yucvuá. Cajvui nantye
najulchicá: moco cvuan texchamal xsasal
la cvuá la k'ukhá xinchilu chak, uix moco
haan, uix moco maji barcvuan nantye,
barcvuan najulclúca, at i dios, at in na,
at in yucvuá.

Anajcvuan ut xincvuark rubel a cvuok
rubel a cvuúk, at loklaj tzultaccá, at
loklaj chè, at loklaj k'am.

Hulaj chic li cutan, hulaj chic li sak-
ke-inc.

Inka chic retal bar chi li cvuanquin.

Du o Gott, Du Herr der Berge und
Thäler, ein klein Wenig Deines Essens,
Deines Trinkens habe ich Dir gegeben.

Jetzt gehe ich vorüber unter Deinen
Füßen, Deinen Händen*), ich, ein Rei-
fender.

Es schmerzt Dich nicht, es macht Dir
keine Mühe, mir zu geben allerlei groſse
Thiere, kleine Thiere, Du mein Vater;

Du haſt eine Menge Thiere, den wilden
Pfau, den wilden Fasan, das Wildschwein;
zeige ſie alſo vor mir, öffne (mir die
Augen?), nimm ſie und ſetze ſie auf meinen
Weg.

Ich ſehe, ich ſchaue ſie dann, ich bin
unter Deinen Füßen, unter Deinen Hän-
den, ich bin im Glücke, Du Herr der
Berge, Du Herr der Thäler.

In Deiner Macht, in Deinem Namen,
Deinem Sein iſt alles mögliche im Ueber-
flusse; von Allem möchte ich haben.

Heute müſte ich vielleicht meine Tor-
tillas (Maiskuchen) eſſen und ich bin
(doch) in einem reichen (Jagd-)gelände;
es möge Gott ſehen, daſs es nichts Leben-
des giebt; vielleicht nur einen kleinen
wilden Pfau bringe ich, ſchleppe ich her.

Jetzt ſehe, ſchaue ich auch, Du mein
Gott, Du meine Mutter, Du mein Vater.
Nur das iſt es, was ich ſage, was ich
denke: es iſt ja nicht Vieles und Gutes
an Deinem Eſſen, wie Deinem Trinken,
was ich hergeſchleppt habe. Und möge
es (gut) ſein oder nicht (?), was ich ſage,
was ich denke, o Gott, iſt: Du biſt meine
Mutter, Du biſt mein Vater.

Jetzt werde ich alſo ſchlafen unter
Deinen Füßen, unter Deinen Händen,
Du Herr der Berge und Thäler, Du Herr
der Bäume, Du Herr der Schlinggewächſe.

Morgen iſt wieder der Tag, morgen iſt
wieder das Sonnenlicht.

Ich weiſs nicht mehr, wo ich dann ſein
werde.

*) Der Ausdruck »rubel a cvuok, a cvuúk« bedeutet »unter Deiner Macht«, wörtlich »unter
Deinen Füßen, Deinen Händen«.

Sapper, Das nördliche Mittelamerika.

Ani lin na, ani lin tyucvuá? Cajat ajcvui, at i dios.

Laat ajcvui at iloc cvué, tateuyanc cvué se li jun chi bè, matacvui jun chi kek, jun tixk'ok, chamuc chabalap tacvui, at i dios, at in kaxil at loklaj tzultaccá.

Cajcvui nantyè, najulchicá, uix cvuan chic, uix may chic, xintyè, laat ajcvui tateuyuc tatsachoc lin mäs.

Nr. 6. Gebet an den christlichen Gott vor einem Kreuze auf der Reise nach dem Verbrennen von Copal.

At i dios, at ajual santissima cruz. Xulinelk rubel a cvuok, a cvuók.

Anakvuan cachin xmar la cvuá, la k'ukha xink'amchac.

Moco cvuan ta xchamal xsasal tinkè acvué.

Jun taná li mër, jun taná li cuartillo, xinjal, xincas chac se li chinal, se li nebail.

C'ape nacacvuaj, naco vec, naco iloc, at i dios.

Hocain ajcvui ut xsailal lin chol, xsailal li cvuanum.

Xulinelk ahi, nacvuil at ajcvual santissima cruz.

Maka li jun chikek, maka li jun tanek.

Hocain rajcvui xsailal lin chol, naj xinkvuaclic chak chiré chirú lin tzulul lin taccaal.

At i dios, at ajual santissima cruz, cvuancat arcvuin, at ajual santissima cruz.

Xcanleval li Jesu Christo, naj cvuancat ahi chiré chirú li loklaj angel tzultaccá.

Nacacvuil li nim chin.

Laat ajcvui nacatilloc ré, nacad cayá ré laj chinal, laj nebail.

Wer ist meine Mutter, wer ist mein Vater? Nur Du, o Gott!

Du siehst mich, Du beschüttest mich auf jedem Wege, in jeder Finsternis, vor jedem Hindernis, das Du verstecken, das Du beseitigen mögest, Du o Gott, Du mein Herr, Du Herr der Berge und Thäler.

Nur das ist es, was ich sage, was ich denke, sei es nun, daß es mehr, sei es, daß es nicht mehr sein sollte, als ich gesagt habe: Du erträgst, Du vergiebst meine Sünden.

Du o Gott, Du allmächtiges, heiligstes Kreuz. Ich bin angelangt unter Deinen Füßen, Deinen Händen.

Jetzt habe ich ein klein wenig Deines Essens, Deines Trinkens gebracht.

Es ist ja nicht Vieles oder Gutes, was ich Dir gebe.

Vielleicht einen halben, vielleicht einen viertel Real*) habe ich gewechselt, habe ich geliehen in meiner Kleinheit, in meiner Armuth.

Nach Deinem Willen wandern wir, fegen (d. h. reifen) wir, o mein Gott.

Deshalb ist auch mein Herz froh, meine Seele froh.

Ich bin hierher gekommen, Du siehst es, Du allmächtiges, heiligstes Kreuz.

Ich bin nicht krank geworden, ich bin nicht gefallen.

Darum will auch mein Herz fröhlich sein, da ich mich aufgemacht habe aus meinen Bergen, meinen Thälern (d. h. meiner Heimath).

Du o Gott, Du allmächtiges, heiligstes Kreuz, Du bist bei mir, Du allmächtiges, heiligstes Kreuz.

Todespfahl Jesu Christi, du bist hier an der Seite und vor dem Engel Tzultaccá.

Du beschüttest die Großen, die Kleinen.

Nur Du beschüttest, Du siehst die Kleinen, die Armen.

*) Ein Real ist der achte Theil eines Peso, also 12½ Centavos.

Tyalat i dios, moco in chinal, in nebail
li bar cvuan nabaná.

Jó vui taná chik'ut in chinal in nebail,
li tyoquin cvui.

K'ape li tinrá a li jun chi mer li jun
chi real tyoquin sa chinal sa nebail.

Matacvui li niquinevuaclic toj ajcvui li
naco cvuaclic li jun chi cvuink.

Matacvui li nacocvuaclic inka nakil li
jun chi mer, ut an a dios tyoquin chi rá
chi sá se li chinal, sa li nebail, chirix li
cvuas, li cvuitz'in.

K'ape naj tyoquin, ma chaquinta a li
jun chi mer, jun chi real tevuaaj xintau.

Laat at cvui ut xatk'utuc xatjakok chi
ru li cvuanum, chiru lin tzejcvual.

Kajcvui un nantyè, najulchicá chacvué
chacvuú, at ajual santísima cruz. Cuancat
arcuin, jutkukat chiré chirú li loklaj angel
tzultaccá.

Kajcvui nantyè kajcvui najulchicá chac-
vué chacvuú, at ajual santísima cruz.

Anajuan ut xic cvué, tyanumèlin. Tin-
chalk cvui chic ut moco chaac in tá —
jun k'amoc li cvuanquin — uix cvuanum
ui in tzejcvual chicut lin ak'ul ilōk.

Anakvuan tinchalk vui chic moco chaa-
quinta, ui a chi li cvuanum nak'ul chac
ravíec li bar tyoquin chivec, chiiloc.

Inka nacvuaaj tachap li cvuanum; takax-
taj ajcvui.

Xinevuan ut, at i dios; chan chi quirerú
li tuxinumèc, inka chic in nanau, li lok-
laj tzultaccá; ma li us, ma li chavil, ma
li jun chic xíec.

Du bist der wahrhaftige Gott, es ist
nicht wegen meiner Kleinheit, meiner
Armuth, was Du auch thust.

So zeigt es aber vielleicht meine Klein-
heit, meine Armuth, was ich schaffe.

Was verlange ich denn, als nur einen
halben, einen ganzen Real; ich bin in der
Kleinheit, in der Armuth.

So wie ich mich erhebe, so erhebt sich
Jedermann.

So wie wir uns erheben, sehen wir nicht
auf einen halben Real, und dies, o Gott,
thue ich in Leid und Freud, in der Klein-
heit, in der Armuth, wie meine Neben-
menschen.

Weshalb ich es thue, das fage ich nicht;
ich will einen halben, einen ganzen Real
verdienen.

Du selbst hast es gezeigt (gelehrt), hast
es eröffnet meiner Seele, meinem Leibe.

Nur das Eine fage ich, denke ich vor
Deinem Munde, vor Deinem Angesichte,
Du allmächtiges, heiligstes Kreuz. Du bist
bei mir! Du stehst an der Seite und vor
dem Engel Tzultaccá.

Nur das fage ich, nur das denke ich,
vor Deinem Munde, vor Deinem Ange-
sichte, Du allmächtiges, heiligstes Kreuz.

Und jetzt gehe ich weiter, ich bin im
Vorbeigehen. Ich komme wieder, aber
ich fage wohl nicht — da ich weit weg
wohne — ob meine Seele, ob mein Leib
kommt, um Dich zu sehen.

Jetzt komme ich wieder; ich frage nicht,
ob es meine Seele fein wird, welche kommt,
um sich zu verabschieden, da, wo ich reise
und schaue.

Ich will nicht, daß Du meine Seele
aufhältst; laß sie vorübergehen.

Lebe also wohl (= ich gehe also fort),
Du o Gott; wie es fein wird, wie ich
vorbeikomme, das weiß ich nicht mehr,
o Herr der Berge und Thäler; ob es gut,
ob es schön, ob es schlecht fein wird.

Cajat ajcvui naeat iloc nacatcayá re; ch'a cvuusi li k'esal pec, k'esal ché, k'esal k'am; xatcvuusi xamuc se lin vué, ma ta-cvui li tanèc chire chiru li loklaj tzultaccá, li bar tuxinelk, tuxinumèc.

Ulj li éutan, li sakkèinc, inka chic nanau utan. At i dios, at ajual santísima cruz.

(Zum Schlusse wird das Zeichen des Kreuzes gemacht.)

Nr. 7. Gebet an den Tzultaccá, drei Tage vor dem Besäen des Maisfeldes.

At i dios, at in kaxil, at in na, at in yucvuá, at loklaj tzultaccá.

Anakvuan li c'utan, anakvuan li sakkèinc; cachin xmar la cvuá la k'ukha tinkè.

Umoco cvuan texchamal xsasal tinkè acvué.

Anajuan xink'at li cvuutzuj se li ora c'utanc, li ora sakkeinc, hocain sa oxib kè, sa oxib c'utan.

Matará matachaj ma chak'ut cvui chiru li cvuanum, lin tzejcvual. Matará matachaj ma chak'ut cvui lin cvuá li k'ukha, at in na, at in yucvuá, at loklaj angel tzultaccá.

Ani lin na, ani lin tyucvuá? Laat utan ruqu'uin li calec, h' ac' irc, li cvuac, li uk' ac.

Anakvuan at i dios chacvuok, chacvuuk, chielk tacvui lin jal, at in na, at in yucvuá, at loklaj tzultaccá tatevuakliec chak.

Anajcvuan li c'utan, anajuan li sakkeinc, hocain se oxib kè, se oxib k'utan; nacat-cvuakliec chac, at loklaj Pecmó, at loklaj Cojaj, at loklaj Chiitzam, at loklaj Xekabyuc, at loklaj Cancuën, at loklaj Chakmayic.

Nur Du siehst, Du schauest es. Beseitige die verletzenden Steine, die verletzenden Baumstämme, die verletzenden Schlingpflanzen; beseitige sie, entferne sie von meinem Wege, damit ich nicht stürze neben und vor dem Herrn der Berge und Thäler, da wo ich hingehe und vorbeikomme.

Morgen ist der Tag, morgen das Sonnenlicht; ich weiß davon noch nichts. Du o Gott, o allmächtiges, heiligstes Kreuz!

Du o Gott, Du mein Herr, Du meine Mutter, Du mein Vater, Du Herr der Berge und Thäler.

Jetzt ist der Tag, jetzt ist das Sonnenlicht, ein klein Wenig Deines Essens, Deines Trinkens gebe ich hier.

Und es ist nicht Vieles und Gutes, was ich Dir gebe.

Jetzt habe ich das Opfer verbrannt in der Stunde des Tages, der Stunde des Lichtes, ebenso (werde ich es thun) in drei Sonnen, in drei Tagen.

Es schmerzt Dich nicht, es macht Dir keine Mühe, (Dich) vor meiner Seele, meinem Leibe zu zeigen; es schmerzt Dich nicht, es macht Dir keine Mühe, mein Essen, mein Trinken (mir) zu zeigen, Du meine Mutter, Du mein Vater, Du Engel, Herr der Berge und Thäler.

Wer ist meine Mutter, wer ist mein Vater? Du gewiß wegen der Rodung, der Reinigung (des Maisfeldes), wegen des Essens, des Trinkens.

Jetzt, o mein Gott, bin ich vor Deinen Füßen, vor Deinen Händen, damit mein Mais emporspresse, Du meine Mutter, Du mein Vater, Du Herr der Berge und Thäler, lasse ihn aufkeimen.

Jetzt ist der Tag, jetzt ist das Sonnenlicht; ebenso wird es sein in drei Sonnen, in drei Tagen; lasse ihn aufkeimen. Du Herr von Pecmó, Du Herr von Cojaj, Du Herr von Chiitzam, Du Herr von Xekabyuc, Du Herr von Cancuën, Du Herr von Chakmayic.

Se oxib kè, se oxib c'utan najtau xnaj
chacvué chacvuu.

Matará matachaj matacui c'a chi cheoc
chantacvui naj xinchic naj xinmu chacvué
chacvuu.

Matavi c'a chi chéoc xamuc xabalap
tacvui la cvualk.

Xattzec tacvui chi oxlaju tzul chi oxlaju
tacca; moco camk, moco sachk tacvuaj
chirix tyuam ticam, cvuaj chirix li cvuixim
aj tzitzb aj tuxb.

Sa cvukub kè, sa cvukub c'utan t'cvuil
xsi li re, xsi li ru a cvuilom a cayom chi
c'utan naj nacakè chire chiru.

Se ix caba i dios hauabej, dios kajolbej,
Espiritu santo.

Nr. 8. Gebet an den Tzultaccá beim Ernten des Maifes, drei Tage vor der Ernte;
dabei wird Copal vor dem Kreuze im Haufe verbrannt (Abends).

At i dios, at in kaxil, at in na, at in
yucvuá, at loklaj tzultaccá.

Anajkvuan ut hocain sa oxib kè, sa
oxib c'utanc, nantyó xxcocval lin hal
chacvué chacvuá, at loklaj tzultaccá.
Xak'ut cvui ut chik'u chirú li cvuanum
lin tzejcvual.

Cachin ut xmar la cvuá, la k'ukha
tinkè acvué; moco cvuan ta tinkè acvué
u lain cvuan xchamal xsasal lin cvua, li
k'ukhá; xak'ut cvui chiru li cvuanum lin
tzejcvual, at in na, at in yucvuá.

Tinchikib ut xxocval moco hoon nanchoi
ihoon lix xacval chacvué chacvuá;

toj hatyal taná, harup kè, harup k'utan
naxocvui; moco jompat ta xsicval se li
jun chi pim elajic tyoquin tana chi enquelé.

In drei Sonnen, in drei Tagen wird fo
(der Samen) seinen Platz finden vor Deinem
Munde, vor Deinem Angesichte.

Es schmerzt Dich nicht, es macht Dir
keine Mühe, ihn zu beschirmen vor Allem,
was ihm widerfahren kann, denn ich stecke
ihn, denn ich decke ihn zu vor Deinem
Munde, vor Deinem Angesichte.

Mögest Du alle Deine, ihm schädlichen
Thiere verstecken und befestigen.

Wirf sie hinweg über dreizehn Berge,
über dreizehn Thäler! Ich will nicht,
daß er absterbe und vergehe . . . viel-
mehr will ich, daß mein Mais keime und
sprosse.

In sieben Sonnen, in sieben Tagen werde
ich nachsehen nach der Gesundheit deffen,
was ans Tageslicht kommt, um dazwischen
zu thun (nachzupflanzen).

Im Namen Gottes des Vaters, Gottes
des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Du o Gott, Du mein Herr, Du meine
Mutter, Du mein Vater, Du Herr von
Berg und Thal.

Jetzt und ebenso in drei Sonnen, in
drei Tagen werde ich beginnen mit dem
Zusammenlesen (Ernten) meines Maifes vor
Deinem Munde, vor Deinem Angesichte,
Du Herr der Berge und Thäler. Zeige
ihn mir also vor meiner Seele, meinem
Leibe.

Ein klein wenig Deines Effens, Deines
Trinkens gebe ich Dir; es ist (fast) nichts,
was ich Dir gebe; aber ich, ich habe
Vieles und Gutes von meinem Essen, meinem
Trinken; Du hast es gezeigt (geschenkt)
meiner Seele, meinem Leibe, Du meine
Mutter, Du mein Vater.

Ich fange also mit der Ernte an, ich
werde aber heute nicht mit dem Ernten
fertig vor Deinem Munde, vor Deinem
Angesichte;

wer weiß, wie viele Sonnen, wie viele
Tage ich ernte; es geht nicht schnell, im
Unkraute zusammen zu suchen, ich voll-
bringe es wohl nur langsam.

Toj achityal tintyè acvué, at in ná, at in yucvuá, at loklaj angel tzultaccá.

Tat cvuatilá vi chic c'a na maji, at i dios.

Wer weiß, bis wann ich zu Dir sprechen kann, Du meine Mutter, Du mein Vater, Du Engel, Herr der Berge und Thäler.

Ich werde wieder zu Dir beten, warum denn nicht, Du mein Gott.

Nr. 9. Gebet an den christlichen Gott in der Kirche, gebetet vom Vater des Bräutigams bei der Hochzeit unter Verbrennen von Kerzen, in Gegenwart der Mutter des Bräutigams.

At i dios, at in kaxil, at in na, at in yucvuá. Ani pe li kaná li kacvuá? Cajat ajcvui utan ruqu'in li c'a irèrú nanumè se li kachol, se li kanum, at in kaxil (k)acvuá ruqu'in li vèc, li iloc; tyal moco chan ta xtyè li ranum, lix tzejcvual li cvualal lin kajol.

Ocan, cvuaxin, ma chantara cvué tyalá ajbá xcvuachec inka uxl lain xna, xtyucvua.

Tyal ma xjepval li tumin chiru li cvuanum, lin tzejcvual; chirix vuan li jun atal, maka li moz.

Laat acvui ut xatochōc ranum xmusic li cvuas, li cvuitz'in.

Bar vi tinvec, tiniloc; ma tará matachaj vi ut naj xintau jun ac ralal xkajol li cvuitz'in at in yucvuá.

Cajcvui nantyè, najulchicá rubel a cvuok, rubel á cvuók, at in yucvuá cutkuquex arcvuin sa sant Iglesia cabl, at in kaxil, at yucvuá.

Du o Gott, Du mein Herr, Du meine Mutter, Du mein Vater! Wer ist unsere Mutter, wer ist unser Vater? Nur Du gewiß wegen alles Dessen, was vorgeht in unserem Herzen, in unserer Seele, Du mein Herr, unser Vater, wegen dem Reifen, dem Sehen; es ist wahr, wie sollte es nicht die Seele, der Leib meines Sohnes, meines Sprößlings fagen.

Trete ein, mein Vater, sagte er mir nicht einmal, nur weil ich that, was ich überlegt hatte, denn ich bin seine Mutter, sein Vater.

Es ist wahr, nicht um das Geld zu verschwenden für meine Seele, meinen Leib, weil ich ein Einzelner bin und keinen Nachkommen habe.

Du nur sicherlich hast die Seele, den Athem meiner Nebenmenschen erweicht.

Wo ich gehe und sehe, es schmerzte Dich nicht, es machte Dir keine Mühe und ich fand dann eine Tochter, den Nachkommen eines Nebenmenschen, Du mein Vater!

Nur das fage ich, das denke ich, unter Deinen Füßen, unter Deinen Händen, Du mein Vater! Ihr seid bei mir im Hause der heiligen Kirche, Du mein Herr, Du o Vater.

Nr. 10. Gebet beim Begräbnisse der Frau, gesprochen vom Manne.

Xinacanab, at cvuixiquil, xatlaj, xatosó; chanta naj xincvuanc ma chic li chin cvuac; jun torol la vual xatcanab chievuu. Cvua uk tèraj.

Moon ta naquinok li jun chi ixk chi quèéc; ani ta tequiok lix cvuá la vual chievuá.

Du hast mich verlassen, Du mein Weib, Du bist entschwunden, Du bist todt; wie werde ich denn sein, ohne ein Bischen zu essen! Einzig und allein Deine Kinder hast Du mir gelassen; essen, trinken wollen sie.

Ich kann doch nicht wie ein Weib (Mais) mahlen; wer soll mir das Essen Deiner Kinder bereiten?

Tyal cvninkin naj xincaná. Xinacanab
se li jun atal cayanc.

Wahrlich als ein einzelner Mann bin ich
geblieben. Du hast mich zurtückgelassen,
um dies Alles mit anzusehen, mit anzu-
schauen.

Nr. 11. Gebet beim Begräbnisse des Mannes, gesprochen von der Frau.

Xatcamc, at in belom, xinacanab. Xat-
laj, xatosó; inka chic ut naquin nanau
ma chic xintyal li ic, li atz'am, ma chi
rajoc, ma chi kfoc, ma xintau, ma maji;
tyal jun chi ix kin naj xincaná.

Du bist gestorben, Du mein Gatte, Du
hast mich verlassen. Du bist entschwunden,
Du bist todt; ich weiß nicht mehr, ob
ich wieder Chile oder Salz versuchen werde
zum Würzen, zum Angenehmmachen, ob
ich es finde oder nicht; ich bin nur ein
einzelnes Weib, denn ich bin zurtück-
geblieben.

Ca ta chic tintau cvui li mer, ohin sa
chinal, sa nebail; ma chaquinta, at i dios
xacvuaj tana ranum lin na, lin sumel.

Wie werde ich wieder halbe Reales
bekommen, ich will gehen in der Klein-
heit, in der Armuth; ich frage nicht dar-
nach, o mein Gott, Du hast vielleicht die
Seele meiner Mutter (Ernährer), meines
Gatten gewollt.

Nr. 12. Gebet eines ledigen jungen Mannes, beim Tode seines Vaters
oder seiner Mutter.

Xatcamc, $\frac{cvuá}{ná}$, xinacanab. Chanta chi-
naj in cvuanc lac ta ut chi cvuanc li cvui-
xaquil ut an tyal junin chi chajom.

Du bist gestorben $\frac{\text{Vater}}{\text{Mutter}}$, Du hast mich
verlassen. Wie wird es mir ergehen, hätte
ich doch wenigstens eine Frau, aber ich
bin allein als ein Lediger.

Chan ta tinbanú naj tintyè, ohin chivec,
ma chaquinta; laextoj laex li jun chi uabej.

Was soll ich thun, sage ich; ich sage
nicht, dafs ich fortgehe; Ihr, nur Ihr seid
mein Vater.

Toj laex ajcvui texvec, texiloc. Xinvec,
xiniloc, ma chaquinta, tyal junin chichajom,
at i dios, at in na, at in yucvuá. Cvuancat
ahi.

Ihr auch seid gereift, habt gesehen
(d. h. seid erfahren). Ich bin gereift, ich
habe (viel) gesehen, davon spreche ich
nicht, aber ich bin allein als Lediger, Du
mein Gott, Du meine Mutter, Du mein
Vater. Du bist bei mir.

Die Handelsbeziehungen der Indianerstämme im nördlichen Mittelamerika*).

Von den eigenthümlichen Erscheinungen, unter denen sich der Binnenhandel des nördlichen Mittelamerika abspielt, verdienen diejenigen Handelsbeziehungen, welche die Indianer auf eigene Rechnung und Gefahr unterhalten, ein besonderes Interesse, da sie uns gewisse Andeutungen über den Handelsverkehr in vor-columbischer Zeit zu geben vermögen, denn trotz der mannigfachen Aenderungen, welche durch den Einfluss der Europäer in den gesammten Lebensumständen der Indianer eintraten, sind sie doch in gewissen Zügen der althergebrachten Sitte treu geblieben und folgen vermuthlich im Großen und Ganzen noch jetzt denselben Handelsstraßen, welche vor Ankunft der Spanier für sie maßgebend waren. Freilich ist die Richtung des Handelsverkehrs durch die Natur vorgezeichnet: die Mannigfaltigkeit der Klimate, das örtliche Vorkommen technisch wichtiger Mineralien, Erdarten und Gesteine, sowie die darauf gegründete landwirthschaftliche und gewerbliche Thätigkeit haben naturgemäße schon in den älteren Zeiten Handelsverbindungen zwischen den Bewohnern der verschiedenen Gegenden hervorgerufen, und da dieselben äußeren Einflüsse noch heutzutage fortdauern, so ist auch der indianische Handel in den Grundzügen gleichartig geblieben.

Was die räumliche Ausdehnung des indianischen Handelsverkehrs betrifft, so hat sich allerdings seit Ankunft der Spanier Vieles geändert: manche einst volkreiche Gegenden sind jetzt nur noch von einer dünn gesäeten Bevölkerung bewohnt oder auch gänzlich unbewohnt; allenthalben hat dem Anscheine nach

*) Vergl. Das Ausland, Jahrgang 65 (1892), Nr. 38, S. 593 bis 596.

die Volkszahl abgenommen, und in weiten Gebieten des südlichen und östlichen Guatemalas, in S. Salvador und im westlichen Honduras ist der spanische Einfluß so weit siegreich gewesen, daß dort die Indianer, obgleich sie sich vielfach unvermischt erhalten haben, nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihre althergebrachte industrielle Thätigkeit mehr oder minder vollständig aufgegeben haben, in Folge dessen sich in diesen Gegenden für die Indianerstämme von Mittelguatemala ein neuer Markt ihrer industriellen Erzeugnisse aufgethan hat.

Auch in anderer Hinsicht sind seit Ankunft der Spanier einschneidende Veränderungen eingetreten, und ich will folgende Umstände namhaft machen, um die Grenzen anzudeuten, innerhalb deren von den Indianern ein Beharren in den Fußstapfen ihrer Vorfahren erwartet werden kann.

Das Verkehrswesen hat sich in Guatemala seit der Conquista auf eine viel höhere Stufe erhoben, zunächst durch Einführung von Reit-, Last- und Zugthieren und Anlage entsprechender Straßen und Brücken, in neuester Zeit auch durch Bau von Eisenbahnen und Einrichtung einiger Dampferlinien. Diese modernen Verkehrsmittel dienen aber weniger dem Binnenhandel, als der Erleichterung der Ein- und Ausfuhr, auch die Anlage von Reitwegen kommt für den indianischen Handelsverkehr kaum in Betracht, da nur die Indianer der Altos (besonders Quiché-Indianer, Mames, Tzotzillès und Tzentales) sich dann und wann bei ihren Handelsreisen der Lastmaulthiere bedienen; im Allgemeinen aber tragen die indianischen Händler der überwiegenden Mehrzahl nach ihre Waaren (deren Gewicht in jedem einzelnen Falle einen Centner und mehr betragen kann) mittelst eines Stirnbandes in einem Tragnetze oder hölzernen Traggestell auf dem Rücken mit sich, wie solches in vorspanischer Zeit ausschließlich Gebrauch war. Aus diesem Grunde genügen schmale Fußwege dem indianischen Händler vollständig, und einfache Baumstämme oder die aus Lianen geflochtenen Hängebrücken, wie man sie in der Alta Verapaz noch häufig, zum Theil mit recht ansehnlicher Spannweite (bis 30 m) antrifft, thun dem Indianer dieselben Dienste, wie die schönsten Brücken von Stein- oder Eisenconstruction. Der indianische Handelsverkehr auf den natürlichen Wasserstraßen (mittelst Ruderbooten) ist gegenwärtig

sehr unbedeutend, dürfte aber früher ziemlich große Ausdehnung befeffen haben.

Die Einführung von Metallgeld, das die früher üblichen Tauschmittel allmählich verdrängte, hat die Vermittelung des Handels sehr erleichtert und den Tauschhandel in den Hintergrund gedrängt; ganz aufgehört hat derselbe aber nicht, und in gewissen Gegenden pflegt der Indianer noch heutzutage sich die Lebensmittel, die er bedarf, gegen Gewürze und andere Kleinigkeiten einzutauschen, da er dieselben gegen Geld gar nicht erhalten würde.

Die spanische Sprache ist im Laufe der Zeit in den meisten Gegenden, selbst da, wo die indianische Bevölkerung stark überwiegt und die einheimischen Sprachen noch herrschend sind, Verkehrssprache für die fremden Händler geworden, und so ist denn der indianische Handelsmann in den meisten Fällen genöthigt, sich einige Kenntniss des Spanischen anzueignen, wodurch sich das Spanische auch unter Stämmen verbreitet, die sich sonst stark ablehnend gegen diese Sprache verhalten. Nur in einigen Gebieten herrschen die einheimischen Sprachen noch so ausschließlich, daß fremde Händler sich derselben bedienen müssen, so in einigen Theilen der Alta Verapaz und der Altos. Daher kommt es, daß die Kekchi-Sprache von zahlreichen Pokomchi- und manchen Maya-Indianern, die Quiché-Sprache von zahlreichen Mame-, Aguacatan-, Ixil-, Uspantan-, Pokomchi-Indianern u. a. gesprochen wird.

Von der größten Bedeutung für den indianischen Handel ist der europäische Einfluß dadurch geworden, daß eine große Zahl neuer Handelsgegenstände in Aufnahme kamen. Solche lieferten zunächst die eingeführten Nutzpflanzen, sowohl diejenigen des kalten Landes (Weizen, Kartoffeln, Apfelbäume, Zwiebeln u. f. w.), als auch diejenigen des gemäßigten und warmen Landes (Reis, Kaffee, Zuckerrohr u. a.). Auch die Zucht der eingeführten Hausthiere (Geflügel, Rindvieh, Schweine, Schafe, seltener Pferde, Maulthiere, Ziegen) wird von Indianern betrieben; der Handel mit diesen Thieren ist aber meist ein örtlich beschränkter; nur die Schweine werden häufig von Indianern zum Verkaufe nach entfernten Städten verbracht, wobei man die Vorsicht anwendet, die Klauen der Schweine

beim Wege über quarzhaltiges Gestein durch eine Art Schuhe zu schützen. Von den eingeführten Hausthieren sind für Industrie und Handel der Indianer die Schafe am wichtigsten geworden, welche in den trockenen Hochlandgebieten von Guatemala und Chiapas in ziemlich großer Zahl gezüchtet werden; die Wolle wird von den dortigen Indianern theils als solche verhandelt, theils an Ort und Stelle verarbeitet. — In neuerer Zeit sind auch europäische Producte Gegenstand des indianischen Handels geworden; die Mehrzahl solcher Objecte wird jedoch von den indianischen Consumenten aus den Kaufläden der Ausländer oder Ladinos direct gekauft, wie denn überhaupt der indianische Handel sich hauptsächlich auf Erzeugnisse indianischer Landwirthschaft und Industrie beschränkt.

Durch den europäischen Einfluss hat übrigens auch die ursprüngliche landwirthschaftliche und gewerbliche Thätigkeit der Indianer mannigfache Veränderungen erlitten, was begreiflicher Weise für die Gestaltung des indianischen Handelsverkehrs von der größten Bedeutung war.

Der Anbau der einheimischen Culturpflanzen ist stark zurückgegangen, indem entweder neu eingeführte Nutzpflanzen die einheimischen theilweise verdrängten, oder auch die Einfuhr europäischer Erzeugnisse die Cultur derjenigen Pflanzen, welche gewissen Industriezweigen als Grundlage dienten, vernachlässigen liefs. So hat die Einführung von Kaffee als Genufsmittel die früher üblichen Genufsmittel (Cacao, Pataxte) stark in den Hintergrund gedrängt, und die Einfuhr von Baumwollgeweben hat die indianische Baumwollcultur und -Industrie so geschädigt, dafs dieselbe in absehbarer Zeit ganz aufhören dürfte.

Durch die Einfuhr europäischer Waffen, Werkzeuge und Geräthe haben die früher hierfür verwendeten Materialien (Feuerstein, Obsidian, krySTALLINISCHE Schiefer, Kupfer u. a.) ihre bisherige Bedeutung verloren, wie denn auch die Orte, wo diese Rohstoffe in größerer Menge und guter Beschaffenheit vorkommen, allmählich aufhörten, Mittelpunkte der auf diese Materialien gegründeten Industrie und des entsprechenden Handels zu sein. Nur wenige der im Lande sich findenden mineralischen Rohmaterialien haben noch heute ihre einstige Bedeutung bewahrt. Stücke von Glimmerschiefer, Gneis, Kiefelschiefer und dergleichen Gesteinen

werden noch immer allgemein als Schleiffsteine benutzt und werden, da diese Gesteine nur in bestimmten Gegenden des Landes anstehen, aus ziemlich weiten Entfernungen dort geholt; eine Industrie oder nennenswerther Handel hat sich aber nicht darauf gegründet, da die Indianer bezüglich der Gröfse und Form der Schleiffsteine bescheidene Ansprüche machen. — Die Herstellung von Maismahlsteinen aus Andesiten und Basalten wird noch heutzutage von den Indianern einiger Orte eifrig betrieben, und der Handel mit diesen auch im Haushalte von Mischlingen und Europäern unentbehrlichen Geräthen hat seit Ankunft der Spanier sogar noch an (räumlicher) Ausdehnung gewonnen, indem im Petén früher Kalksteine, in den nördlichen Gebieten der Alta Verapaz aber krySTALLINISCHE Schiefer (wenigstens theilweise) das Ausgangsmaterial für die dortigen, auch der Form nach verschiedenen Mahlsteine bildeten. — Der Handel mit Töpferwaaren hat insofern andere Wege eingeschlagen, als durch den Verfall der Töpferei in manchen Gebieten von Südost-Guatemala dort selbst eine Einfuhr von Geschirr aus Mittel-Guatemala nothwendig geworden ist; in neuerer Zeit sind auch europäische Erzeugnisse (Gefäße aus Porcellan, Glas, Metall) als Mitbewerber auf dem Markte aufgetreten und haben schon an vielen Orten Eingang in den indianischen Haushalt und Handel gefunden. — Der Handel mit Salz hat in neuester Zeit einige Aenderung erfahren, indem ausländisches Salz in Mitbewerb mit dem einheimischen getreten ist.

Durch die kurz nach Ankunft der Spanier beginnende allgemeine Verarmung der indianischen Bevölkerung, sowie durch Abschaffung des heidnischen Ritus ist das indianische Kunstgewerbe rasch seinem Verfall entgegen gegangen, die Gewinnung und Bearbeitung von Metallen und edlen Steinen ist bald in Vergessenheit gerathen, und damit hat natürlich auch der Handel mit dergleichen Gegenständen sein Ende gefunden. Was an Schmuck heutzutage getragen wird, ist meist europäischer Herkunft. Der frühere schwunghafte Handel mit Vogelfedern hat aufgehört und an seine Stelle ist unter veränderten Umständen ein Handel mit Vogelbälgen getreten, so namentlich in der Alta Verapaz, wo der prachthvolle Quetzal (*Pharomacrus mocinna*), dessen Erhaltung in vorcolumbischer Zeit durch strenge Jagd

gesetze gesichert war, in vielleicht nicht allzu ferner Zeit ausgerottet sein dürfte. Manche Indianer beschäftigen sich auch gelegentlich mit Orchideenhandel.

Die Aenderungen in der Tracht, welche grossentheils wieder auf den spanischen Einfluss zurückzuführen sind, haben gleichfalls Aenderungen in den Handelsbeziehungen der Indianer hervorgerufen. So hat der immer allgemeiner werdende Gebrauch, Hüte zu tragen, ein rasches Aufblühen der Hutflechterei und einen starken Huthandel erzeugt; der Gebrauch wollener Kleidungsstücke hat eine schwungvolle indianische Industrie in den Hochländern ins Leben gerufen, und die Sitte der Kekchi- und Pokomchi-Indianerinnen, die Zöpfe, oder richtiger Haarwülste, mit schwerem, roth gefärbtem Wollschmuck zu umwickeln, hat zu einem lebhaften Handelsverkehr mit Comitán (Chiapas) und S. Cruz del Quiché geführt, woselbst diese Gegenstände (tupuy) heutzutage verfertigt werden.

Der Handel mit Farbhölzern und indianischen Heilmitteln ist gegenwärtig recht geringfügig, dürfte aber früher eine ansehnliche Bedeutung gehabt haben.

Wenngleich, wie aus Obigem zu ersehen ist, im indianischen Handel seit Ankunft der Spanier grosse Umwälzungen stattgefunden haben, so ist es doch bezüglich der Art des Handels und bezüglich mancher Handelsgegenstände so ziemlich beim Alten geblieben. So dürfte z. B. die Verfertigung von Körben, Matten, Besen, Stricken, Netzen, Hängematten, Feuerfächern, Suyacales, Guacales, Jicaras u. dergl. gleich geblieben sein und auch der Handel mit diesen Gegenständen hat gewiss nur wenig Veränderung erfahren.

Der indianische Handel Guatemalas vollzieht sich grossentheils auf Jahrmärkten, welche in gewissen Ortschaften gelegentlich kirchlicher Feiern abgehalten werden, so in Chiantla, Rabinal, Salamá und zahlreichen anderen Orten. Der bedeutendste Markt ist derjenige von Esquipulas, wo ein Wunder wirkendes, hölzernes Christusbild und die Freude an Handel und Gewinn alljährlich (in den ersten Wochen des Januar und um Ostern) viele Tausende von Indianern und Ladinos aus Guatemala, San Salvador und Honduras, gar manche sogar aus Nicaragua, Britisch-Honduras, Yucatan und Chiapas zusammenführt. Der grösste Theil der

indianischen Waaren wird aber im Haußierhandel abgesetzt, indem der Handelsmann theils seine eigenen, theils fremde Erzeugnisse mit sich nimmt und auf seinen Wanderungen allmählich absetzt. Ausgangspunkt oder Endziel der indianischen Handelsreisen sind die Hauptproductionsgegenden, und so bestimmt sich die Richtung des Handelsverkehrs, wie schon oben angedeutet wurde, hauptsächlich durch die Gegensätze des Klimas und durch das örtliche Vorkommen mineralischer Rohmaterialien, welche an Ort und Stelle verarbeitet werden. Die Erzeugnisse des warmen und gemäßigten Klimagürtels gehen nach dem kalten Lande und umgekehrt; von feuchten Gegenden besteht ein Handelsverkehr nach trockenen Gebieten und umgekehrt; nach den Productionscentren von Töpferwaaren, Mahlsteinen und Salz kommen die indianischen Händler, um diese Artikel einzukaufen, sofern die Producenten ihre Waaren nicht selbst im Haußierhandel verkaufen.

Von den Pflanzen des warmen und gemäßigten Landes, welche Handelsartikel von größerer Bedeutung liefern, sind neben den oben angegebenen, von den Spaniern eingeführten, die folgenden einheimischen zu nennen: Cacao (im Tieflande des Petén und der Alta Verapaz, an der pacifischen Küste, im Motaguathale und im nördlichsten Chiapas), Pataxte (*Theobroma bicolor*, in der Alta Verapaz), die Corozopalme (*Attalea Cohune*, deren Blattfiedern namentlich in der Alta Verapaz und an der pacifischen Küste zur Herstellung von Suyacales — den indianischen Regendächern — und Feuerfächern verwendet werden), Baumwolle, Palma real (besonders in den trockenen Gebieten des Motaguathales und dessen Umgebung, giebt Ausgangsmaterial für die Hutflechterei), Chile und Pfeffer (namentlich in der Alta Verapaz), Tabak (in guter Qualität besonders im Departement von Zacapa in S. Salvador und im Departement Copan in Honduras), Vanille, Sarsaparilla, Copalbaum (Alta Verapaz), mehrere *Crescentia*-Arten (deren längliche resp. runde Frucht die unter dem Namen Jicara resp. Guacal bekannten Trinkschalen liefert), Agäven (besonders im Süden der Alta Verapaz angebaut und verbreitet), Campecheholz (Petén, Alta Verapaz), Grenadillos (Alta Verapaz).

Für den Handel der Bewohner des kalten Landes haben außer der Agave, welche namentlich bei Nebaj im Departement

Quiché angebaut wird, fast nur die schon oben angegebenen, von den Spaniern eingeführten Hausthiere und Nutzpflanzen Bedeutung.

Die wichtigsten Handelsartikel der Altos sind Wollstoffe (jerga) und Reisetücher (chamarra).

Centren der Töpferindustrie sind in Chiapas: im Gebiete der Zoques Tapalapa und Coapilla, im Gebiete der Tzentaes Yajalou, Tenango, Amatenango und Pinola, im Chiapanekengebiete Chiapa und Suchiapa, in Guatemala: S. Andres, S. Sebastian, Tejutla und Aguacatan (Departamento Huehuetenango), Nebaj, Chiquimula (Departamento Quiché), Chinantla (Departamento Guatemala), Salamá (Departamento Baja Verapaz) und Jilotepeque (Departamento Jalapa), in San Salvador: Cojutepeque. Naturgemäß versorgen diese Centren jeweils ihre nähere Umgebung, und an vielen nicht genannten Orten wird ebenfalls, freilich in kleinerem Mafsstabe, Töpferei getrieben. Von manchen Ortschaften aus werden die Thongefäße nach ziemlich entfernten Gegenden hin verhandelt, z. B. von Tejutla und Chiquimula aus nach Südwest-Guatemala und Südost-Chiapas, während Jilotepeque fast ganz Südost-Guatemala und West-Salvador versorgt.

Dreierlei Arten von Maismahlsteinen sind im nördlichen Mittelamerika im Gebrauche:

1. Der Maismahlstein ruht auf drei Füßen; die Handwalze ist im Querschnitte rund und dabei länger als die Breite des Mahlsteines. Solche Mahlsteine werden von Oaxaca her eingeführt (Isthmusgegend und südwestliches Chiapas) oder in schwereren Formen im Inlande hergestellt: in Chiapas bei Coapilla, bei Chamula und Tenejapa (aus Andesit), in Yucatan bei Ticul und Icaiché (aus Flint), in Guatemala bei S. Catarina (unfern Totonicapan) und bei Izapa (nahe Chimaltenango), in San Salvador bei Cojutepeque und Ilobasco (aus Andesit). Die salvadoreñischen Mahlsteine zeigen zwar auch runde Handwalzen; dieselben sind aber ziemlich kurz und bilden daher gewissermaßen einen Uebergang zur zweiten Art Mahlsteine.

2. Der Mahlstein ruht auf drei Füßen; die Handwalze ist im Querschnitte flach, und dabei kürzer als die Breite des Mahlsteines. Diese Mahlsteine werden aus Andesit in der Nähe von Jilotepeque (Guatemala) hergestellt und versorgen

Südost-Guatemala, die Verapaz, das Petén, Theile von Britisch Honduras, sowie das westliche San Salvador (bis Sonsonate herunter).

3. Der Mahlstein ist ohne Füße; die Handwalze ist rundlich und dabei kürzer als die Breite des Mahlsteins. Diese Mahlsteine werden, aus Andesit und Basalt, in Opatoro und anderen Orten des Leuca-Gebietes (Honduras), sowie in Cacaopera und S. Alejo (östliches San Salvador) angefertigt und sind in jenen Gegenden ausschliesslich üblich. — Mahlsteine ohne Füße waren übrigens in vorspanischer Zeit auch im übrigen Mittelamerika vorzugsweise üblich, wie man bei Gelegenheit von Ausgrabungen feststellen kann.

Salz wird in gröfserer Menge in S. Maddalena (Departement Quiché) und Nueve Cerros (Departement Alta Verapaz) gewonnen; in Sacapulas und S. Mateo Ixtatan finden sich gleichfalls Salzquellen, welche von den Indianern selbst ausgenutzt werden. An der pacifischen Küste und in Yucatan wird Seesalz gewonnen. Die wichtigsten Salinen in Chiapas sind diejenigen von Iztapa und von La Concordia (Valle de Cuxtepeque). Ausländisches Salz kommt bereits vielfach auf den Markt.

Wenn auch durch diese Uebersicht die allgemeine Handelsbewegung zu erkennen ist, so ist es doch nothwendig, durch einige Beispiele die Richtung und die Art der Handelsreisen zu erläutern, theils aus geographischem Interesse, theils aber auch deshalb, weil die Producenten in manchen Fällen nicht selbst auf den Hausrhandel gehen, ja der Käufer zuweilen seine Waare erst aus dritter oder vierter Hand erhält.

Quiché-Indianer von Chiquimula verkaufen Wolle und Jerga oder Reisetücher in Süd- und Südost-Guatemala; sie verkaufen auch Töpferwaaren an der Südseeküste und kommen auf diesen Wanderungen bis Champerico, Tapachula und Huehuetan. Quiché-Indianer von Totonicapan und San Francisco bringen Aepfel und Kartoffeln in Guatemala, Coban, Zacapa und anderen Orten auf den Markt.

Die Bewohner von Aguacatan (deren Sprache zur Mame-Gruppe gehört) verkaufen Knoblauch, Zwiebeln und Töpferwaaren in der Verapaz und dem Motaguathale, in Yzabal und Guatemala-Stadt, in den Altos und an der pacifischen Küste (bis Champerico).

Die Bewohner von Nebaj (Ixil-Indianer) verkaufen Stricke, Netze, Hängematten und Geschirr in den Altos und in Chiapas; in der Alta Verapaz (besonders Coban) verkaufen sie Kartoffeln und kaufen dagegen Chile und Baumwolle ein. Manchmal kommen sie sogar nach Tabasco, um Grenadillos, Zwiebeln und Knoblauch zu verkaufen und Cacao zurückzunehmen.

Der Handel der Indianerstämme der Altos Cuchumatanes (mit Äpfeln, Matten, Wolle u. a.) geht hauptsächlich nach Comitán (Chiapas). Die Tzotziles von Chamula gehen vielfach nach Tabasco, um Brot von S. Cristóbal zu verkaufen, kehren aber ohne Gepäck nach dem Hochlande zurück.

Pokomam- und Cakchiquel-Indianer aus dem Departement Guatemala und Umgebung verkaufen Geschirr in Süd-Guatemala (besonders Chiquimulilla), seltener in der Verapaz (Coban).

Die Indianer von Jilotepeque (Pokomamas) machen keine größeren Handelsreisen; ihre Erzeugnisse werden vorzugsweise von Kekchi-Indianern aufgekauft und im Hausirhandel abgesetzt, gehen aber auch nach dem westlichen S. Salvador.

Die Bewohner von Taktik (Pokomchi-Indianer) verkaufen Körbe, auch Stricke in Süd-Guatemala und der Alta Verapaz. Die Bewohner von Tomahú und Tukurú (Pokomchi-Indianer) verhandeln Suyacales und Chile nach Süd-Guatemala und den Altos (Quezaltenango).

Die Bewohner von Lanquin (Kekchi-Indianer) verkaufen Suyacales, Copalharz und Chile in Coban, Feuerfächer*) und Xanxibre**) im südlichen Guatemala, besonders der Hauptstadt. Die Cajaboneros (Kekchi-Indianer) verkaufen in Coban Baumwolle und Guacales (letztere häufig verziert***).

Kekchi- und Pokomchi-Indianer der verschiedensten Dorfschaften verkaufen im Motaguathale und Umgebung Kaffee, worauf sie dort Hüte, auch wohl etwas Cacao (in S. Agustín) aufkaufen, um sie in ihrer Heimath wieder zu verhandeln.

*) Abbildung in Stoll, Ethnologie, Tafel I, Nr. 3.

**) Die Wurzel einer mir unbekannten Pflanze, deren Gährungsproduct ein beliebtes Fiebermittel ist.

***) Die Schnitztechnik der Cajaboneros weicht übrigens wesentlich von derjenigen der Quiché-Indianer in Rabinal und Cobulco, und der Pipiles in Nanizalco (S. Salvador) ab.

Sapper, Das nördliche Mittelamerika.

Indianer von Coban gehen nach Quezaltenango, um Jerga und Reisetücher, nach Guatemala, um Mehl zu kaufen.

Die Bewohner von S. Juan Chamelco (Kekchi-Indianer) gehen nach Süd-Guatemala, um Stricke, Tragnetze, Hängematten zu verkaufen; sie kaufen von dem Erlös Tassen (europäischer Herkunft) und einheimische Töpferwaaren (Pokomam-Arbeit) in der Hauptstadt und verhandeln dieselben in Süd-Guatemala und San Salvador (besonders S. Ana); auf der Heimreise kaufen sie meistens Mahlsteine in Jilotepeque, um sie in der Verapaz, namentlich in der Gegend von Cajabon wieder abzufetzen. San Juaneros verkaufen Seilerwaaren auch vielfach im östlichen Guatemala (Yzabal, Zacapa, Esquipulas) und San Salvador (S. Ana, S. Salvador, S. Miguel, La Union), kaufen hernach Töpferwaaren in Jilotepeque auf, um sie im unteren Motaguathale und Yzabal zu verkaufen; sie nehmen als Rückfracht von Yzabal europäisches Geschirr (besonders Tassen) oder auch von Zacapa aus Cigarren, um sie unterwegs und in der Alta Verapaz wieder zu verkaufen.

Die Bewohner von S. Cruz (Pokomchi-Indianer) verfolgen dieselben Wege wie die San Juaneros, und treiben auch mit den gleichen Gegenständen, wie jene, Handel.

Die Bewohner von S. Pedro Carchá und Umgebung (Kekchi-Indianer) verkaufen Chile, Pfeffer und Anis (letzteren vom Auslande eingeführt) in den Altos und nehmen als Rückfracht Mehl von den Altos oder Cacao von der Südseeküste, oder auch Tupuyes von Comitán (feltener von S. Cruz del Quiché). San Pedraner, welche nach Esquipulas gehen, verkaufen dort Körbe, Pfeffer und Nimquiic (eine große Varietät von *Capsicum annuum*) und nehmen auf dem Heimwege Mahlsteine von Jilotepeque und Hüte von Esquipulas oder dem Motaguathale mit. San Pedraner gehen ferner nach der Hauptstadt, verkaufen dort Chile, Pfeffer, Campecheholz, Xanxibre und nehmen als Rückfracht Mehl, Cacao oder Salz.

Die Bewohner von San Cristóbal (Pokomchi-Indianer) folgen denselben Handelsstraßen und handeln mit den gleichen Gegenständen, wie die San Pedraner, in deren Gebiet sie Chile und Pfeffer einkaufen; ausser dieser Waare nehmen sie aber auch das Haupterzeugniß ihres Dorfes (Stricke, Tragnetze und Hängematten) mit auf den Weg, um es in den Altos zu verkaufen.

Zwischen den San Pedranern und den San Cristóbaleros besteht ein eigenartiges Freundschaftsverhältniß, trotz der Verschiedenheit der Sprache, was um so auffälliger ist, als zwischen den einzelnen Tribus des Kekchi-Volkes stets gegenseitige kleine Reibereien und Feindschaften vorkommen. —

Während der indianische Handelsverkehr zwischen Mittel- und Süd-Guatemala ein sehr reger ist, ist der Handel zwischen Nord- und Mittel-Guatemala — vermuthlich wegen des sehr beschwerlichen Weges — ganz geringfügig: San Pedraner gehen ins Petén, um dort Kaffee, feltener Hängematten, zu verkaufen, Mayas kommen nach San Pedro Carchá, um dort Mahlsteine einzukaufen — das ist Alles. Im Uebrigen versorgen sich die Mayas des Petén mit allen Gebrauchsartikeln, die sie nicht selbst erzeugen, theils mittelbar, theils unmittelbar von Britisch-Honduras, auch wohl von Tabasco her, während der noch vor einigen Jahrzehnten ziemlich lebhafte Handel mit der Halbinsel Yucatan gegenwärtig fast ganz aufgehört hat. Auch zwischen Chiapas und Tabasco ist der Handelsverkehr verhältnißmäßig beschränkt; ebenso in Yucatan.

Man sieht aus diesen Angaben, welche allerdings noch vieler Erweiterungen, vielleicht auch Berichtigungen fähig sind, wie weit ausgedehnt die Handelsbeziehungen der Indianer, besonders Guatemalas, sind. Es ist dies von der größten Bedeutung, da dadurch die industriellen Erzeugnisse einer bestimmten Gegend, eines bestimmten Stammes oder Dorfes vielen anderen mitgetheilt werden; in Folge dessen findet man gleichartige industrielle Erzeugnisse bei den verschiedensten Stämmen vor, nicht selten aber auch, da die Wege der verschiedenen Händler sich häufig begegnen und kreuzen, Gegenstände derselben Art, aber verschiedener Technik und Herkunft bei ein und demselben Stamme. So trifft man Hängematten von Kekchi- und Pokomchi-Indianern fast in ganz Guatemala an, zuweilen neben einheimischen Producten dieser Art, in den Altos im Wettbewerbe mit den Erzeugnissen der Ixil-Indianer; im Petén sieht man neben einheimischen Hängematten auch solche von S. Pedro Carchá, von Tabasco, auch wohl von Campeche.

Suyacales der Pokomchi-Indianer werden in einzelnen Theilen der Altos verkauft, während sonst in den Altos hauptsächlich

Suyacales von der pacifischen Küste (besonders S. Sebastian) gebräuchlich sind. Man heftet die Blattfiedern der Corozopalme durch mehrere parallele Nähte zusammen, so daß nur die Spitzen der Fiedern frei bleiben. Die Mame-Stämme dagegen benutzen die Fiedern einer Fächerpalme, welche sie an einem Ende zusammenfassen und kragenartig um den Hals hängen, während die Suyacales aus Corozo auch das Haupt des Trägers sammt seinem Gepäck schützen.

Wie in diesem Falle läßt sich auch bezüglich der Töpferwaaren häufig an Form und Technik die Herkunft feststellen. Wer z. B. im Motaguathale einen dreihenkeligen Cántaro (Wasserkrug) sieht, darf bestimmt annehmen, daß derselbe von Jilotepeque stammt; eine zweihenkelige Tinaja (Wasserkrug), die man dort sieht, ist höchst wahrscheinlich Erzeugniß von Pokomam-Indianern, und wenn man im Motaguathale ein Schuhgefäß*) sieht, so darf man sicher sein, daß dasselbe von Aguacatan-Indianern erzeugt und gebracht worden ist, denn das Schuhgefäß wird von den östlichen Stämmen gar nicht hergestellt und scheint bei denselben auch früher niemals üblich gewesen zu sein.

Obgleich der europäische Einfluß dem indianischen Handelsverkehr immer engere Grenzen zieht, so ist doch unverkennbar, welche wichtige Rolle derselbe auch jetzt noch im Leben der einzelnen Stämme spielt. In vorcolumbischer Zeit aber hat der indianische Handel zweifellos eine noch viel größere Bedeutung besessen, obwohl damals die industriellen Thätigkeiten (z. B. Töpferei, Seilerei) viel allgemeiner geübt wurden und demnach der Handel mit jenen Erzeugnissen verhältnißmäßig weniger lebhaft war. Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir sagen, daß durch den Handel hauptsächlich die jeweiligen Culturfortschritte eines Stammes den übrigen mitgetheilt wurden. Wie noch jetzt dann und wann gewerbliche Gegenstände von verschiedener Technik und Herkunft durch den Handel zu ein und demselben Stamme kommen, so ist das zweifellos auch früher der Fall gewesen, und es läßt sich wohl denken, daß früher, wo die gewerbliche und kunstgewerbliche Thätigkeit sich so eifriger Pflege und hoher Blüthe erfreute, derartige Gegenstände nachgeahmt wurden. Auf

*) Ein den dort gebräuchlichen Schuhgefäßen ähnliches Gefäß abgebildet in Stoll, Ethnologie, Tafel II, Nr. 19.

folche Weise haben sich vielleicht die der Mayafamilie fern stehenden Stämme Guatemalas allmählich der Cultur der Mayaftämme affimilirt, wenn sie nicht etwa durch den Verfall ihrer Industrie genöthigt wurden, den gewerblichen Erzeugnissen der herrschenden Mayaftämme in ihrem Haushalte Bürgerrecht zu geben*).

Möglicherweise aber haben in umgekehrter Weise sich die Mayaftämme Guatemalas (namentlich West-Guatemalas) an die höhere Cultur der einwandernden (oder von den einwandernden Mayas vorgefundenen) Pipiles (Nahuatl) angelehnt, und Stoll**) hat in der That manche bemerkenswerthe Anhaltspunkte für diese Annahme beigebracht.

Möge dem aber sein, wie ihm wolle — eine sichere Entscheidung kann erst die eingehende archäologische Untersuchung der Gebiete bringen —, unbestreitbar ist der nivellirende und fördernde Einfluss, welchen der Handel auf die Cultur der verschiedenen Stämme ausübt. Durch den Handel (direct oder indirect durch die Ausfagen der Händler) ist Wetteifer und Nach-eiferung bei den Stämmen von niedrigerer Cultur entflammt worden, durch ihn wurden solche Stämme also auch allmählich auf die Höhe der anderen emporgehoben; der Handel hat für die Cultur die Brücke über die Kluft geschlagen, welche zwischen den einzelnen Stämmen durch die politische Abgeschlossenheit bestand, und hat so bewirkt, daß die zahlreichen verschiedenartigen Stämme des nördlichen Mittelamerika der Hauptsache nach derselben Cultur theilhaftig wurden. Freilich ist dies nicht in dem Maße der Fall gewesen, daß alle Unterschiede ausgeglichen worden wären; die leitenden Culturcentren drückten vielmehr ihren Tributären mehr oder minder deutlich den Stempel ihres Geistes auf, und es wird Sache künftiger Studien sein, dies im Einzelnen nachzuweisen.

*) Als ich vor Kurzem wieder durch das Gebiet der Pipiles (Nahuatl) der Baja Verapaz wanderte, bemühte ich mich vergebens, in ihrem Haushalte irgend ein Geräth zu entdecken, das von denjenigen benachbarter Mayaftämme bedeutsam abgewichen wäre.

**) O. Stoll, Die Mayasprachen der Pokomgruppe, I. Theil. Die Sprache der Pokomchi-Indianer, Wien 1888, S. 4 f.

Volksmusik bei den Indianerstämmen des nördlichen Mittelamerika.

Wenn es wahr ist, daß die Musik der unmittelbare Ausdruck des Gefühls ist, daß musikalische Weisen die Schwingungen des Herzens gewissermaßen in Töne umsetzen, so muß es auch möglich sein, aus der Musik einen Rückschluß auf das Gefühlsleben zu ziehen. Namentlich müßte dies bei der Volksmusik Geltung haben, da in diesem Falle gewisse Weisen trotz aller Individualität der Einzelglieder eines Volkes bei der großen Menge Anklang gefunden haben; es ist dabei gleichgültig, ob die betreffenden Weisen aus dem Volke selbst hervorgegangen sind oder ob sie von Fachmusikern geschaffen wurden; das Wesentliche ist, daß sie bei der großen Mehrheit die Saite ihres Empfindens zum Mittönen bringen, d. h. daß sie ihrer Gefühlsweise thatsächlich entsprechen. Wer nun die Musik so zu deuten verstünde, daß er diese Gefühlsäußerungen unseren abstracten Urtheilsbegriffen einzuordnen wüßte, der würde aus den Lieblingsweisen eines Volkes ein wahreres Bild seines Gefühlslebens, seines Charakters herauslesen, als jahrelange unmittelbare Beobachtungen zu geben vermöchten. Leider sind aber die Aeußerungen des Gefühls in Tönen zu allgemein, als daß sie in der angegebenen speciellen Weise gedeutet werden könnten, und die ganze Programmmusik hat meines Erachtens nur die Wahrheit dieser Behauptung erwiesen, da die von dem Componisten angegebenen Gedanken wohl möglicherweise nachgeföhlt werden können, aber in keinem mir bekannten Falle so überzeugend dargestellt sind, daß sie nach-

gefühlt werden müßten. Die Musik vermag eben weder bestimmte Gedanken noch materielle Gegenstände nachzubilden, sondern nur Stimmungen, und diese vermag sie daher auch wirklich beim Zuhörer hervorzurufen, während alle Versuche, aus Tonwerken abstracte Gedanken oder bestimmte Vorgänge herauszulesen, dem nüchternen Beurtheiler phantastisch vorkommen müssen.

Obgleich demnach die Musik viel engere Grenzen des Gestaltungsvermögens besitzt, als man vielfach anzunehmen geneigt ist, so ist sie doch ein außerordentlich wichtiges ethnologisches Element, da sie das Gefühlsleben eines Volkes oder Stammes in richtigem und farbenwahrem Bilde, wenn auch in verschwommenen Umrissen, zum Ausdrucke bringt. Ich kann hier nicht darauf eingehen, wie sich dies in der Musik der verschiedenen europäischen Nationen, namentlich in ihren Volksweisen, ausspricht; auch will ich mich nicht darüber verbreiten, welche geringe Meinung man von der Gefühlstiefe unserer Großstadtbewohner erhält, wenn man an allen Straßenecken platte Gassenhauer singen und pfeifen hört; ich will hier nur darauf aufmerksam machen, wie wichtig die Kenntniss der Musik von fremden Cultur- und Naturvölkern für uns sein kann, da sie möglicherweise allein den Schlüssel zum Verständnisse ihres Charakters zu bieten vermag, und zugleich einen guten Werthmesser der Cultur darstellt. Leider ist das einschlägige Material zur Zeit noch zu dürftig, als daß es möglich wäre, die Bedeutung der Musik nach der genannten Richtung hin auf Grund vergleichender Untersuchungen jetzt schon voll und ganz zu würdigen. Trotzdem erscheint es mir wahrscheinlich, daß die Volksmusik in der vergleichenden Völkerkunde eine bedeutsame Rolle zu spielen berufen ist, und ich halte mich zu diesem Urtheile um so mehr für berechtigt, als ich auf meinen Wanderungen in der Republik Guatemala manche Beobachtungen machen konnte, welche als unmittelbare Bestätigung meiner Annahme dienen können.

Vor Allem fiel mir die vergleichsweise hohe Entwicklung der indianischen Volksmusik unter den Stämmen der Maya-Völkerfamilie auf. In der That ist den musikalischen Aufführungen bei manchen Stämmen ein solcher Wohlklang und so kraftvoller Rhythmus eigen, daß es selbst dem verwöhnten Ohr des Europäers ästhetisch angenehm klingt, trotz der Einfachheit der Melo-

dien und trotz mancher auffallender Eigenthümlichkeiten. Ich glaubte mich berechtigt, aus dieser verhältnißmäßig hohen Stufe musikalischer Gestaltungskunst auch auf eine hohe Stufe der gesammten früheren Cultur schließen zu dürfen, und ein Besuch der großen Ruinenplätze dieser Gebiete mit ihren prächtigen Sculpturen und Tempeln hat mich in meiner Annahme aufs Ueberzeugendste bestärkt.

Wichtiger sind andere Beobachtungen, aus welchen hervorgeht, daß die Volksmusik unter den verschiedenen Stämmen der Mayafamilie mannigfache und bedeutsame Unterschiede aufweist, und es ist sehr beachtenswerth, daß diejenigen Stämme, welche sprachlich zu besonderen Gruppen zusammengehören, auch gleiche Grundzüge der musikalischen Gestaltung aufweisen.

Das Orchester besteht bei den Kekchi- und Pokomchi-Indianern gewöhnlich — im Gegensatze zu anderen Stämmen der Mayafamilie — aus Saiteninstrumenten (Harfe, Geige und Guitarren); dieselben sind zwar offenbar europäischen Mustern nachgebildet, aber es ist außer Zweifel, daß vor Ankunft der Spanier bereits Saiteninstrumente, freilich anderer Construction, bei ihnen üblich waren.

Vielfach beobachtet man im Kekchi-Gebiete, wie im übrigen Mittelamerika, die Marimba, ein Holzschlaginstrument, welches in gleicher Art in Afrika gefunden wird und zweifellos auch von Afrika her stammt, wie durch die Etymologie des Wortes mit Sicherheit festgestellt ist (»di rimba« heißt in der Angola Sprache nach Max Buchner »der Kürbis«, »marimba« »die Kürbisse«, weil dort Kürbisse als Resonanzkästen verwendet werden), und man beobachtet nicht selten sehr große Instrumente dieser Art, welche von zwei oder drei, selbst vier Mann gespielt werden, daneben freilich auch kleine, welche von einem Mann getragen und gespielt werden. Wahrscheinlich ebenfalls afrikanischen Ursprungs ist der Arpaché oder Marimbaché, auch Caramba genannt, welcher aus einem etwa sechs Fuß langen, leichten Holzbogen besteht, bespannt mit einer zähen dünnen Schlingpflanze oder einer Schnur; diese Art Saite wird seitlich vom Mittelpunkte durch eine Schlinge gegen den Bogen hin in der Weise zurückgebunden, daß durch Anschlagen der beiden Seitentheile mittelst eines leichten Holzstäbchens Grundton und Oberdominante ertönen,

während gleichzeitig mit dem Munde, an welchen man den Holzbogen preßt, eine Melodie (wie bei einer Maultrommel) gebildet wird, die mit Hülfe der Schwingungen des Holzbogens vernehmbar wird.

Die Musik der Kekchi- und Pokomchi-Indianer ist ausschließlich instrumental, Gesang habe ich bei indianischen Aufführungen niemals (mit Ausnahme des Baile de Cortéz) beobachtet, und zwar sind die Weisen gewöhnlich in zwei ganz kurze Sätze gegliedert, deren erster meistens stiller und ruhiger, der zweite aber lauter gespielt wird und lebendigere Rhythmen und einen größeren Töneumfang aufweist. Ich gebe im Anhang einige Beispiele derartiger Weisen; so einfach dieselben sind, so kann ihnen ein gewisser rhythmischer und melodischer Reiz doch nicht abgesprochen werden, und obgleich leider manchmal die Reinheit der Stimmung bei den einzelnen Instrumenten etwas zu wünschen übrig läßt, so ist doch meist die Klangwirkung der sanften Saiteninstrumente eine sehr angenehme und erfreuliche; und manche halbe Stunde habe ich, ohne irgendwie zu ermüden, den Tänzen mit ihren ruhigen, aber namentlich bei jungen Indianerinnen oder Kindern oft ungemein graciösen Bewegungen zugeschaut und dabei die munteren Weisen trotz der beständigen Wiederholungen stets mit Vergnügen mit angehört; bei Tänzen wird zur schärferen Hervorhebung des Rhythmus meist von einem Indianerjungen mit der Faust auf dem Resonanzboden der Harfe getrommelt und obgleich der etwas rohe Klang etwas störend in das weichere Zusammenklingen der Saiteninstrumente eingreift, so ist er doch für die exacte Ausführung der Tanzbewegungen ein recht gutes Hilfsmittel.

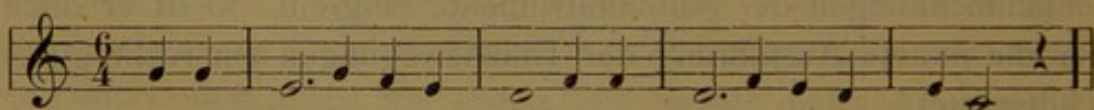
Früher waren in der Verapaz und anderen Theilen Mittelamerikas thönerne Pfeifen*) in Gebrauch; der größte Tonumfang, welchen ich an solchen vorgeschichtlichen Thonpfeifen beobachtete, betrug nur eine Quinte in diatonischer Tonleiter, und es scheint dieser Umstand noch jetzt in manchen Tonstücken dieser Indianer nachzuwirken, indem kleine Weisen zuweilen ganz, bei zweitheiligen aber wenigstens der erste Satz sich auf den genannten Tonumfang beschränken. Nicht ganz ohne Einfluß auf die Musik

*) Jetzt sieht man solche Thonpfeifen — in Vogelgestalt — nur noch als Kinderspielzeug, mit nur zwei Tönen, in Gebrauch (vovol in Kekchi).

der Indianer ist wohl auch der Vogelgefang geblieben, den die Leute in den einsamen Wäldern häufig genug hören und nachahmen. In einzelnen Fällen fielen mir bei Indianer-Melodien leichte Anklänge an Vogelrufe auf, und wenn man beobachtet, daß manche Singvögel, ihren Ruf variirend, den meist gehaltenen Anfangston des Rufes manchmal in eine Anzahl rasch auf einander folgender Einzeltöne auflösen, so findet man ein ganz ähnliches Verhältniß auch im Anfange vieler Indianer-Weisen.

Obgleich die Weisen manchmal nicht im Grundtone, sondern in der Quinte endigen, so beobachtet man doch oft auch ein auffallend häufiges Wiederholen und Betonen des Grundtones, ganz entsprechend dem eigenthümlichen Charakter der Verapaz-Indianer: das Bevorzugen der sanften Saiteninstrumente und einfacher, aber meist ziemlich reich bewegter Weisen entspricht sehr gut dem ruhigen, sanften, aber empfindungsreichen Charakter der Leute; das auffallende Hervorkehren des Grundtones in manchen Weisen bringt ihren Eigensinn, ihr zähes Beharren am Althergebrachten zum Ausdruck.

Einer besonderen Eigenthümlichkeit muß ich aber hier noch Erwähnung thun, ehe ich der Volksmusik anderer Indianerstämme gedenke, und das ist der Mangel an Symmetrie, welchen man an fast allen ihren Weisen beobachten kann und welcher selbst an ganz kleinen Melodien noch zu bemerken ist. Wenn z. B. Indianerinnen traurig sind, so pfeifen sie häufig folgende kleine schwermüthige Weise zwischen den Zähnen:



und in ähnlicher Art findet man meistens bei Wiederholung einer Tonformel dieselbe in unsymmetrischer Ausbildung wieder.

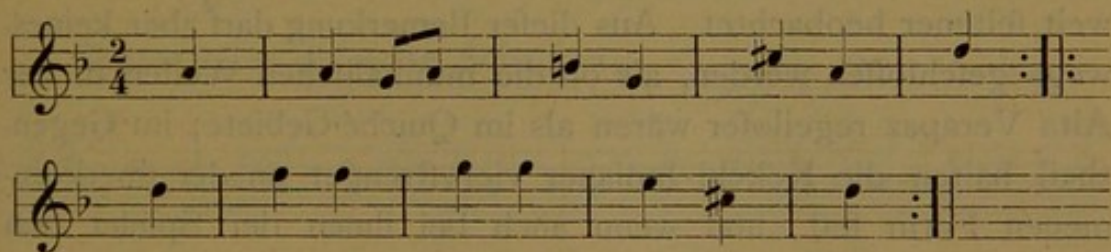
Bei den Mayas von Yucatan, wie auch bei den Lacandonen, habe ich leider (abgesehen von einigen Tanzweisen der Petén-Indianer, bei welchen eine auffallend große Häufung von Triolen zu bemerken war) keine musikalische Originalleistung gehört, und kann daher Nichts darüber berichten. Das Vorkommen originaler Saiteninstrumente bei den Lacandonen läßt die Vermuthung berechtigt erscheinen, daß deren Musik einigermaßen verwandt mit der der Verapaz-Indianer sei. Auffallend

war mir aber namentlich in Yucatan das gänzliche Fehlen von Musikinstrumenten in den Indianerhütten und man muß daher annehmen, daß diese Mayas ein minder musikfreundliches Volk wären als die Kekchi- und Pokomchi-Indianer.

Während die genannten Verapaz-Indianer, entsprechend ihrer Gemüthsart, den sanften Saiteninstrumenten den Vorzug geben, findet man bei den lebhafteren Stämmen des Hochlandes kräftigere Klangwerkzeuge verwendet. Das Orchester besteht hier durchwegs aus Pfeife (Schalmei oder Flageolet) und großer Trommel. Auch die musikalischen Weisen tragen ein ganz anderes Gepräge als in der Alta Verapaz.

Bei den Stämmen der Quiché-Gruppe sind die musikalischen Sätze (wie bei allen anderen Stämmen der Mayafamilie) gewöhnlich sehr kurz und werden daher fast unzählige Male wiederholt, mögen es nun Tänze oder Märsche sein. Während aber bei den Kekchi-Indianern der zweite Satz meistens durch bewegtere Melodieführung und kräftigere Tongebung ausgezeichnet ist, kommt dies im Quiché-Gebiete nicht mehr vor; häufig merkt man sogar das Gegentheil davon; nach oftmaliger Wiederholung der beiden Sätze eines Stückes wird zuweilen ein Zwischenatz eingeschoben, wodurch eine wohlthuende Abwechslung entsteht.

Dem beistehenden Tonstückchen:

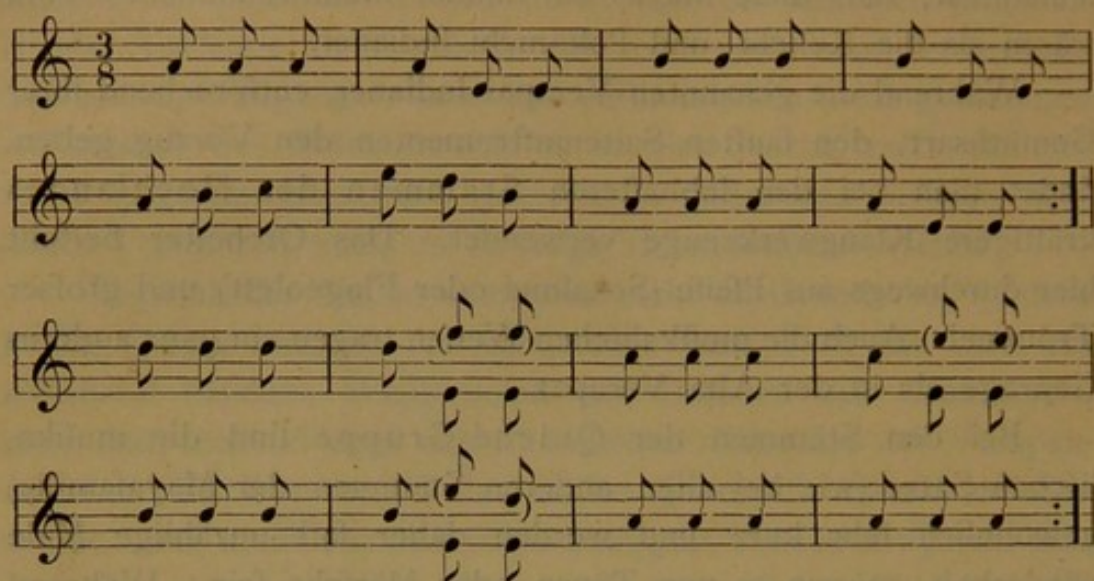


entspricht z. B. folgender Zwischenatz:



Wie in diesem Beispiele, so sind auch sonst häufig die Sätzchen (oder besser gesagt Perioden) noch kürzer als bei den Kekchi-Weisen, denen sie zudem zumeist in Bezug auf Mannigfaltigkeit

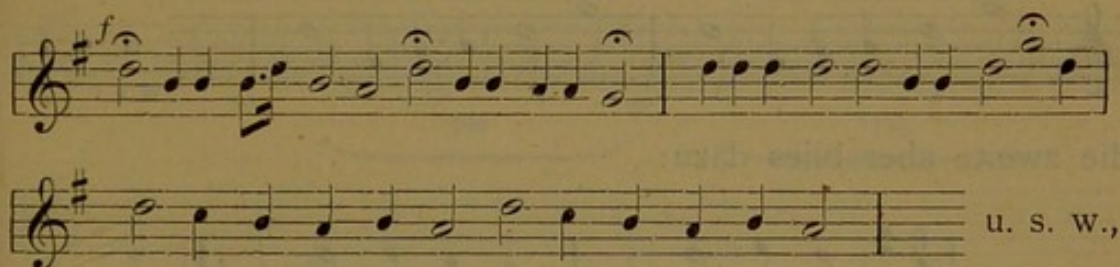
des Rhythmus nachstehen. Ganz einförmigen Rhythmus zeigt z. B. folgende Weise:



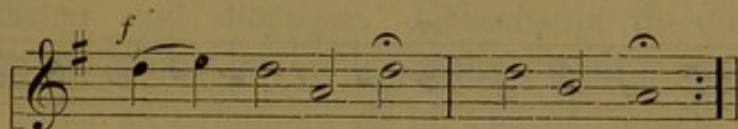
Trotzdem verstand der Spieler (ich hörte die beiden angeführten Weisen in Uspantau auf der Marimba spielen) durch kaum merkliches Schneller- und Langsamerwerden eine geradezu nervenerregende Wirkung zu erzielen. Auffällig war mir an diesen Stücken die Verwendung von Molltonarten, da ich Moll bei den Indianern der Alta Verapaz nie gehört habe. Jenen eigenthümlichen Mangel an Symmetrie in der Ausbildung einzelner Glieder einer musikalischen Periode, welcher bei den Kekchi-Indianern häufig auffällt, habe ich bei den Stämmen der Quiché-Gruppe weit seltener beobachtet. Aus dieser Bemerkung darf aber keineswegs geschlossen werden, als ob die musikalischen Weisen in der Alta Verapaz regelloser wären als im Quiché-Gebiete; im Gegentheil halten die Kekchi-Indianer viel strenger an der überkommenen Form fest, und wenn auch bei ihnen der Spieler sich eigenmächtige Variationen erlaubt, so bleiben doch die Form des Satzbaues und der Grundzug der Melodie gewahrt, wie es ja auch mit Rücksicht auf die begleitenden Instrumente nicht anders sein kann. Anders bei den Stämmen der Quiché-Gruppe, wenn zur Pfeife nur die große Trommel als Begleitungsinstrument hinzukommt (oder auch in seltenen Fällen eine Holzpauke, die wahrscheinlich aztekischen Ursprunges ist); in solchem Falle ist natürlich dem Spieler viel größere Freiheit gewährt, und es scheint mir, als ob er davon ausgiebigen Gebrauch machen würde;

allein es war mir niemals möglich, den oft wilderregten Längen zu folgen und sie in Notenschrift festzulegen. Wenn zwei Schalmeien unter Trommelbegleitung zusammenspielen, wie man zuweilen beobachten kann, so ist die Variierungsfreiheit natürlich beschränkt; das Zusammenspiel geschieht dann in der Weise, daß entweder die zweite Schalmei die erste begleitet (Beispiele dieser Art theilt Brasseur de Bourbourg in seiner »Gramática de la lengua Quiché«, Paris 1862, im Anhang mit), oder aber daß die zweite Schalmei nach bestimmtem Zeitraume im gleichen oder auch verschiedenen Intervall einfällt.

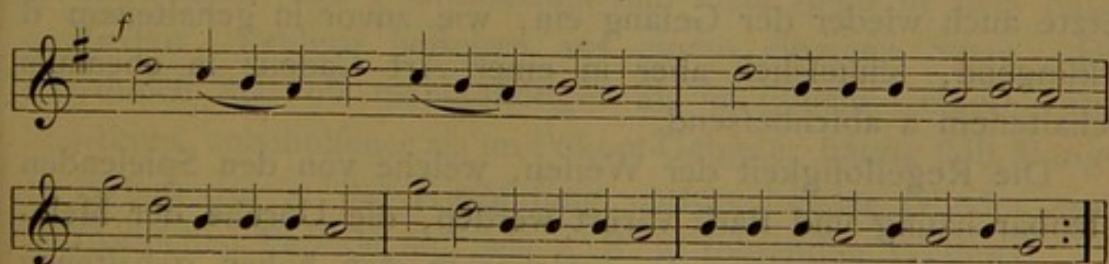
So hörte ich z. B. beim ersten Tanze des Baile de Cortéz, der jedenfalls aus dem Quiché-Gebiete stammt, in Chincani (1895), wie die erste Schalmei, ohne sicher erkennbaren Tact, folgende Weise spielte:



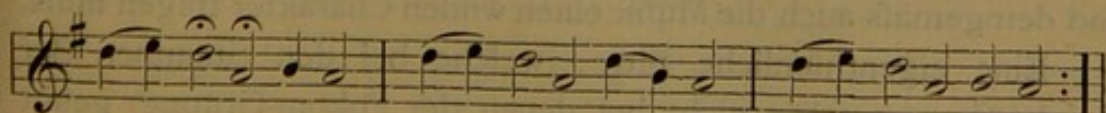
während die zweite Schalmei nach einer Pause einsetzte und unbekümmert um die erste Stimme immerfort die Weise blies:



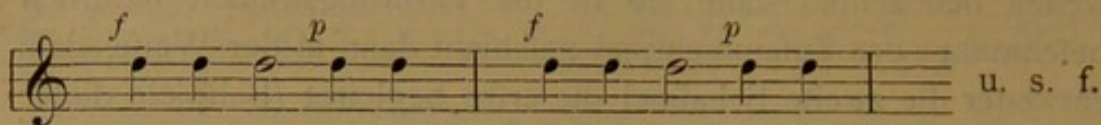
Später blies die erste Schalmei:



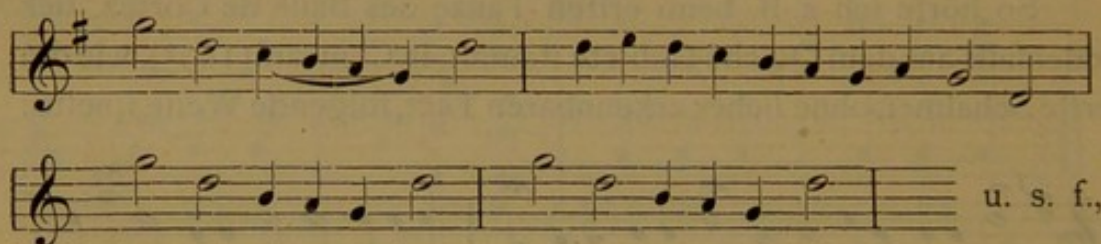
während die zweite Schalmei, wie oben, irgendwo während des Spiels der ersten Schalmei einsetzte und fortissimo die folgende Weise spielte:



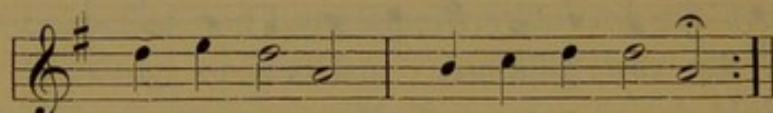
Dabei fangen die tanzenden Indianer und Indianermädchen unausgesetzt ein gehaltenes hohes d und die Trommel trommelte in einem fort:



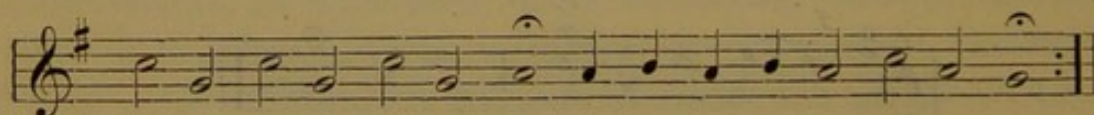
Es war eine äußerst regellose wilde Musik, ohne Wohlklang, aber für den Tanz (eine Art Kriegstanz) vielleicht passend. Später begann die erste Schalmee wieder:



die zweite aber blies dazu:



später wechselten die zwei Schalmeeen einander ab und spielten:

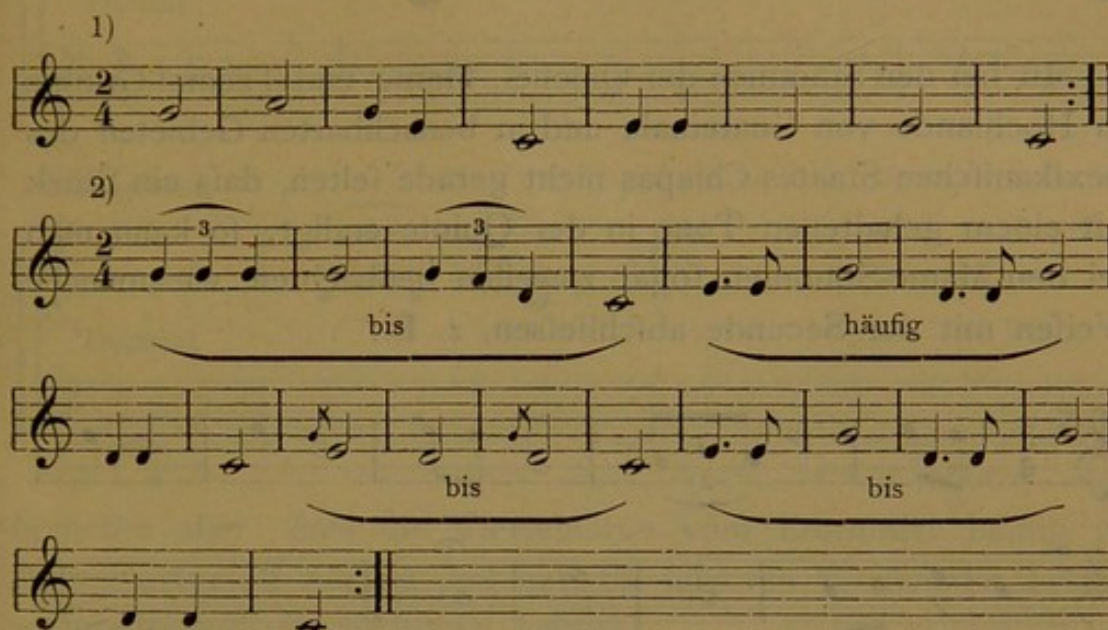


In ähnlicher Weise dauerte die schreiende Musik fort, zuletzt setzte auch wieder der Gesang ein, wie zuvor in gehaltenem d erklingend, schließlich aber in einer Art Cadenz in ebenfalls gehaltenem a abschließend.

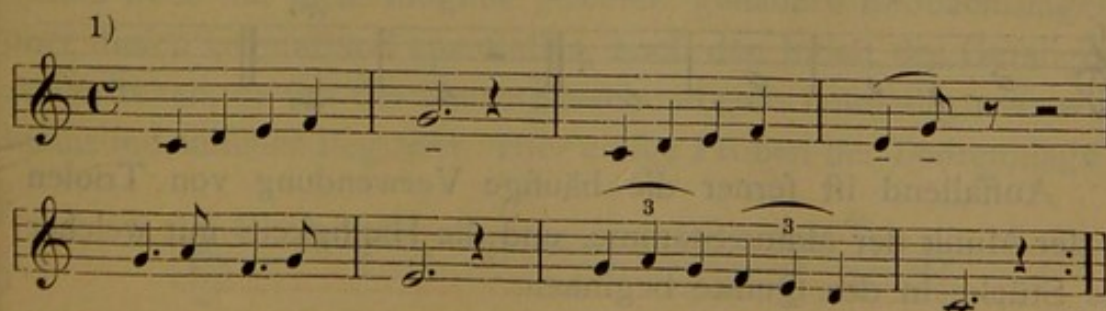
Die Regellosigkeit der Weisen, welche von den Spielenden offenbar häufig und stark variirt werden, die Unruhe der Melodien, das Nervenregende, welches in den hohen gehaltenen Anfangsnoten liegt, sticht sehr kräftig von den sanften harmonischen Weisen der Kekchi-Indianer ab, doch darf nicht vergessen werden, daß der Baile de Cortéz ein kriegerisches Tanzspiel ist und demgemäß auch die Musik einen wilden Charakter tragen muß.

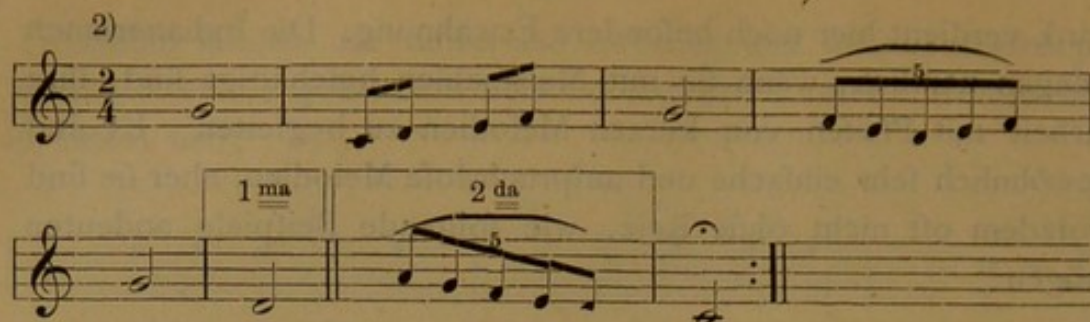
Eine eigenthümliche Sitte, welche bei den Stämmen der Quiché-Gruppe (aber nicht bei denen der Pokom-Gruppe) geübt

wird, verdient hier noch besondere Erwähnung. Die Indianerinnen pflegen nämlich, wenn sie mit Maismahlen beschäftigt sind, ihre Arbeit mit Pfeifen von kurzen Melodien zu begleiten. Es sind gewöhnlich sehr einfache und anspruchslose Melodien, aber sie sind trotzdem oft nicht ohne Reiz, wie folgende Beispiele andeuten mögen:

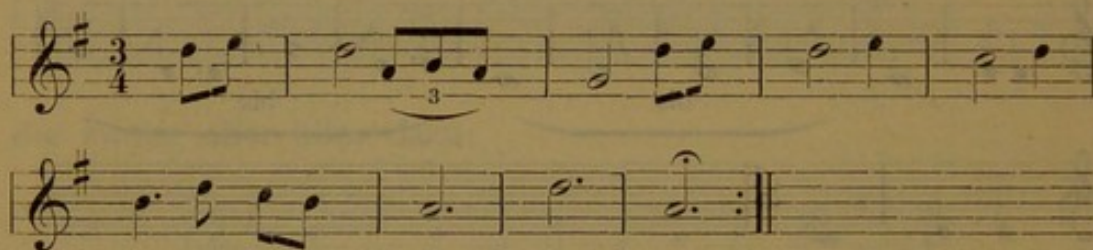


Dieselbe Sitte findet man freilich weit feltener geübt bei den Stämmen der Mame-Gruppe; die musikalischen Motive sind dort noch einfacher und dürftiger. Ueberhaupt ist die indianische Volksmusik im Mame-Gebiete im großen Ganzen einfacher, formloser und ärmer an Erfindung als im Quiché-Gebiete. Zusammen-
spiel zweier Schalmeyen habe ich dort nie beobachtet, auch Moll-
tonarten nicht; die Tonstückchen sind nicht mehr in zwei Sätze
gegliedert, sondern bestehen aus einem einzigen Satze. Die
Rhythmen sind oft mannigfaltiger als im Quiché-Gebiete, aber
kunstloser, unbeholfener als im Pokom-Gebiete; häufig fällt Mangel
an Symmetrie in der Ausbildung entsprechender Glieder einer
musikalischen Periode auf, wie z. B. in folgenden Weisen:

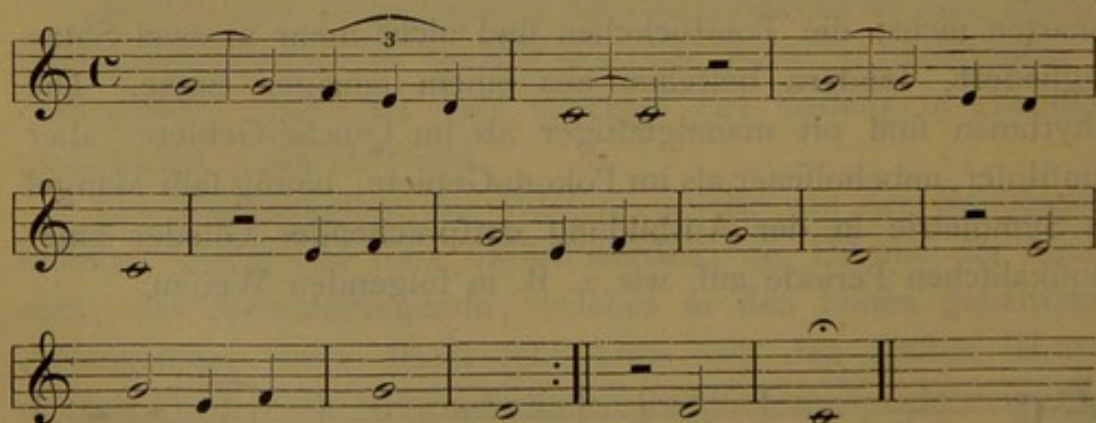




Ist bei den Stämmen der Quiché-, Mame- und Tzentel-Gruppe im Hochlande von Guatemala und in benachbarten Gebieten des mexikanischen Staates Chiapas nicht gerade selten, daß ein Stück mit einem gehaltenen Tone in der Quinte endigt, so kann man bei den Mame-Stämmen sogar zuweilen beobachten, wie manche Weisen mit der Secunde abschließen, z. B.:



Am häufigsten ist freilich der Abschluß mit dem Grundtone und es wird sehr häufig an die musikalische Periode, wenn diese nicht im Grundtone endigt, eine kurze Schlußformel angehängt, welche einen befriedigenden Abschluß bewirkt, so z. B. im folgenden Falle:



Auffallend ist ferner die häufige Verwendung von Triolen in der Musik der Mame-Stämme, und die Häufigkeit, mit welcher die Stücke in der Quinte beginnen.

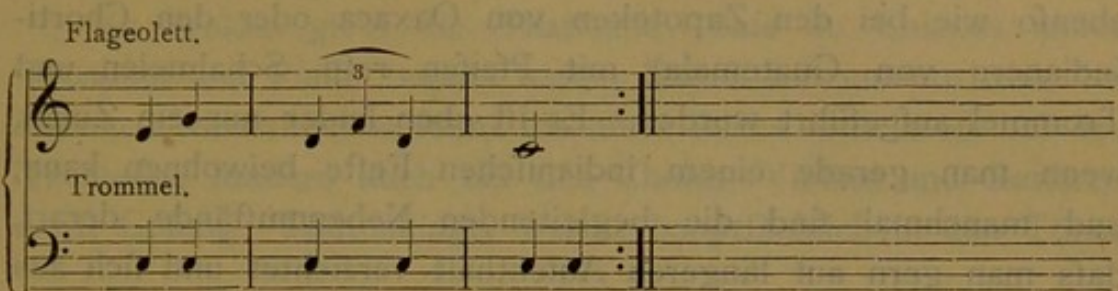
Um einen Begriff zu geben, in welcher Weise die Trommel die Begleitung übernimmt, füge ich hier eine kleine Weise bei:

Flageolett.



Trommel.

Flageolett.

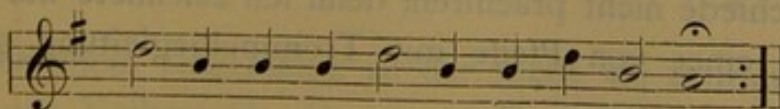


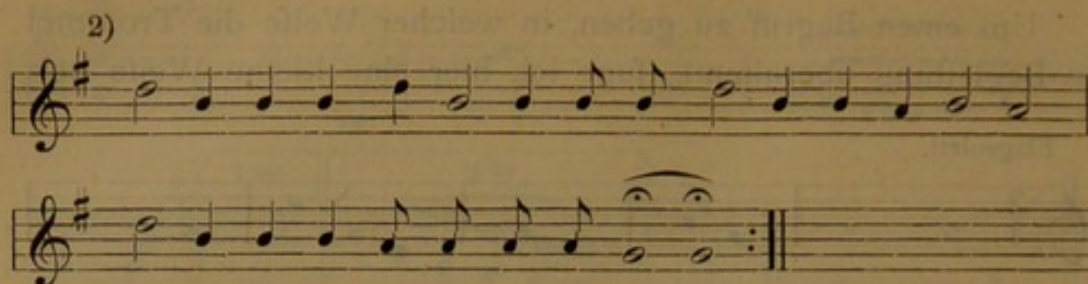
Trommel.

bemerke aber, daß die Viertelnoten vom Trommler häufig in Achtel aufgelöst werden und daß bei anderen Weisen die Trommelbegleitung oft Synkopen aufweist.

Das Eigenthümlichste an der Volksmusik der Mame-Stämme ist aber die Thatfache, daß dort noch Gesang mit untergelegtem indianischem Texte gebräuchlich ist, was — wenigstens heutzutage — bei den Indianern der Quiché- und Pokom-Gruppe nicht der Fall zu sein scheint. Hatte ich schon bei früheren Reisen im Mame-Gebiete allabendlich Indianer unter Abfingen gehaltenen Töne vor der Kirche Räucherwerk verbrennen sehen, so hatte ich auf meiner Reise im Jahre 1892 einmal Gelegenheit, der Todtenklage zu lauschen, welche Indianerinnen über den Gräbern ihrer Angehörigen anstimmten: seltsam klingende, im höchsten Affecte des Schmerzes gesungene Weisen, welche an einen gesetzmäßigen Rhythmus nicht gebunden zu sein scheinen. Leider ist es mir nicht möglich gewesen, genauere Beobachtungen über diesen Gegenstand anzustellen, noch den Inhalt des Gefanges zu verstehen, da ich der Mame-Sprache ebenso unkundig war, wie meine indianischen Begleiter. Hier einige Proben der Todtenklage:

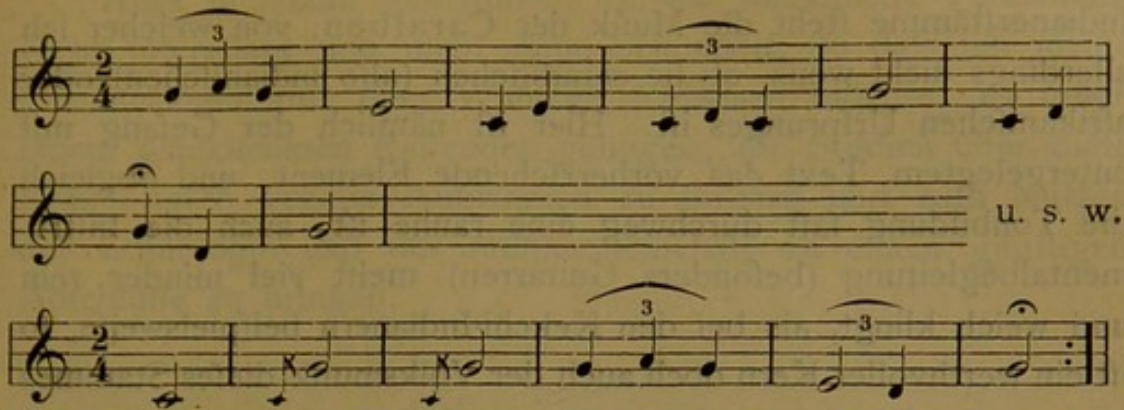
1)



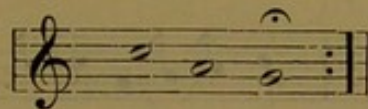


In Chiapas habe ich leider sehr wenige musikalische Weisen gehört, welche fast überall (bei Tzentaless, Chaneabales, Zoques, ebenso wie bei den Zapoteken von Oaxaca oder den Chorti-Indianern von Guatemala) mit Pfeifen resp. Schalmeyen und Trommel aufgeführt wurden. Es ist eben leider nur ein Zufall, wenn man gerade einem indianischen Feste beiwohnen kann, und manchmal sind die begleitenden Nebenumstände derart, daß man gern auf längeren Aufenthalt verzichtet und sich aus dem Staube macht, namentlich, wenn man sieht, daß einem nicht wohl die nöthige Ruhe zum Aufzeichnen von Melodien bleiben würde.

Als ich z. B. im Jahre 1894 durch Caucauc in Chiapas (Gebiet der Tzentaless) kam, wurde gerade ein großes Fest gefeiert; ein Theil der Indianer war mit Trinken beschäftigt, ein anderer bereits fast sinnlos betrunken; andere Indianer machten eine Procession mit, welcher ein Pfeifer voranging, während der dazu gehörige Trommler und die Gläubigen in einiger Entfernung nachfolgten. Andere veranstalteten auf ungefalteten oder nur mit Packfattel versehenen Pferden wilde Wettrennen, wobei sich auch eine angetrunkene indianische Amazone, rittlings zu Pferde sitzend, betheiligte; wieder andere ließen sich durch ein einheimisches Orchester, bestehend aus Harfe und Guitarre, zum Tanze aufspielen — Alles in Allem ein überaus buntes Treiben, dem ich leider, aus Furcht vor unangenehmer Störung durch betrunkene Indianer, bald aus dem Wege ging. Trotzdem konnte ich feststellen, daß die Musik der Tzentaless recht gut mit derjenigen der übrigen Mayastämme zusammenstimmt, wenn sie auch wieder gewisse locale Besonderheiten aufweist. Leider kann ich die Unterschiede nicht präcisiren, denn ich zeichnete nur folgende Rudimente einer von Pfeife mit Trommelbegleitung gespielten Melodie auf:



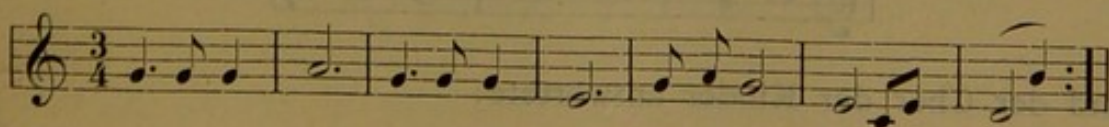
Zu denken giebt die Thatfache, dafs im Chiapas neben Trommel und Pfeife bereits wieder Saiten-Instrumente von den Indianern verwendet werden: ich hörte folche nicht blofs bei den Tzentaless, sondern auch bei den Choles (Violine und Guitarre, nebst Gefang: Todtenklage, welche hauptsächlich in den Tönen



fich bewegte).

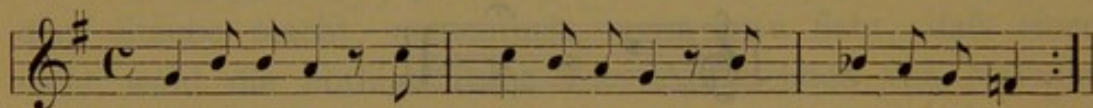
Sehr auffallend war es mir, in S. José Montenegro einmal (auf Marimba) ein Stück spielen zu hören, welches ich, freilich mit lebendigerem Rhythmus, auch bei den Kekchi-Indianern der Alta Verapaz gehört habe, so dafs ich also annehmen mufs, dafs gewisse Stücke (wohl durch die Tanzspiele verbreitet) unter verschiedenen, oft weit entfernten Stämmen Aufnahme fanden.

Bei allen Unterschieden, welche die Volksmusik der einzelnen Maya-Stämme aufweist, beobachtet man doch gewisse gemeinsame Züge, welche auch bei den Maya-Völkern und Zapoteken nicht zu fehlen scheinen. Die Weisen der Zapoteken, welche ich hörte, endigten meist auf den Grundton und wurden mit Pfeife und Trommel zu Gehör gebracht; einmal hörte ich aber in Mitla (Oaxaca) eine Weise, welche in folgender eigenthümlicher Form endete:

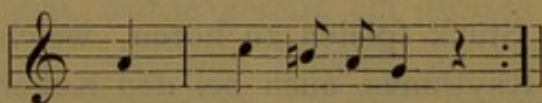


In schroffem Gegensatze zu der meist als Instrumentalmusik auftretenden Volksmusik der eingeseffenen mittelamerikanischen

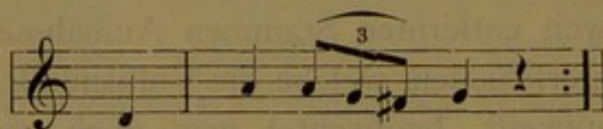
Indianerstämme steht die Musik der Caraiben, von welcher ich allerdings nicht weiß, ob sie caraibischen (also indianischen) oder afrikanischen Ursprunges ist. Hier ist nämlich der Gesang mit untergelegtem Text das vorherrschende Element, und obgleich die Tonbildung fast durchweg eine rauhe ist, auch die Instrumentalbegleitung (besonders Guitarren) meist viel minder rein und weich klingt, als bei den Kekchi-Indianern beispielsweise, so ist ein werthvoller Kern doch auch der Volksmusik dieses Stammes eigen; die Rhythmen sind fast ebenso mannigfach und reich gegliedert, wie bei den mittelamerikanischen Stämmen, die Zahl der Intervalle und der Modulationen aber ist bei den Caraiben eine grössere, wie schon folgende Weise eines Caraiben zeigen kann, welche ich auf dem Belize-Flusse bis zum Ueberdruß oft hörte:



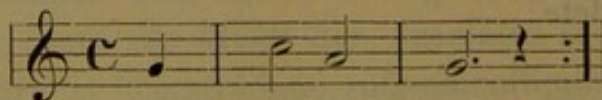
worauf der Mann entweder so:



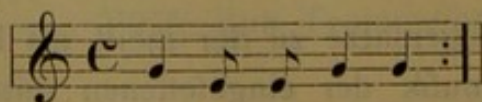
oder so abschloß:



Besonders wohl gefiel es mir, wenn ich Solo- und Chorgesang mit einander abwechseln hörte; so einmal in Livingston (1888), als Kinder auf ihren Köpfen Lasten vom Strande herauf trugen und eine Stimme sang:



und der Chor der Kinder antwortete:



Alles in Allem genommen, ist die indianische Volksmusik recht interessant und nicht ohne Schönheit, so daß ich meine Ausführungen mit dem Wunsche schließen möchte, es möge einem glücklicheren Reisenden gelingen, die Studien über diese Frage durch genaue Aufnahmen zu fördern und zum Nutzen der Ethnologie und der Musikwissenschaft zu einem günstigen Abchlusse zu bringen.

Tanzspiele bei den Indianern des nördlichen Mittelamerika.

Es ist bekannt, daß an den Fürstenhöfen der mexikanischen und mittelamerikanischen Indianerstämme vor Zeiten dramatische Aufführungen und Ballets mit musikalischer Begleitung eifrige Pflege erfuhren, und die Geschichtsschreiber der Conquista berichten an verschiedenen Orten von der Pracht und Schönheit jener Kunstleistungen, welche oft von einer ungemein großen Anzahl von Darstellern gegeben wurden und für welche ständige Bühnen errichtet waren. Als die Spanier jenen Völkern mit der Selbständigkeit auch die Früchte ihrer Culturentwicklung raubten, hielten sie mit großer Zähigkeit an den Errungenschaften der früheren glücklicheren Epochen fest, aber mit verschiedenem Erfolge. Während z. B. die Regeln der Heilkunde, vielleicht auch der Rechtsprechung, sich an manchen Orten noch ziemlich unverfälscht erhalten zu haben scheinen, auch Tänze und musikalische Weisen bei vielen Stämmen noch den Stempel wahrer Ursprünglichkeit zeigen, scheinen die dramatischen Aufführungen der heidnischen Vorzeit ganz und gar der Vergessenheit verfallen zu sein. Zwar gelang es noch im Jahre 1856 dem verdienten Forscher Brasseur de Bourbourg in Rabinal (Departamento Baja Verapaz, Guatemala), wo derselbe als Pfarrer weilte, ein historisches Schauspiel*) aus der Geschichte des Fürstengeschlechts von Rabinal in der Quiché-Sprache darstellen zu sehen und aufzuzeichnen, heutzutage aber finden meines Wissens derartige Auf-

*) »Rabinal-Achi« ou le drame-ballet du Tun, mitgetheilt in Brasseur de Bourbourg's Grammaire de la langue Quiché. Paris 1862.

führungen, außer Wiederholungen des genannten Schauspiels, an keinem Orte Guatemalas mehr statt. Allerdings waren auch diese Dramen, welche den Argwohn allzu eifriger Priester in hohem Grade hervorriefen, vielfachen Anfeindungen ausgesetzt: da und dort wurden sie verboten und — im Geheimen dennoch aufgeführt, häufig aber wurden den indianischen Volksdramen und Tanzspielen auch gleichartige Stücke christlichen Inhalts entgegengesetzt und diese Machwerke, welche einerseits der Schaulust der Indianer gerecht wurden, und andererseits von den Priestern eifrig begünstigt wurden und noch werden, haben schließlich den Sieg davongetragen und einem interessanten, höchst wichtigen Zweige altindianischer Literatur den Untergang bereitet. So kann man denn heutzutage an vielen Orten die mannigfachsten christlichen Heiligenlegenden, selbst die Kämpfe der Spanier gegen die Mauren, die Rolandsfage oder gar Cortez' Zug gegen Mexiko von Indianern durch Tänze feiern sehen und in langathmigem spanischem Dialog erzählen hören. Auch bei den Kekchi-Indianern finden derartige Aufführungen (*»bailes«*) häufig statt, insbesondere zur Feier der Schutzheiligen des entsprechenden Sprengels, und die Bewohner der Alta Verapaz haben daher nicht selten Gelegenheit, dieselben mit anzusehen. Ob auch die Kekchi-Indianer in vorspanischer Zeit in gleicher Weise die dramatische Kunst und das Ballet gepflegt haben, wie es von manchen benachbarten Stämmen historisch beglaubigt ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit bejahen oder verneinen; jedenfalls aber bilden die heutzutage üblichen christlichen Tanzspiele einen wichtigen Bestandtheil in ihrem gegenwärtigen Volksleben, weshalb ich denselben an dieser Stelle einige Zeilen widmen möchte.

Es ist ein eigenthümlicher Anblick, die Indianer in den phantastischen Costümen, welche für diese Zwecke üblich geworden sind, statt in ihrer einfachen kleidsamen Tracht vor sich zu sehen, und alsbald erkennt man das fremde Element, das in diesen Aufführungen zu Tage tritt. Schnitt und Zierrath der gewöhnlich sehr geschmacklosen Costüme, welche natürlich je nach dem Inhalte des Bailes verschieden sind und — beiläufig gesagt — von speculativen Unternehmern in den Hauptorten gegen hohes Entgelt ausgeliehen werden, zeigen europäisches Gepräge; sämmtliche Darsteller tragen Schuhe, während sonst die hiesigen Indianer

stets barfuß oder in Sandalen gehen; selbst die Tänze weichen in vielen Bailes von der einheimischen Sitte gänzlich ab und erinnern eher an eine verballhornte Française als an die nationalen Tänze des Kekchi-Volkes. Auffallend sind für ein europäisches Auge nur die riesigen, schweren Holzmasken mit ihren bemalten Fratzen, welche in der That, wenn auch nicht in ihrer jetzigen Gestalt, so doch in der Art und Weise der Verfertigung ein Rest indianischer Ueberlieferung im Costüme dieser Tänzer zu sein scheint, wenigstens ist bekannt, daß auch bei Ankunft der Spanier bereits Holzmasken bei den Ballets, Dramen und dramatischen Thierspielen der mexikanischen und mittelamerikanischen Völker üblich waren.

Wenn so in der äußeren Erscheinung der Darsteller das indianische Element sehr stark zurücktritt, so ist dies oft in noch höherem Grade beim Texte der betreffenden Stücke der Fall. Der Inhalt der Bailes läßt sich bei den Aufführungen übrigens zumeist gar nicht unmittelbar erkennen, oder höchstens aus der Art der Vermummungen oder aus den unklaren Gesten errathen, denn die Kenntniß der spanischen Sprache, in welcher der Text all dieser Tanzspiele geschrieben wurde, ist unter den Kekchi-Indianern noch sehr wenig verbreitet, so daß derselbe den Darstellern nur in Bruchstücken mühsam eingedrillt werden kann oder auch gänzlich wegfallen muß; denn die Bailes werden keineswegs von berufsmässigen Darstellern, sondern von den jungen Burschen des entsprechenden Sprengels gegeben. Aber auch für den Fall, daß der Text (*»relacion«*) wenigstens theilweise zum Vortrage gelangt, bleibt derselbe wegen der schlechten Aussprache der Darsteller dem Zuhörer meist völlig unverständlich, so daß also diese Aufführungen mehr oder weniger zu bloßen Schaustellungen mit Tänzen herabgedrückt werden. Nach dem zu schliessen, was mir von solchen Relaciones bekannt geworden ist, verliert der Zuhörer aber nicht viel, wenn er den Text nicht versteht, denn es sind diese Machwerke im trockenen Gesprächstone, untermischt mit bombastischen Phrasen geschrieben, von dramatischer Handlung oder poetischer Empfindung ist gewöhnlich keine Rede, und sehr häufig vermisst man auch die logische Anordnung der Gedanken oder überhaupt jeglichen Sinn in denselben.

Nehmen wir als Beispiel einer derartigen Aufführung den »Baile de los Diablos« (Tanzspiel der Teufel), welcher wohl am häufigsten unter allen Bailes gegeben wird, so sehen wir zunächst die Darsteller unter den Klängen einer scharf markirten Marschweise, welche sie selbst auf Guitarren verschiedener Gröfse und dem Su (einem indianischen Kratzinstrument) vortragen, auf den zur Aufführung bestimmten Raum einziehen, um welchen das indianische Publicum plaudernd, rauchend und Chicha trinkend, im Kreise umherhockt und steht. Die Darsteller ordnen sich in zwei Reihen: auf der einen Seite stehen männliche Teufel (Lucifer, vier andere Dämonen, das »Alter« und der »Tod«) in rothen Gewändern mit langen Schwänzen und gehörnten Holzmasken, auf der anderen Seite stehen sechs weibliche Teufel (allegorische Figuren: »Hochmuth«, »Habfucht«, »Ungerechtigkeit«, »Zorn«, »Unmäßigkeit«, »Neid«), von männlichen Personen dargestellt, und ein phantastisch aufgeputzter Knabe (der »Miquito«, d. h. ein kleiner Affe). Nachdem alle Darsteller einen gemeinfamen Contre-Tanz aufgeführt haben, stellt sich zunächst der erste männliche Teufel, Lucifer, dem Publicum vor, worauf alle übrigen Darsteller den Refrain singen:

Pues los diablos ya se ban (van),
pero no para el infierno,
pues el Apostol San Pablo
nos libre del fuego Eterno.

Die Teufel gehen schon,
Doch nicht zum Höllengrunde;
Apostel Paulus rette
Uns aus dem Feuerchlunde!

Nach derselben Melodie singend erklärt hierauf der erste weibliche Teufel, dafs er, der »Hochmuth«, aus der Hölle gekommen sei, um den Apostel Paulus zu feiern, worauf der Chor wieder die eben mitgetheilte Strophe singt. In ähnlicher Weise stellen sich darauf die übrigen Darsteller vor, der Chor wiederholt jedes Mal wieder seinen Refrain, worauf zuguterletzt ein gemeinfamer Tanz begonnen wird. Hiernach treten Lucifer und der »Hochmuth« aus ihrer Reihe vor, erklären in längerer ungebundener Rede ihre Thaten und Qualen in der Hölle und tanzen schliesslich zu Ehren des Heiligen. Es folgt das zweite, dritte Paar u. f. w. in gleicher Weise, bis endlich auch der Tod und der Affe, welcher

aus dem Walde zum Feste des Heiligen herbei gekommen ist, mit einander getanzt haben. Nun tritt Lucifer vor und verabschiedet sich, der Chor singt den Refrain dazu; der Reihe nach singen auch die übrigen Darsteller ihre Abschiedstrophe, stets nach derselben Melodie, während der Chor jedes Mal wieder seinen Refrain wiederholt; endlich wendet sich das Aeßchen ans Publicum und bittet um Entschuldigung wegen etwaiger Fehler, der »Tod« droht, Alle mit sich zu nehmen, die schlimm über ihn sprechen würden, auch das »Alter« und der »Neid« fügen ihre Drohungen bei, der Affe ruft »Adios« und Alle bringen zum Schluss einen Hochruf auf den Apostel Paulus aus: *Que viva nuestro amado patron el Apostol San Pablo!*

Es liegt mir fern, die eigenthümlichen dogmatischen Anschauungen des unbekannten Verfassers des »Baile de los Diablos«, seine merkwürdigen Gedankensprünge und naive Redeweise näher zu besprechen, da dieselben von keinem allgemeinen Interesse sind. Dagegen möchte ich auf den alterthümlichen Charakter des Stückes hinweisen, welcher sich vor Allem darin ausspricht, daß die Darsteller sich einzeln beim Publicum vorstellen und verabschieden, ja, daß mehrere derselben sich am Schluss geradezu ans Publicum wenden. In der Anordnung der Tänze (wie auch im Auftreten allegorischer Personen) zeigt sich einige Familienähnlichkeit mit spanischen Festspielen früherer Jahrhunderte, z. B. mit dem Festspiele, das Cervantes bei der Hochzeit des reichen Camacho in seinem »Don Quijote de la Mancha« (2. Theil, Cap. XX) aufführen läßt. Ob aber das Stück wirklich in früher Zeit geschrieben wurde, oder erst verhältnißmäßig spät nach einer alten Schablone verfertigt worden ist, möchte ich nicht entscheiden. Dagegen will ich noch auf die Figur des Affen aufmerksam machen, welche sich unter der grotesken Gesellschaft von Teufeln und Teufelinnen ziemlich eigenthümlich ausnimmt. Dieselbe vertritt, ihren Reden und ihrem ganzen Benehmen nach zu schließen, die Stelle der lustigen Person und ist zugleich als eine Concession an den Geschmack und die Gebräuche der Indianer aufzufassen, denn zahlreiche altindianische Bailes waren dramatisirte Thierfabeln, wie denn überhaupt die verschiedenen Thiere ihrer Heimath in der bildenden Kunst und Literatur der Indianer eine bedeutende Rolle spielen.

In zahlreichen christlichen Tanzspielen ist auch dieser alten Vorliebe der Indianer, heimathliche Thiere redend und handelnd vorzuführen, in ausgiebiger Weise Rechnung getragen, z. B. in dem sehr häufig aufgeführten »Baile de los Micos y Monos« (Tanzspiel der beiden Affenarten Mittelamerikas). Eine Anzahl Micos und Monos hören im Walde den Lärm eines großen Festes unter den Menschen; sie brechen auf, um nach dem Grunde desselben zu fragen und treffen unterwegs eine Schlange, welche sie zum Genuße des Apfels einladet, mit welchem sie ehemals Eva im Paradiese überlistet hat. Aber die Micos und Monos widerstehen den Verlockungen und bannen die Schlange durch Anrufung Marias; sie tanzen darauf zu Ehren des hl. Paulus und bringen demselben mannigfache Früchte als Opfer dar.

Obgleich also auch auf die christlichen Tanzspiele die alt-indianischen Bailes noch einen gewissen Einfluß ausgeübt haben, so ist derselbe doch nur ein äußerlicher, denn die Thierfiguren sind eben nur Masken, und was sie reden, sind christlich-religiöse Phrasen. Da aber das Volk den Text wegen Unkenntniß des Spanischen doch nicht verstehen konnte, äußerlich aber die gewohnten Thiergehalten auf der Bildfläche sah, so fühlte es die einschneidende Aenderung des Inhaltes nicht so sehr und gewöhnte sich somit leichter an die neuen Tanzspiele, welche mehr und mehr die alten aus der heidnischen Vorzeit verdrängten. Aber auch die Thierfiguren selbst zeigen heutzutage nicht mehr das Gepräge von ehemals, denn es sind schematische Masken, weit entfernt von der ausgezeichneten Naturnachahmung, welche (nach Acosta) die Träger der Thierrollen bei den heidnischen Festen in Cholula bewiesen haben sollen.

Wenn man daher nach dem Werthe dieser Bailes fragt, so muß wohl das Hauptgewicht darin gesucht werden, daß durch dieselben die indianische Musik mannigfache Pflege erfährt und manche Weisen, z. B. Märsche, nur durch sie bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben sind. Als Dramen oder Ballets aber ist ihr Werth sehr gering und ein erzieherischer Einfluß auf die Indianer ist denselben auch kaum zuzuschreiben. Mag aber die Bedeutung dieser christlichen Tanzspiele noch so geringfügig sein, man möchte dieselben, nachdem nun einmal doch die altheidnischen Bailes zu existiren aufgehört haben, nicht im india-

nischen Volksleben missen, da sie dasselbe immerhin um ein gut Theil abwechslungsreicher und farbenreicher gestalten und im Volke einen Hauch von dem idealen Sinne erhalten, welcher dasselbe in den Zeiten seiner Unabhängigkeit zu bedeutenden Kunstleistungen begeistert hat.

Ein etwas höherer Werth scheint trotz der oft haarsträubenden historischen Irrthümer einem Theile der geschichtlichen Tanzspiele innezuwohnen, und der Baile de Cortez scheint mir sogar ein gewisses culturhistorisches Interesse darzubieten, denn abgesehen von den Schwerttänzen der Spanier — bieten die Tänze der indianischen Partei ein so eigenartiges Bild, daß man sich wahrlich in eine Jahrhunderte entlegene Zeit zurückversetzen kann; es ist dies auch das einzige Tanzspiel, in welchem ich weibliche Darsteller habe auftreten sehen: junge Mädchen, welche entgegen den jetzt gebräuchlichen ruhigen, sanften Tanzbewegungen jähe Dreivierteldrehungen ausführten und zugleich einen gehaltenen hohen Ton sangen. Auch die Kleidung der Indianer scheint noch Reminiscenzen aus alter Zeit zu enthalten; so sah ich eine Figur, welche auf der Brust ein rothes schräges Kreuz  auf weißem Felde trug; die vier Hauptpersonen aber trugen hohe leichte Holzgerüste, mit rothem Tuche überzogen und mit Federn geschmückt, auf dem Rücken, indem sie zwei Fortsätze des Holzgerüsts sich in den Nacken hinter ihr Kleid steckten und damit jenen Schmuck als eine Art Rückwand für das Haupt verwendeten. Der Vortänzer der Indianer aber trug in der linken Hand verkleinerte hölzerne Nachbildungen einer Lanze und eines Steinbeiles.

In einem anderen Tanzspiele, betitelt »die wahrhaftige Geschichte von der Eroberung Quezaltenangos«, erhebt sich die Sprache sogar an einer Stelle zu einem gewissen poetischen Schwung, aber all das giebt nicht einmal einen schwachen Abglanz von der Kraft der alten indianischen Dramen, von welchen uns, wie schon erwähnt, der verdiente Abbé Brasseur de Bourbourg wenigstens das eine (Rabinal Achi im Urtext und französischer Uebersetzung) erhalten hat und in welchem sich die Sprache trotz der für unser Denken etwas eigenthümlichen Redewendungen stets auf einer gewissen Höhe des Ausdruckes hält, und in den Schlusstellen sogar einen Schimmer

modernen sentimentalen Gefühles durchblicken läßt. Es ist ja überhaupt auffallend, daß der Indianer trotz seiner grundverschiedenen Charakterzüge doch in manchen Einzelheiten an den modernen Culturmenschen erinnert und gerade in solcher Hinsicht eher unserem Verständnisse als dem der spanischen Conquistadoren entspricht.

Indianische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika*).

(Hierzu die Karten Nr. 7 und 8.)

1. Die Wortbedeutung der indianischen Ortsnamen.

Wenn Egli**) Recht hat mit seiner These, daß »die geographische Namengebung, als Ausfluß der geistigen Eigenart je eines Volkes oder einer Zeit, sowohl die Culturstufe als die Culturrichtung der verschiedenen Volksherde spiegeln«, so muß es in Gegenden, wo zahlreiche verschiedene Völker neben und zwischen einander wohnen, von großem Interesse und Nutzen sein, die einheimischen Ortsnamen in ihrer sprachlichen Bedeutung zu würdigen. In wenigen Gebieten auf der Erde sind so viele, zum Theil stammverwandte, zum Theil aber auch stammfremde Völkerschaften auf engem Raume zusammengedrängt, wie im nördlichen Mittelamerika***), und es ist daher von einer genauen Durchmusterung der geographischen Namen mancher Aufschluß über Cultur und Geistesrichtung der verschiedenen Völkerschaften zu erwarten. Leider ist aber bei dem gegenwärtigen Stande unserer Sprachkenntniffe an eine wortgetreue Uebersetzung aller indianischen Namen noch nicht zu denken; nur für Erklärung der aztekischen und Maya-Ortsnamen sind genügende philologische

*) Vergl. Globus, Bd. 66 (1894), S. 90 bis 96 nebst Karte.

**) J. J. Egli, Der Völkergeist in den geographischen Namen. »Ausland« 1893, Nr. 30 bis 38.

***) Vergl. über die ethnographischen Verhältnisse des nördlichen Mittelamerika: M. Orozco y Berra, Geografía de las lenguas y carta etnográfica de Mexico (Mexico 1864), ferner Otto Stoll, Zur Ethnographie der Republik Guatemala (Zürich 1884), und K. Sapper, Beiträge zur Ethnographie der Republik Guatemala (Petermann's Mittheilungen, 39. Bd. 1893, S. 1 ff.), sowie die Sprachenkarte von Mittelamerika in Berghaus' physikalischem Atlas, Blatt 74.

Hilfsmittel vorhanden, die mir aber leider nicht zugänglich sind; für die übrigen Indianersprachen sind aber die Hilfsmittel durchaus ungenügend, so daß jeder Versuch der geographischen Namenklärung lückenhaft bleiben muß.

Wenn ich daher den Versuch mache, aus der Zahl der indianischen Ortsbezeichnungen des nördlichen Mittelamerika diejenigen auszuwählen, deren Bedeutung mir bekannt ist und daraus auf den geistigen Zug zu schließen, der sich in der geographischen Namengebung verkörpert hat, so ist von vornherein klar, daß dieser Versuch nur einen ungefähren Ueberblick über die Frage zu geben vermag, während eine erschöpfende Behandlung des Themas zur Zeit überhaupt noch nicht möglich ist.

Auf die spanischen und die wenig zahlreichen englischen Ortsbezeichnungen brauche ich hier nicht einzugehen, da sie als neu aufgepfropft Reis der geographischen Nomenclatur kein tieferes Interesse erwecken und zudem in ihrem Allgemeincharakter nicht wesentlich von der bekannten, in anderen spanischen und britischen Colonialländern üblichen Weise abweichen. Auch auf die spärlichen einheimischen Ortsnamen im Gebiete der Chiapaneken (in Chiapas), der Levca-Indianer in Honduras und der Xinca-Indianer (in Guatemala) kann ich aus Mangel an Vorarbeiten oder sprachlichen Hilfsmitteln hier nicht eingehen. Caraibische Ortsnamen sind mir überhaupt nicht bekannt geworden. Es bleiben also für die Besprechung hauptsächlich die Ortsnamen von drei verschiedenen Völkerfamilien: den Mayavölkern, der aztekischen Völkergruppe und der Mixegruppe. Von den beiden letzteren Gruppen kommen je nur Dialekte einer einzigen Sprache in Betracht, das Aztekische (einschließlich der Pipilsprache) und das Zoque. Von der Mayavölkerfamilie wohnen dagegen sehr zahlreiche Glieder im nördlichen Mittelamerika, und zwar sind es — mit Ausnahme der Huasteken — sämtliche bekannten Stämme dieser Familie; es sind dies die reinen Mayas von Yukatan und Petén, dann die Chicomucelteken in Chiapas; ferner die Stämme der Cholgruppe (Chontal, Chol und Chortí), der Tzentelgruppe (Tzotzil, Tzentel, Chaneabal), der Mamegruppe (Mame, Jacalteca, Ixil, Chuj, Motozintleca, Aguacateca), der Quichégruppe (Quiché, Chakchiquel, Tzutuhil und Uspanteka) und der Pokomgruppe (Kekchi, Pokonchí, Pokomam). Ich kenne von

diesen Sprachen leider nur das Kekchi durch langen Verkehr mit den Indianern dieses Stammes etwas näher und muß daher die Kekchi-Ortsnamen als Beispiel für die geographischen Bezeichnungen der Mayaftämme annehmen, während ich nur wenige Ortsnamen aus anderen Mayasprachen heranziehen kann. Das Kekchigebiet eignet sich übrigens auch deshalb sehr wohl dazu, als Muster geographischer Namengebung der Mayavölker zu gelten, da daselbst die Ortsnamen zumeist noch ein rein indianisches Gepräge zeigen, während in Südguatemala und Theilen von Chiapas und Tabasco spanische und aztekische Ortsbezeichnungen an die Stelle der einheimischen Namen getreten sind und damit den ursprünglichen Charakter der älteren Nomenclatur mehr oder minder vollständig verwischt haben.

Als wichtige Vorarbeit für die Ortsnamen der Zoquesprache und des Aztekischen dienen mir die »Nombres geográficos del Estado de Tabasco« von José Roviroa (Mexiko 1888), in welchen neben den Ortsnamen von Tabasco auch diejenigen von Chiapas Berücksichtigung finden. Ferner veröffentlichte der Presbítero José Maria Sanchez eine »Nomenclatura de los once Departamentos del Estado de Chiapas« (S. Cristobal-Las Casas 1890), und Stoll hat in seinem Buche über Guatemala (Leipzig 1886) eine kleine Anzahl von indianischen Ortsnamen erklärt.

Für die Rechtschreibung der indianischen Namen folge ich ganz dem von Stoll aufgestellten Alphabet der Mayasprachen*). Als Grundlage für dasselbe dient die spanische Orthographie; die einzigen Abweichungen davon sind folgende: von dem c (vor e und i: qu) wird das gutturale k unterschieden; h wird aspirirt ausgesprochen wie im Deutschen; die explosiven Laute, welche gleichsam durch eine kurze Pause vom folgenden Vocal getrennt erscheinen, sind durch die apostrophirten Buchstaben ausgedrückt (c', qu', k', ch', tz'); x lautet wie das deutsche »sch«, ö hat einen Laut zwischen ö und u; ng (im Zoque) wird wie im Deutschen ausgesprochen.

Wenn man die ihrer Wortbedeutung nach bekannten Ortsnamen des nördlichen Mittelamerika muftert, so fällt vor allem

*) O. Stoll, Zur Ethnographie der Republik Guatemala. S. 40 ff.

die große Zahl von Ortsbezeichnungen auf, welche ihre Benennung von der Naturbeschaffenheit der Oertlichkeit herleiten. Bald ist es die Farbe des Wassers, welche Flüssen oder daran gelegenen Orten ihren Namen giebt (z. B. im Aztekischen: Acumba, Chichicapa, »am gelben Wasser«, Cosauyapa, »großer, gelber Fluß«, Tisapa, »weißer Fluß«, Tila, »schwarzes Wasser (?)«; im Kekchi: Raxijá, »grünes oder blaues Wasser«; im Chol und Maya: Yaxha, »grünes Wasser (Fluß)«; im Maya: Ixkanhá, »beim gelben Wasser«; im Pokomam: Sac ruha, »weißes Wasser«; im Pokonchi: Cakiha, »rothes Wasser«, Saquiha, »weißes Wasser«), bald ist es die Beschaffenheit des Flussbettes (z. B. im Aztekischen: Tapalapa, »Fluß der thonigen Erde«, Jalapa, »Sandfluß«, ferner Teapa aztekisch, Chaspa und Tzanö im Zoque, Tulijá im Tzentäl = »steiniger Fluß«), bald auch die Temperatur des Wassers (Kixha im Kekchi und Pokonchi, Pingnö im Zoque, »heißes Wasser«, Tonicapan aztekisch und Xeme'kenya im Quiché, »am warmen Wasser«, Tanquelha im Chol, »beim kalten Wasser (?)«), oder auch die Zahl der Nebenflüsse oder Flusssarme (z. B. Oxlahjá im Kekchi, »dreizehn Flüsse«, Bolonajá im Chol, »neun Flüsse«; im Maya: Oxá, »drei Wasser«), oder andere auf das Wasser bezügliche Namen (z. B. im Aztekischen: Acapetagua, »breiter Fluß«; im Tzotzil: Chenaló, »wenig Wasser«; im Pokonchi: Panzós, »beim Wasserfall«, Panimá, »beim großen Fluß«, Chiquin (Chixiquin), »an der Ecke« (des Flusses); im Kekchi Chirixquisós, »hinter den Wasserfällen«, Nimha, »großer Fluß«, Senimá, Benimá, Chirenimá, »bei, über, neben dem großen Fluß«, Eliha, »wo Wasser entspringt«, Xaliha, »Vereinigung zweier Wasserläufe«, Chixkuxhá, »wo der Fluß verschwindet«, Siguanhá, »das Wasser der Doline«, Chibu und Sesab, »Ort, welcher sich (in der Regenzeit) mit Wasser anfüllt«, im Maya: Chichanjá, »kleines Wasser«, Panchoy, »im See«).

Manchmal ist es auch die Beschaffenheit des Erdreiches oder das Vorkommen gewisser Mineralien, das Auftreten eigenartiger Felsen, was den Oertern ihren Namen gegeben hat z. B. im Aztekischen: Jalpa, »über dem Sandwege«, Jaltenango, »an der Sandmauer«, Jalupa, »über dem Sandwege«, Chalchigüitan, »Ort der edlen Steine«, Iztapa, »Salzfluß«, Ixtatan, »Salzstelle«, Tepatan, »Ort der Feuersteine«, Tecpate, »Ueberfluß an Feuersteinen«;

im Zoque: Mactumatzá, »elf Felsen«, Popotzá, »weifser Stein«; im Kekchi: Chitok, Setok, Satok, »Ort, wo Feuersteine«, Senimlatok, »wo grofse Feuersteine vorkommen«, Chisamahí, »wo Sand«, Chipok, »wo weifse vulkanifche Afche vorkommt«, Cakquibec, »rother Stein«, Rubelsaconac, »unter der Felswand«, Chicocpec, »Ort, wo kleine Steine«, Yalihux, »wo Wetzsteine vorkommen«, Sehachichá, »am Fluffe an der Afche«; im Maya: Chachaclum, »rothe Erde«), oder aber find die Ortsnamen von anderen örtlichen Eigenthümlichkeiten entnommen (wie im Aztekifchen: Ecatepec, »am Berge des Windes«, Guaquitepeque, »grofser, grüner Berg«, Hueitepeque, »grofser Berg«, Tepetitan, »zwischen den Bergen«, Tiltepec, »am fchwarzen Berge«, Tonalá, »heifser Ort«, Macultepeque, »fünf Berge«, Ostitan, »zwischen den Höhlen«, Yolotepec, »am Berge der Mitte«, Tepecentila, »am Abhange des Berges«, im Maya: Ticax, »im Walde«, Nojcacab, »grofser Berg«, Petcacab, »Stück eines Berges«, Jehmul, »zwischen Bergen«; im Tzental: Michol, »die Enge«, im Chol und Chorti: Tityuk, »am Berge«; im Chol oder Maya: Boloneb, »ihrer Neun« (sc. Berge); im Kekchi: Nimlatzul, »grofser Berg«, Sepocil, Sepocilha, »am Erdloch«, Rubelmu, »unterm Schatten«, Rubeltzul, »unterhalb des Berges«, Chijolom, »auf der Spitze«, Chirutacá, »auf der Ebene«, Senimtacá, »im tiefen Thal«).

Sehr häufig werden auch Thiernamen mit den Ortsbezeichnungen verknüpft (z. B. im Aztekifchen: Aztapa, »Fluß der Garzas« (*Ardea candidissima* Gm.), Coatan, »Ort der Schlangen«, Tuxtla, »Ueberfluß an Kaninchen«, Chacalapa, »am Fluffe der Krebfe«, Chapultenango, »Stadt der Heufchrecken«, Chicomucelo, »sieben Jaguare« (*Felis onca* L.), Escuintla, »Ueberfluß an Hunden«, Mazatan und Mazaltepeque, »Ort der Rehe«, Mazapa, »Fluß der Rehe« (*Cariacus virginianus* Brocke), Mapastepeque, »Ort der Mapaches« (*Procyon lotor* Desm.), Pichucalco, »im Zaun der Schweine«, Sayula, »Ueberfluß an Mücken«, Tecoluta, Tecolutan, »Ort der Eulen« (*Bubo virginianus* Bp.), Tamasulapa, »Fluß der Kröte«, Totolapa, »Fluß der wilden Pfauen« (*Melleagris gallinapavo* L.), Usumacinta, »Beginn der Affen«, Usumatan, »Ort der Affen«, Zinacantan, Tzinacata, »Ort der Fledermäuse«, Motozintla, »Ort der Eichhörnchen«, Coapilla, »Ort der Vipern«, Quezaltenango, Quezaltepeque, »Ort des Quezals« (*Pharomacrus mocinna*),

Ayutla, »Ort der Schildkröten«, Ocsolutan, »Ort des Jaguars«; im Zoque: Güetunöpac, »Bach der Wildkatze« (*Felis aguarondi* Lapécède), Moba, »Bach der Rehe«, Tzagüinö, »Bach der Affen«; Nötzipac, »Bach der Nutria« (*Didelphis virginiana* Kerr.); im Maya: Tizimin, »Beim Tapir (oder Pferd)«; im Chol oder Maya: Cansis, »wo der Rüsselbär auftritt«; im Chaneabal: Yaaltz'i, »See des Hundes«, Yaalpech, »See der Ente«; im Tzotzil: K'ukalhuitz, »Berg des Quezels«; im Pokonchi: Panpur, »wo Wafferschnecken (*Pachychilus* sp.) vorkommen«, Panpá, »wo die Taltusa (*Geomys hysspidus*) vorkommt«; im Kekchi: Sepur, Sapur, Chipur, Yalipur, »wo Wafferschnecken«, Secocpur, »wo kleine Wafferschnecken«, Sequixpur, »wo gedornete Wafferschnecken vorkommen«, Yalpemech, Chipemech, »wo es Muscheln«, Sexoch, Chixoch, »Landschnecken«, Chicok, »Schildkröten«, Yalicar, »Fische giebt«, Carchá, »Fische der Afche« Sacpur, »weißse Schnecken«, Chichen, »wo Mosquitos«, K'anus, »wo gelbe Bienen vorkommen«, Akha, »Bach der Schweine«, Sesis, »wo der Rüsselbär«, Chiacam, »wo die Cotusa (*Dasypsecta punctata*) auftreten«, Saxok, »wo Skorpione«, Chik'uk, »der Quezal«, Schix, »der Jaguar vorkommen«, Cajcoj, »der Puma« (*Felis concolor*), Chimó und Chicouarom beziehen sich auf gewisse Vogelarten, Icvolai ist eine Schlangenart, Cacvualtzul, »Berg der Cakvualschlange«).

Häufiger noch als von Thiernamen sind die Ortsbezeichnungen von Pflanzennamen entnommen (so im Aztekischen: Aguacatan und Aguacatenango, »Ort des Aguacatebaumes« (*Persea gratissima*); Amatan, Amatenango, Amatitan, Amatitlan leiten ihren Namen von einer Ficusart ab, die den Vulgärnamen Amate führt; Camoapa, »Fluss der Camote« (*Convolvulus batatas* L.), Camotan, »Ort der Camotes«, Chiapa, »Fluss der Chia« (*Salvia polytachia* Ort.), Chilapa, »Fluss des Chile« (*Capicum annuum*), Chiltepec, »Ort des Chile«, Etapa, »Fluss des Bohnenfeldes«, Mescalapa, »Fluss der Mescal-Agave«, Ocosingo, »Beginn der Kiefern«, Ocotepeque, »am Kiefernberge«, Ocuapa, »Kiefernbach«, Cacahuatan, »Ort des Cacao«, Soyatitan, »zwischen den Palmen«, Soyaténgo, »am Rande des Palmenhains«, Jocotan, »Ort des Jocote« (*Spondias dulcis*), Soconusco, »Ort der fauren Opuntiafrüchte«, Chichicaste, »Ort Chichicaste« (einer Urti-

cacee); im Zoque: Cacaguanó, »Cacaobach«, Poaná, »Fluß des Jolocin« (*Heliocarpus appendiculatus* Turcz); im Maya: Tzitbalché, »wo Balchébaum«, Chunchintoc, Chunjuas etc., »wo der Chintocbaum, der Crescentiabaum etc. vorkommen«; im Chortí: Tacacao, »Ort des Cacao«; im Chol oder Maya: Boloncó, »neun Bäume Namens co«, Cantutz, »wo die Corozopalme (*Attalea Cohune*) vorkommt«, Yaxon, »grüne Aguacate«, Yaxché, »Ceiba«; im Pokonchi: Panguip, Panpacaya, »Ort, wo gewisse Palmen«, Panchesibic, »wo der Sibikbaum vorkommen«; im Kekchi: Sechaj, Chichaj, »wo die Kiefer vorkommt«, Semococh, Setutz, »wo die Corozopalme«, Semap, »wo die Cayolpalme auftritt«, Rubelsaltul, »unter dem Zapotebaume«, Rubelruxtul, »unter dem Ingertebaum«, Setul, »bei den Bananen«, Sexpens, »beim Pfefferbaum«, Sesutzujl, »beim Mahagonibaum«, Semuy, Chimuy, »beim Chicosapotebaum« (*Sapota achras*), Secacao, Chicacao, »wo Cacao«, Sebalam, »wo Pataxte (*Theobroma bicolor*) wächst«, Sapatá, »wo die Guayava«, Chijom, »wo der Guacalbaum« (*Crescentia Cujete*), Chimay, »wo Tabak«, Chinup, »wo die Ceiba (*Eriodendron anfractuosum* D. C.) wachsen«. Secumum, Secumumxan, Seakté*), Chireakté, Sequixquip, Rubelquixquip, Halaute**) beziehen sich auf Palmen, Setal (im Pokonchi Patal), Sechintal, Chiretal, Semox, Semau, Sechinacte, Seamay, Rubelhu, Sehu, Seubub, Chicojl, Rubelcojl, Secvolcvol, Chisec, Sesajal, Sejalal, Chijalal, Setzucl, Chiax beziehen sich auf andere Pflanzen, deren Name wie der zweite Theil der Ortsnamen lautet, deren wissenschaftliche Benennungen mir aber unbekannt sind.

Die Ortsbezeichnungen sind auch manchmal von allgemeineren Vegetationseigenthümlichkeiten entnommen (z. B. im Aztekischen: Huistan, »Ort der Dornen«, Hueizacatlan, »Ort der großen Wiese«, Suche, »Blume«, Suchiapa, »Fluß der Blumen«, Suchiate, »Wasser der Blumen«, Zocoltenango, »in der Stadt der Früchte«, im Zoque: Chacuibá, »Bach der niederen Bäume«; im Kekchi: Sekim, »in der Grasflur«, Sechinakim, »in der kleinen Grasflur«, Sequiché, »im Walde«, Chiraxché, »im grünen Holz«).

*) Wörtlich: »Schweinsbaum«, wegen feiner Stacheln.

**) Wörtlich: »Tepescuintlebaum«.

Auch an die Beschäftigung des Rodens (Niedererschlagens und Abbrennens einer Waldfläche) erinnern manche geographische Namen, wie im Kekchi Xalichoc, »der Bergfattel der gerodeten Fläche«, Rubelchoc, Chirixquichoc, Chichoc, Chireichoc (oder chocl), »unter, hinter, bei, neben der gerodeten Fläche«.

Andere Ortsnamen sind wieder reine Culturnamen (so im Aztekischen: Acala, Acalán, »Ort der Brote«, Comalcalco, »im Hause der Comales« (Röfzteller), Comitan, »Ort der Töpfe«, Comixtlahuacan, »Ebene der Töpfe«, Chicoacam, »sechs Grundstücke«, Jiquiplas, »8000 Grundstücke«, Chimalapa, »Fluss der Schilde«, Chimaltenango, »Stadt der Schilde«, Huihuitlan, »alter Ort«, Huehuetenango, »in der alten Stadt«, Huitiupan, »großer Tempel«, Cucultiupan, »Tempel der Zwietracht«, Mecatepeque, »Ort der Stricke«, Mexicapa, »Fluss der Mexicaner«, Chontalpa, »im Auslande«, Pinola, »Ueberfluss an Pinol« (geröstetem Maismehl), Pantepec, »Berg der Fahne«, Tenango, »an der Mauer«, Zacualpa, »über der Pyramide«, Teopisca, »Ort der Priester«, Zitalá, »Ort der Sterne«, Petalcingo, »Ort, wo man Binsenmatten macht«; im Zoque: Jomenás, »Neues Land«; im Maya: Bolonchen, »Neun Brunnen«, Hopelchen, »fünf Brunnen«, Tzibalchen, »gemalter Brunnen«, Tibolon, »in den Neun«, Tihoo, »in den Fünf«; im Chaneabal: Juncaná, »ein Stern«, Baluncanal, »neun Sterne«, Uninajap, »der Sohn des Königs«; im Cakchiquel: Bok, »Schild«; im Uspanteca: Ch'amack, »bei dem Dorfe«; im Kekchi: Setzac, »an der Mauer«, Setzacpec, »an der Steinmauer«, Setzimaj, »bei den Pfeilen«, Xaltenamit, »Berg der Stadt«).

Im Kekchi erinnern auch noch einige Ortsnamen an alterthümliche aus der Vorzeit überkommene Gebräuche. So pflegt jeder Kekchi-Indianer alten Schlages an gewissen bekannten Wegestellen, wo er zum ersten Male vorbei kommt, einen Stock in die Erde zu stecken und dort stecken zu lassen, und von diesem eigenthümlichen Gebrauche führt ein Bächlein zwischen Setal und Seakté den Namen Selabaxukb, »Ort, wo du deinen Stock hinein stecken mußt«. An bedeutungsvollen Pafsübergängen pflegen die Kekchi-Indianer Copalharz zu verbrennen, wenn sie dieselben zum ersten Male überschreiten, und an einigen derselben (nämlich dem Passe zwischen Quezaltepeque und Esquipulas, dem zwischen Quezaltenango und St. Maria und demjenigen zwischen Cunen

und Zacapulas) wird außerdem noch getantz, und zwar am letztgenannten Orte eigenthümlicher Weise mit umgelegter Binsenmatte, daher der Name dieses Platzes Potopop »Ort, wo wir uns mit einer Binsenmatte (pop), wie mit einem Huipil (Frauenhemd, pot) bekleiden«. An heißen Quellen pflegen die Kekchi-Indianer ebenfalls Copalharz zu verbrennen und außerdem ein Bündelchen Holz herbeizuschleppen und zurückzulassen, vermuthlich, damit der Gott der Natur (Xtyucvuá tzul tacá, »der Vater von Berg und Thal«) damit das Wasser erwärmen kann; letzteren Gebrauch habe ich in den Ortsnamen aber nicht angedeutet gefunden, wie die erstgenannten.

Obgleich aus der mitgetheilten kleinen Zahl von Beispielen ein Procentverhältniß nicht construirt und für allgemein gültig angenommen werden darf, so fällt doch vor Allem das starke Ueberwiegen der Naturnamen über die Culturnamen auf. Es würde daraus den Anschauungen Egli's zufolge geschlossen werden müssen, daß die Völkerschaften des nördlichen Mittelamerika reine Naturvölker gewesen wären. Nun weiß man aber, daß die aztekischen und die Mayavölker sehr wohl als Culturvölker angesehen werden konnten zur Zeit, als die Spanier die Eroberung des Landes begannen. Der Widerspruch ist aber nur scheinbar, denn die genannten Völker sind in der That in gewissem Sinne wieder auf die Stufe von Naturvölkern heruntergesunken und andererseits können von den Naturnamen viele nur bedingt als solche gerechnet werden, da sie vielfach zugleich enge Beziehungen zum Culturleben des Volkes enthalten. Es ist dies besonders deutlich bei den Ortsnamen des Kekchi-Volkes, welche, was Folgerichtigkeit und System anbelangt, von keinem der europäischen Culturvölker erreicht werden.

Das Vorkommen der für technische Zwecke benutzbaren oder für den Lebensunterhalt wichtigen Pflanzen und Thierarten hat bei den Kekchi-Indianern viel häufiger geographische Ortsbezeichnungen hervorgerufen, als die bloßen auffälligen Eigenthümlichkeiten der Oertlichkeiten an sich. Es ist hierbei freilich zu bemerken, daß die häufigsten, regelrecht angebauten Culturpflanzen, wie Mais, Bohnen, Baumwolle, Chile*), Yuka, Camote,

*) Chile und Camote kommen dagegen in aztekischen Namen häufig vor, da das Auftreten dieser Pflanzen für die aus dem Hochlande kommenden Mexicaner etwas Auffälliges hatte.

für geographische Benennungen keine Verwendung finden, eben weil sie nichts Charakteristisches für eine bestimmte Oertlichkeit bezeichnen würden; vielmehr sind die Ortsnamen hergeleitet von solchen für den Haushalt des Indianers wichtigen Pflanzen und Thieren, die er in der freien Natur vorfindet. Es spricht sich hierin einmal der außerordentlich praktische Blick aus, der den Indianern eigen ist, dann aber hat es für ihn noch eine weitere Bedeutung, indem er aus dem Vorkommen gewisser Pflanzen zugleich auf Klima und Bodenbeschaffenheit, und damit zugleich auf die Eignung des Ortes für Cultur und Ansiedelung schließen kann. Denn die Indianer sind, soweit sie noch nicht in den Bereich »europäischer Civilisation«, d. h. in den Dunstkreis der Schnapschenken, oder ins bloße Tagelöhnerthum eingetreten sind, ausgezeichnete Beobachter der Natur und kennen die Abhängigkeit der Pflanzenwelt von Klima und Bodenbeschaffenheit ganz gut.

Ich habe diese Bemerkungen aus meinen Beobachtungen der Kekchi-Indianer abgeleitet, und will daher die Ortsnamen dieses Stammes nochmals durchmustern, um meine Behauptungen näher zu begründen.

Da die Kekchi-Indianer kein Jägervolk sind, sondern Jagd nur gelegentlich betreiben, so sind Thiernamen viel weniger zahlreich unter den Ortsbezeichnungen vertreten als Pflanzennamen. Ganz vereinzelt ist einmal ein Ort nach Jaguar oder Puma benannt; dagegen fehlen Tapir (tixl), Alligator (ayin), Coyote (ajxojb), Reh (quej), Jabalí (chacó), Tepescuintle (halau) und anderes Jagdwild vollständig in der Liste der Ortsnamen; ebenso werden Schlangen, trotz ihres massenhaften Vorkommens und ihrer Gefährlichkeit, nur ganz vereinzelt in Ortsnamen erwähnt, in einem der beiden mir bekannten Fälle zudem nur als Bild für die Windungen eines ansehnlichen Flusses (»Icvolai«). Sonst sind es entweder der Landwirthschaft schädliche Thiere (so der Rüsselbär, sis, oder die Cotusa, acam), oder sehr leicht erreichbare, für die Küche verwendbare Thiere (Schnecken, Muscheln, Fische), welche Veranlassung zu Ortsnamen geben. Von den Wasserschnecken und Muscheln werden die Schalen zum Kalkbrennen verwendet. Die K'anus liefern wilden Honig.

Die pflanzlichen Ortsnamen leiten sich größtentheils, wie schon erwähnt, von Nutzpflanzen ab. Von Cacao, Pataxte, Coyol,

Chicosapote, Guayava, Sapote, Ingerte, Banane werden die Früchte, von Quixquip, Akté, Halauté und anderen Palmen die Herztriebe geessen, die Früchte des Guacalbaumes werden zu Trinkgefäßen verarbeitet, die Blattfiedern der Corozopalme geben das Regendach (mococho) des Indianers ab, das Kienholz der Kiefern ist fein Beleuchtungsmaterial, der Kautschuk (Chicle) des Chicosapotebaumes wird von den Indianerinnen zur Unterhaltung gekaut; die Bambuse amay findet als Flöte, oder im Webeparat der Indianerinnen Verwendung, Ubub, Cvolcvol, Chicosapote, Chinacté werden ihres Holzes wegen gesucht u. f. w.

Die pflanzlichen Ortsnamen haben aber auch vielfach eine klimatographische Bedeutung für den Indianer. Wo Cacao, Pataxte oder Mahagoni, wo Cumumxan, Halauté oder Corozopalmen, wo Mox, Mau oder ähnliche Kräuter vorkommen, ist »kix« (d. i. »heißes Land« im Kekchi*), und in der That überschreiten diese Gewächse nach meinen Beobachtungen in der Verapaz die Höhengrenze von 700 m nicht, gehören demnach der echten Tierra caliente an. Auch die Ceiba oder der Guacalbaum erreichen in der Alta Verapaz die Höhengrenze von 900 m nicht, und geben daher einen gewissen Begriff von den allgemeinen Wärmeverhältnissen des Ortes. Andererseits weiß aber der Indianer auch ganz genau, daß in Gegenden, wo Quixquip, Akté, Cumum, Halauté und dergleichen Palmen, Cvolcvol, Ubub, Chicosapote und ähnliche Bäume auftreten, ein ganz anderer Vegetationscharakter, andere Wachstumsbedingungen herrschen, als im Verbreitungsgebiete der Kiefern, oder in den Savannen (»kim« im Kekchi). — Die erstgenannten Gebiete sind reich, die der Kiefern mäßig feucht, die Savannen verhältnismäßig trocken. — Unter Berücksichtigung eben des Vegetationscharakters eines Ortes weiß nun der Indianer, welche Mais- oder Bohnenvarietät an dem Platze mit Aussicht auf Erfolg gepflanzt werden kann, ob Baumwolle wohl gedeihen würde und dergleichen mehr. Was dem europäischen Landwirth Barometer, Bodenuntersuchung und meteorologische Beobachtungen sagen würden, das deutet dem ortskundigen Indianer die Art der Pflanzendecke

*) Der Kekchi-Indianer unterscheidet nicht Tierra caliente, Tierra templada und Tierra fria, sondern nur zwei Stufen, li kix, »heißes Land« und li què, »kaltes Land«.

an, Erfahrung und Analogieschlüsse vertreten bei ihm die Stelle des Wissens und schon in den Ortsnamen steckt, nach dem, was ich eben ausgeführt habe, häufig ein Urtheil über die Klimatologie des Ortes.

Viel geringere Bedeutung für klimatologische Schlüsse haben die Verbreitungsgrenzen der Thierwelt und daher ist wohl mit zu erklären, daß pflanzengeographische Namen häufiger sind als thiergeographische. Ein vielgewandter Kekchi-Indianer weiß als scharfer Naturbeobachter zwar wohl, welche Schlangen oder Landschnecken etc. im kalten oder warmen Lande, im Urwalde oder an offenen sonnigen Plätzen vorkommen und dergleichen, aber solche Grenzen sind minder auffällig, minder scharf und zugleich weniger bedeutungsvoll für seine praktischen Aufgaben. Immerhin mag hier erwähnt sein, daß z. B. Schildkröten, Muscheln oder die gedornen Wafferschnecken (wegen der besonderen hydrographischen Verhältnisse) in der Alta Verapaz nicht über 500 m, daß Skorpione nirgends über 1000 m heraufsteigen; also läßt das Vorkommen solcher Thiere immerhin einen gewissen Schluss auf die allgemeinen Wärmeverhältnisse eines Ortes zu.

Bei den übrigen Mayavölkern herrschen sicherlich ähnliche Verhältnisse der Nomenclatur, wenn auch gewisse Verschiedenheiten immerhin zum Ausdrucke kommen werden, da sie ja auch in Beschäftigung und Volkscharakter in manchen Zügen von den Kekchi-Indianern abweichen*). — Noch mehr ist das aber bei den aztekischen Völkern der Fall, bei welchen nach der vorstehenden Aufstellung das Jagdwild bereits einen großen Raum unter den Ortsnamen einnimmt; zugleich ist aber auch die Zahl der Culturnamen viel größer als bei den Mayavölkern, was sehr auffällig ist, weil die Cultur der Mayavölker nach Allem, was wir davon wissen, derjenigen der Azteken keineswegs nachstand, sie vielmehr in mancher Hinsicht übertraf. Bei den reinen Mayas von Yucatan ist allerdings die Zahl der Culturnamen gleichfalls eine relativ große, entsprechend ihrer einst hohen Cultur. — Bei den Zoques dagegen fehlen unter den wenigen mir bekannten

*) Daß bei den Huasteken dieselben Principien geographischer Ortsnamengebung herrschten, zeigt die schöne, ziemlich umfassende Arbeit über diesen Gegenstand von Marcelo Alejandro über die Lengua Huasteca im Repertorio Salvadoreño, Tomo III (S. Salvador 1893), p. 28 ff.

Beispielen die Culturnamen fast ganz; Jomenás, »neues Land«, ist der einzige mir bekannte Culturname, und dieser scheint nichts Anderes zu sein, als eine Uebersetzung des spanischen Pueblo Nuevo, eines Namens, der früher statt Pichucalco viel gebraucht wurde. Bei den Zoques tritt das Jagdwild in den Vordergrund bei den Ortsnamen, während geographische Bezeichnungen nach Nutzpflanzen (Cacao, Joloche) spärlich sind. Es entspricht dies Verhältniß sehr wohl dem geringen Culturgrade, auf dem die Zoques stehen und von jeher gestanden haben, sowie ihrer Vorliebe für Jagd anstatt für Agricultur.

Es geht demnach aus den mitgetheilten Beispielen von Ortsnamen, so spärlich sie auch sind, deutlich hervor, daß in der That auch im nördlichen Mittelamerika, wie anderwärts nach Egli, die geographische Namengebung die Eigenart und Culturrichtung der verschiedenen Volksherde widerspiegelt.

2. Die Verbreitung der indianischen Ortsnamen.

Das sprachliche Studium der Ortsnamen vermag uns nicht nur eine Andeutung über Beschäftigung und Geistesrichtung der entsprechenden Völker zu geben, sondern kann unter Umständen auch auf die ehemalige Ausdehnung der Stämme, auf ihre Wanderungen, kurzum auf ihre Geschichte werthvolle Streiflichter werfen, wenn man die geographische Verbreitung verschiedensprachiger Ortsnamen in Betracht zieht. Hier ist freilich die mangelhafte Kenntniß, welche man von den meisten mittelamerikanischen Sprachen hat, noch in viel höherem Grade hinderlich, als wenn man nur versucht, aus der Wortbedeutung einen Einblick in das Culturleben eines Volkes zu gewinnen; namentlich fehlt uns von den meisten Sprachen jegliche Kenntniß der älteren Wortformen, ja, manche Sprachen sind bereits ausgestorben oder dem Aussterben so nahe, daß man nur noch mit Mühe von etlichen älteren Indianern eine Anzahl Wortformen herausbekommen kann, während die Sprache bereits aufgehört hat, Verkehrssprache zu sein; zahlreiche Ortsnamen, namentlich alterthümliche, müssen daher unübersetzt bleiben, selbst wo man sich des Beistandes

gewiegter Sprachkenner erfreut. Ueberdies haben gerade die wichtigeren Siedelungen und Wasserläufe, welche man auf den Karten fast allein verzeichnet findet, in manchen Gegenden fast ausschließlich spanische und aztekische Namen, so daß es schon einer genauen Localkenntniß bedarf, um überhaupt einheimische indianische Ortsbezeichnungen in größerer Zahl in Erfahrung zu bringen. Unter solchen Umständen ist es natürlich im nördlichen Mittelamerika nicht denkbar, daß es je gelingen wird, scharf die Grenze der ehemaligen Verbreitung der einzelnen Sprachgebiete festzustellen (um so weniger als die Wortformen in verwandten Sprachen fast oder manchmal ganz gleich lauten). Es ist dies sehr zu bedauern, da gerade derartige Untersuchungen uns einen sicheren Führer abgeben könnten in dem Wirrfal der mittelamerikanischen Vorgeschichte, und ich gestehe, daß ich den aus gründlicher Erklärung sämtlicher indianischer Ortsnamen und aus ihrer Verbreitung zu erschließenden Resultaten weit mehr Glauben schenken würde, als den unzuverlässigen und unbestimmten, oft sich widersprechenden Angaben der älteren spanischen Schriftsteller.

Leider aber ist bei dem geringen philologischen Material, das man besitzt, bei dem völligen Mangel an hinreichend genauen Karten, welche die indianischen Ortsnamen in genügender Zahl enthalten würden, bei dem raschen Rückgange der Indianersprachen eine derartige Arbeit nicht möglich. Etliche Andeutungen giebt aber bereits mein geringes Material, das freilich nur für das Kekchi und Pokonchi ausreichend ist, und ich habe daher auf der beigegebenen Karte (Nr. 7, s. S. 352) gewisse Grenzlinien der Verbreitung der zu bestimmten Sprachen gehörigen Ortsnamen eingezeichnet.

Was nun zunächst die Verbreitung der zur Gruppe der Mayasprachen zugehörigen Ortsnamen betrifft, so zeigt ein Vergleich der beigegebenen Kartenskizze mit den vorhandenen ethnographischen Karten die bemerkenswerthe Thatfache, daß sich diese Ortsnamen auf jene Räume beschränken, welche auch in historischer Zeit von den Mayavölkern eingenommen worden waren: es ist ein vollständig compactes Gebiet, das den größten Theil des nördlichen Mittelamerika (nämlich die Halbinsel Yucatan, Belize, fast ganz Guatemala und die östliche Hälfte von Chiapas

und Tabasco) einnimmt, und es ist auffällig, daß in diesem ganzen Gebiete keine fremden Stämme wohnen (mit Ausnahme der nördlichen Pipiles von Salamá, Toco y und S. Agustín Acasagustlan, welchen nach Brinton*) die Alagüilacs des mittleren Motaguathales zuzuzählen wären), keine fremdsprachigen indianischen Ortsnamen mit Sicherheit nachgewiesen sind, ausgenommen die aztekischen, auf welche ich im Folgenden eingehender zurückkomme. Es bestärkt mich diese Beobachtung in meiner schon früher**) angedeuteten Ansicht, daß nämlich die Mayavölker schon sehr lange vor Ankunft der Spanier in jenen Gegenden ihre Wohnsitze hatten, ja, daß daselbst geradezu ihre Heimath zu suchen ist.

Bedeutame Verschiebungen der einzelnen Mayavölker gegen einander haben aber stattgefunden und finden, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe***), noch heutzutage statt. Ein Beispiel hierfür ist vor Allem die Verbreitung der Kekchi-Ortsnamen, welche mit der heutigen Ausdehnung dieses Volkes übereinstimmt; die Kekchi-Indianer sind in das ehemalige Sprachgebiet der Choles und Pokonchis, sowie der Mayas von San Luis vorgedrungen und zeigen daher in ihrem gegenwärtigen Gebiete neben eigensprachigen Ortsnamen viele fremde, welche sie von den genannten Nachbarvölkern übernommen haben. Auch die Mayas im engeren Sinne scheinen sich nach Süden hin ausgebreitet zu haben im ehemaligen Sprachgebiete der in langdauernden Kriegen ausgestorbenen Choles und vor einigen Jahrzehnten war ihre Südgrenze noch weiter vorgerückt, da damals noch östliche Lacandonen (Maya redende, unabhängige und heidnische Indianer) fogar noch bei den Salinas de los nueve Cerros und am unteren Chixoy wohnten. Bei den übrigen Mayavölkern scheinen die räumlichen Verschiebungen minder bedeutend zu sein; doch vermöchte erst eine eingehende Untersuchung hierüber Licht zu verbreiten.

Aehnlich wie die Völker der Mayagruppe scheinen auch diejenigen der Mixegruppe, ferner die Zapoteken und Xinca-Indianer, selbst die Chiapaneken, abgesehen von kleineren Gebietsverlusten,

*) D. G. Brinton, On the so-called Alagüilac Language of Guatemala, 1887.

**) Petermann's Mittheilungen 1893, S. 4.

***) Petermann's Mittheilungen 1893, S. 4; Globus, Bd. 61, 1892, S. 210.

seit sehr langer Zeit ihre Wohnsitze behauptet zu haben. Wenigstens habe ich in ihrem ehemaligen Verbreitungsgebiete keine fremdsprachigen indianischen Ortsbezeichnungen aufser aztekischen in Erfahrung bringen können, was allerdings bei meiner geringen Ortskenntniss und bei der grossen Zahl unübersetzbarer Ortsnamen nicht viel fagen will. Es mufs daher eine offene Frage bleiben, ob nicht später eingehendere Untersuchungen ein anderes Licht auf diesen Gegenstand werfen werden.

In hohem Grade auffällig ist die ausserordentlich weite Verbreitung der aztekischen Ortsnamen, denn dieselben durchsetzen das ganze Gebiet der Zapoteken, der Mixevölker, der Chiapaneken und der Xincas, sowie der südlichen und westlichen Mayastämme; nur Yucatan und die Verapaz sind frei geblieben von aztekischen Ortsbenennungen. Diese Thatfache ist vielfach bemerkt und commentirt worden. Am eingehendsten hat sich meines Wissens Manuel Orozco y Berra in seiner *Geografía de las lenguas de Mexico* (p. 83 ff., 96 ff., 128 ff., 134) mit dieser Frage beschäftigt; er erklärt die aztekischen Ortsnamen (a. a. O., p. 129) durch »eine Invasion der Nahuatl Sprache, welche früher war, als diejenige der Kiché Sprachen«. Dieses Urtheil ist aber zum Theil mit veranlafst durch Annahmen, welche in der Zwischenzeit als irrthümlich erkannt worden sind, auf die ich aber hier nicht eingehen will, um nicht weitläufig zu werden.

José Roviroso dagegen*) leitet die aztekischen Ortsnamen der in Frage kommenden Gebiete aus jener Epoche her, »wo die letzten Reste der toltekischen Monarchie nach Süden bis nach Guatemala wanderten«, und bringt sie zum Theil aber auch mit späteren Nahuatlcolonien in Beziehung. Was die letztere Ansicht anbetrifft, so bin ich ganz derselben Meinung, denn soweit die aztekischen und Pipilcolonien in Tabasco, Soconusco, in Mittelguatemala (Baja Verapaz und mittleres Motaguathal), in Südguatemala, San Salvador (Cuscatlan) und Nicaragua reichen, so weit erklären sich aztekische Ortsnamen von selbst. Auf die erste Hypothese Roviroso's aber will ich hier nicht eingehen, denn die gesammte Toltekenfrage ist ein so schwieriges Capitel, dafs ein vorsichtiger Mann dieses X nicht in die Rechnung ein-

*) *Nombres geográficos*, p. 5.

führt, wenn nicht eine dringende Nothwendigkeit dazu vorhanden ist. Und eine solche Nothwendigkeit herrscht hier keineswegs, vielmehr scheint mir die Lösung viel einfacher, als man auf den ersten Blick glauben möchte.

Wenn man mit Orozco y Berra und Roviroza für die aztekischen Ortsnamen einen sehr frühen Ursprung annimmt, wenn man glaubt, daß diese Namen schon Jahrhunderte lang vor Ankunft der Spanier gang und gäbe waren, so muß man auch annehmen, daß dieselben bei den in jenen Gegenden wohnenden Indianern in Gebrauch waren, da den Spaniern die Namen von jenen ja hätten überkommen müssen, ja, man muß annehmen, daß dieselben Namen noch heutzutage bei den umwohnenden Indianern gebräuchlich wären. Das ist aber nicht der Fall, denn bei einigen Städten kennen, wie ich zufällig in Erfahrung brachte, die Indianer, soweit sie sich von der spanisch redenden Bevölkerungscasse fern halten, die aztekischen Ortsnamen überhaupt nicht, sondern gebrauchen ausschließlich die Ortsbezeichnungen ihrer eigenen Sprache. Dieselben entsprechen den aztekischen gewöhnlich in ihrer Wortbedeutung, so daß also der eine Name als einfache Uebersetzung des andern aufzufassen ist. So lautet das aztekische

Tumbalá	im Chol	Xkukuitz,
Tila	im Chol	Tzisa,
Petalcingo	im Tzentäl	Kajol,
Chimaltenango	im Cakchiquel	Bok,
Totonicapan	im Quiché	Xeme'kenya,
Chichicastenango	im Quiché	Chuvilá,
Tuxtla	im Zoque	Coyatök,
Tehuantepec	im Zapotekisch	Guixi,
Sacapulas	im Quiché	Tujal.

Manchmal ist die Wortbedeutung aber auch verschieden; so heißt Aguacatan bei den dortigen Indianern Balamajá (»Haus des Jaguars«), Huehuetenango heißt Naphul (Bedeutung?), Quezaltenango heißt im Quiché Xelahu (»Unter den Zehen«), Comitán im Chaneabal, Baluncanal (»neun Sterne«). — In beiden Fällen fragt es sich nun aber, welches die ursprüngliche Bezeichnung war. Der aztekische Ortsname ist der officielle Name, der Name

der Spanier und der Mischlinge; der andere Name ist der der dort ansässigen Urbevölkerung; beide Theile kennen, im Allgemeinen gesprochen, die Bezeichnung der andern Partei nicht. Daraus scheint mir hervorzugehen, daß im Allgemeinen die aztekische Bezeichnung die jüngere ist. Dabei gebe ich aber gern zu, daß bei neu gegründeten Städten die aztekische Bezeichnung die ursprüngliche war. So wurde der aztekische Name Zacatlan (»Grasflur«), der von den Spaniern gegründeten Stadt S. Cristobal-las Casas, von den Tzotziles in Jovel, von den Zoques in Mujá muc überfetzt.

Außerdem ist mir bei den aztekischen Ortsnamen aufgefallen, daß sie sich fast ganz auf die wichtigeren Siedelungen und Wasserläufe beschränken, während die unbedeutenden Oertlichkeiten Bezeichnungen in der Sprache der dort ansässigen Indianer tragen. Wären die aztekischen Ortsbezeichnungen sehr alten Ursprungs und einst von den nun dort wohnenden Indianern angenommen gewesen, so müßten auch die unbedeutenden Oertlichkeiten zum Theil aztekische Namen führen. Ich glaube aus dieser Erscheinung schließen zu dürfen, daß die aztekischen Ortsnamen durch einen Eroberer, der die wichtigeren Punkte mit gleichsprachigen, einheitlichen Namen kennzeichnen wollte, in verhältnißmäßig junger Vergangenheit gegeben wurden. Da die Heere der mexicanischen Kaiser, selbst des unternehmenden Ahuitzotl, niemals weiter als bis Soconusco vordrangen, so könnte der erwähnte Eroberer nur das mit mexicanischen Hülfsstruppen kämpfende Heer der Spanier gewesen sein.

Wenn man annimmt, daß die Spanier in den ersten Jahrzehnten ihrer Herrschaft die aztekischen Ortsnamen einführten, so erklärt es sich auch leicht, warum dieselben sprachlich dem classischen Aztekisch so nahe stehen, was man doch gewiß nicht erwarten könnte, wenn man mit Rovirosa die Entstehung dieser Ortsnamen in die Zeit der Tolteken (etwa 11. Jahrhundert), oder mit Orozco y Berra in die graue Vorzeit eines noch älteren mythischen Nahuatlvolkes versetzen wollte.

Die Ansicht, daß die Spanier die eigentlichen Urheber der aztekischen Ortsnamen gewesen seien, gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß auch in der spanischen Umgangssprache jener Gegenden sich zahlreiche aztekische Wort-

formen erhalten haben. Stoll bringt in seinem Buche über Guatemala *) eine kleine Anzahl von solchen Wortformen, die sich leicht vermehren ließe **), und fügt bei, daß dieselben offenbar in den ersten Zeiten nach der Eroberung des Landes angenommen wurden; es ist dies außer Zweifel, da sich später in Guatemala keine mexicanischen Hülfsstruppen mehr befanden, und auch mit Mexico-Stadt nur wenig Verkehr bestand.

In manchen Städten wurden sogar die Rathhausacten nicht in Spanisch, noch in der einheimischen Indianersprache, sondern in Aztekisch geschrieben (z. B. in Chiapa).

Ich glaube also, daß die Spanier, welche von zahlreichen mexicanischen Hülfsstruppen begleitet, und des Aztekischen selbst bis zu einem gewissen Grade mächtig waren, bei der Eroberung Mittelamerikas nicht die einheimischen Namen annahmen, sondern den wichtigsten Punkten, außer den gewohnten spanischen Heiligennamen, noch eine aztekische Bezeichnung beilegte, um ein Verständniß mit ihren Verbündeten zu erleichtern und um eine gewisse Gleichförmigkeit in der Namengebung zu erzielen. Diese Sitte der Spanier scheint aber nur bis zum Jahre 1535 ungefähr gedauert zu haben, und nur bei den von Cortéz befehligten oder ausgesandten Heeren gebräuchlich gewesen zu sein, denn in der Verapaz (damals von den Spaniern Tezulatan, »Land des Krieges«, genannt), die erst später durch Fray Bartolomé de las Casas auf friedlichem Wege in die Hände der Spanier kam, und auf der Halbinsel Yucatan (einst Mayapan, von den Mexicanern Onohualco genannt), welche nicht von Mexico her erobert wurde, fehlen aztekische Ortsbezeichnungen gänzlich. Die östliche Grenze der aztekischen Ortsnamen ist daher zugleich die Ostgrenze der spanischen Herrschaft ums Jahr 1535.

Meine Annahme, daß die aztekischen Ortsnamen, welche außerhalb der ehemaligen Grenzen des mexicanischen Reiches und der Pipilcolonien angetroffen werden, Schöpfungen der Spanier und der mit ihnen als Hülfsstruppen ziehenden Mexicaner seien, dürfte nach dem Gefagten immerhin ziemlich wahrschein-

*) Stoll, Guatemala, Leipzig 1886, S. 305.

**) Ueber genauere Nachweise vergl. das Buch »Vicios de lenguaje y provincialismos de Guatemala« von Antonio Bätres, Guatemala 1892, sowie »Nohuatlismos de Costarica« von Ferraz (S. José de Costarica, 1892).

lich fein, wenn ich auch einen stricten Beweis zur Zeit noch nicht zu führen vermag. Es erscheint wie ein großer, staatsmännischer Gedanke des Cortéz, das Uebel der Vielsprachigkeit durch solche Mittel zu verringern; er schien das Erbe Montezuma's antreten und ein großes Reich mit vielsprachigen Gliedern durch das einigende Band aztekischer Sprache und in gewissem Sinne auch aztekischer Sitte zusammenhalten zu wollen, so wie einst der große Macedonier die Völker des Morgenlandes durch das Band griechischer Cultur mit denen des Abendlandes zu verschwiftern suchte.

Obgleich die Ruinen des nördlichen Mittelamerika seit
gewisser Zeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich
gezogen haben und obgleich die wissenschaftliche Behandlung
derselben schon vor mehr als einem Jahrhundert begonnen hat
(Antonio del Rio in Valencia 1787), so liegen doch nur von
wenigen der aztekischen Stättenanlagen und Bauten genuine
Aufnahmen vor; eine ganze Reihe wichtiger neuer Studien datiren
erst im Verlaufe einiger Jahre aus Veranlassung der Aus-
gaben der Ausnahmen in der Ruinen von Tulum und
T. Maye, die gründliche Erforschung der Ruinen von Palenque
durch A. Maudslayi und der Ruinen von Copan durch eine
amerikanische Commission, die Plans von Gonzalez und Maudslayi.
Trotzdem angenommen von Inkunten der mexikanischen Ge-
schichte u. a. Von den Ruinen des Hochlandes von Yucatan
nach und China ist, obgleich es auf ebenem Terrain liegt,
bevor wie die meisten Ruinen des Hochlandes, bisher nur sehr
wenige eingehender untersucht worden — ich wählte hier aus
Stephens' (Beschreibung von Mexiko) die Aufnahme von Palenque
durch Dr. Gustav Hirth, zu erwähnen — und so muß ich
denn bei meinen Darlegungen vorzugsweise auf meine eigenen
Beobachtungen zurückgreifen; sind derselben auch nur durch
flüchtige Blicke nach den Aufnahmen der einzelnen Ruinen-

Altindianische Siedelungen und Bauten im nördlichen Mittelamerika*).

Obgleich die Ruinen des nördlichen Mittelamerika seit geraumer Zeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt haben und obgleich die wissenschaftliche Erforschung derselben schon vor mehr als einem Jahrhundert begonnen hat (Antonio del Rio in Palenque 1787), so liegen doch nur von wenigen der altindianischen Städteanlagen und Bauten genaue Aufnahmen vor; eine ganze Reihe wichtiger neuer Studien dürften erst im Verlaufe einiger Jahre zur Veröffentlichung gelangen, so die Aufnahmen yucatekischer Ruinen von E. Thompson und T. Maler, die gründliche Erforschung der Ruinen von Palenque durch A. Maudslay und der Ruinen von Copan durch eine amerikanische Commission, die Pläne von Comalcalco und Menché Tenamit, aufgenommen von Ingenieuren der mexikanischen Grenzcommission u. a. Von den Ruinen des Hochlandes von Guatemala und Chiapas sind, obgleich sie fast ebensoviel Interesse verdienen wie die meisten Ruinen des Tieflandes, bisher nur sehr wenige eingehender untersucht worden — ich wüßte hier außer Stephens**) Beschreibungen nur die Aufnahme von Iximché durch Dr. Gustav Brühl***) zu erwähnen — und so muß ich denn bei meinen Darlegungen vorzugsweise auf meine eigenen Beobachtungen zurückgreifen; sind dieselben auch nur durch flüchtigen Besuch und rohe Aufnahmen der einzelnen Ruinen-

*) Vergl. Globus, Bd. 68 (1895), S. 165 ff.

**) J. Stephens, Incidents of Travel in Central-America, Chiapas und Yucatan. London 1854, p. 313 ff., 331 ff., 365 ff., 383 ff.

***) Globus, LXVI, S. 213 ff.

plätze gewonnen, so dürften doch meine vergleichenden Betrachtungen von einigem Interesse sein, da ich in fast allen ethnographischen Einzelgebieten*) des nördlichen Mittelamerika etliche Proben altindianischer Städteanlagen und Bauten aus eigener Anschauung kennen gelernt habe. Ich bemerke dabei, daß ich die Ruinen nicht mit dem Auge eines Künstlers oder Architekten, sondern als Geograph durchmustert habe, mit der Absicht, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Siedlungs- und Bauformen bei den einzelnen Stämmen festzustellen, um dadurch wo möglich Anhaltspunkte über die vorgeschichtlichen Wanderungen und den ethnographischen Zusammenhang der Stämme zu gewinnen; auch habe ich die Abhängigkeit der menschlichen Bauweise von der physikalischen und orographischen Beschaffenheit des Geländes und von der Natur der in der Nachbarschaft anstehenden Baumaterialien nachzuweisen gesucht, wo mir solches möglich war. Geleitet von oben genannten Gesichtspunkten habe ich mich mit den von kompetenterer Seite untersuchten Ruinen nur wenig beschäftigt und mich bei Untersuchung unbekannter oder wenig erforschter Siedlungsreste auf rohe Aufnahmen durch Abschreiten und Compaßspeilungen beschränkt. Die von mir gegebenen Pläne und Durchschnitte dürfen daher nicht als genau angesehen werden, sondern sollen lediglich eine ungefähr richtige Ansicht von der Anordnung und Structur der einzelnen Bauten geben, was für meine Zwecke genügend erschien. Da ich über die altindianischen Siedlungen von Guatemala und Chiapas schon an anderem Orte mich verbreitet habe**), so brauche ich auf dieselben hier nicht wieder zurückzukommen. Da aber viele Ruinen noch gar nicht untersucht wurden (wie diejenigen von Chiapa, Tonalá und Agua Escondida in Chiapas, von Piedras Negras, Yaxche und Jolomax im Petén, von Benque viejo in Britisch-Honduras, von S. Jorge, Aguacatan, Sacapulas, Mixco, Chajul, Canilla, Mita u. a. in Guatemala), da ferner zweifellos viele andere Ruinen noch gar nicht

*) Im Gebiete der aztekischen, zapotekischen, Mije-, Lenca- und Xinca-Stämme habe ich nur wenige und nicht charakteristische Bautenreste beobachtet, weshalb ich auf dieselben im Rahmen dieses Aufsatzes nicht eingehen werde.

**) Sapper, Altindianische Ansiedelungen in Guatemala und Chiapas. »Veröffentlichungen aus dem königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.« IV. Band, 1. Heft.

entdeckt find, so ist mein Material noch höchst lückenhaft und deshalb bedürfen auch meine Ergebnisse späterer Ergänzung und Nachprüfung. Ich will mich darum auch nur auf das Wichtigste beschränken.

1. Die Anordnung der altindianischen Bauten innerhalb der Siedelungen.

Alle Indianer des nördlichen Mittelamerika haben in früheren Zeiten, wie auch heute noch, in hölzernen, mit Gras oder Palmblättern gedeckten Hütten gewohnt, und nur für Cult- oder Kriegszwecke, außerdem auch wohl für die Wohnung der höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger wurden unter Anwendung von Erde und Steinen, bei höherer Cultur auch unter Anwendung von Mörtel, dauerhaftere Bauten hergestellt; von letzteren allein sind uns Ueberreste erhalten und sie werden daher auch hauptsächlich den Gegenstand dieser Arbeit bilden.

Wenn man beachtet, daß heutzutage in entlegenen, dem spanischen Einflusse weniger stark unterworfenen Gegenden die Mehrzahl der indianischen Bevölkerung in Einzelgehöften oder kleinen Häusergruppen zerstreut wohnt, so ist man wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß auch in vorcolumbischer Zeit ein ähnliches Siedelungssystem vorherrschend gewesen sein dürfte. Daneben aber besaßen die Indianer damals auch schon größere Bevölkerungscentren, so bei ihren Cultusstätten innerhalb wohlbefestigter Orte, in der Nachbarschaft der königlichen Residenz, in der Nähe von Salinen, Goldwäschereien u. s. w.; man muß sich aber vorstellen, daß diese Bevölkerungscentren nur zu gewissen Zeiten wirklich stark bevölkert waren, nämlich die ersteren zur Zeit religiöser Feste und Andachtsübungen, die Festungen in Kriegszeiten, die Salinen in der für Salzgewinnung günstigen Trockenzeit u. s. w. Den größten Theil des Jahres aber dürfte die Mehrzahl der Indianer, selbst derjenigen, welche ein eigenes Haus in den Städten besaßen, auf dem Lande in einfachen Hütten inmitten ihrer Maisfelder gewohnt haben, wie solches noch jetzt in Theilen der Alta Verapaz der Fall ist. Erst die Spanier haben die Indianer in wirkliche Städte und Dörfer zu sammeln gesucht, und als ein Zeichen, wie fremdartig diese Siedlungsform ihnen

erschien, mag es gelten, daß viele Stämme der Mayafamilie gar kein deckendes Wort für diesen Begriff hatten und deshalb die mexikanische Bezeichnung »tenamit« dafür annahmen. Nur in Yucatan mag von jeher eine stärkere Concentration der Bevölkerung geherrscht haben, da die spärliche Zahl der ausdauernden Teiche (Aguadas), der von unterirdischen Flüssen durchströmten Höhlen (Cenotes) und der Brunnen geradezu dazu zwang.

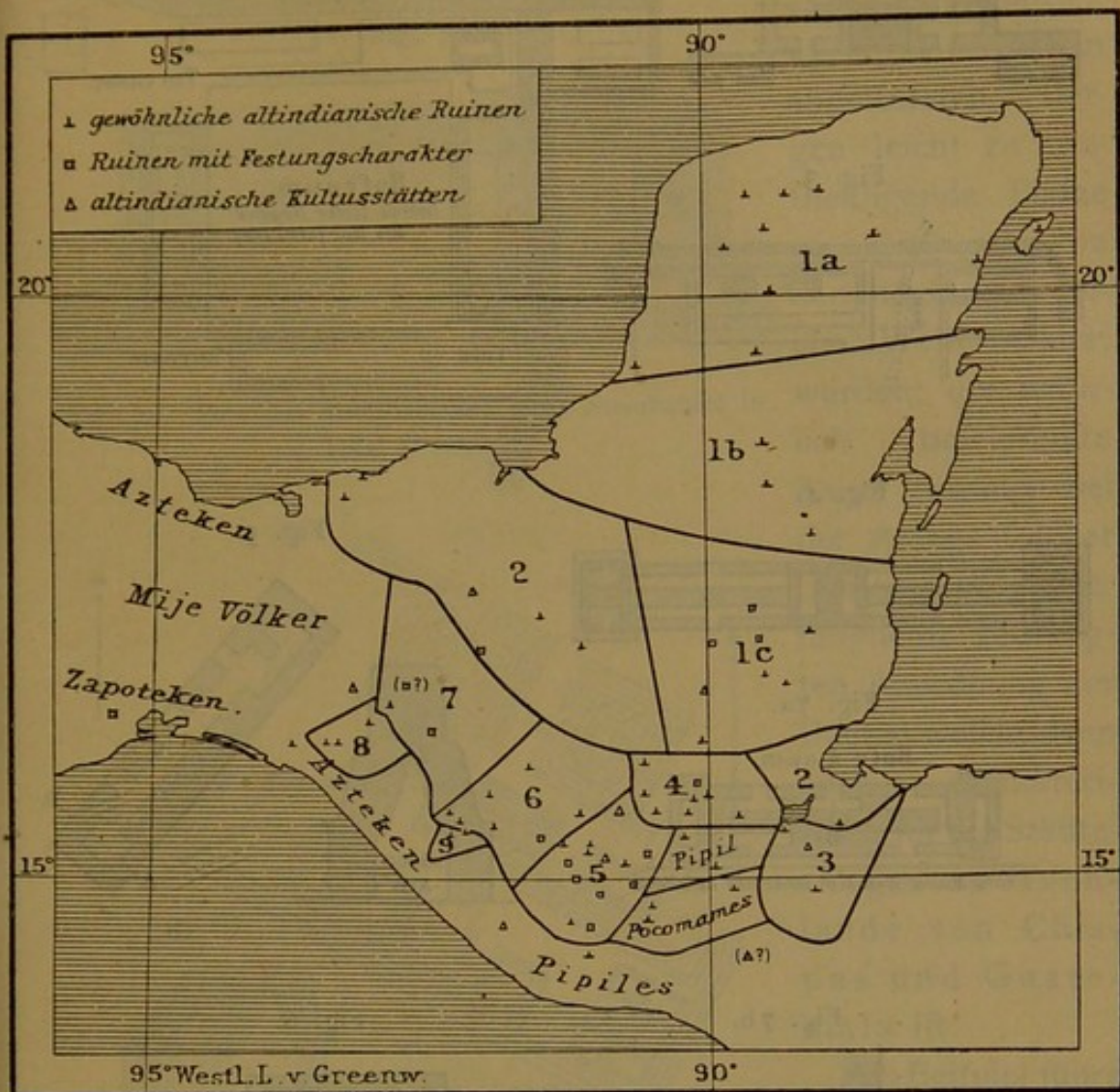
Wie nun aber die Anlage der altindianischen Bevölkerungscentren gewesen ist, darüber können wir nur Vermuthungen hegen, da von dem Haupttheile derselben, nämlich den aus Hütten bestehenden Stadtvierteln der ärmeren Bevölkerung, keine Spuren auf uns gekommen sind. Die spanischen Eroberer wissen zwar von Strafsen und Plätzen zu erzählen; was man aber an den thatächlich vorhandenen Ruinen beobachtet, bezeugt nur die ehemalige Existenz von Plätzen, oft ausgedehnten schönen Plätzen, die in einer einzigen Stadt häufig in mehrfacher Zahl vorhanden waren, Strafsen in modernem Sinne habe ich aber bisher nirgends gesehen; nur in Iximché und an einigen religiösen Bauten (Sajcabajá, Pasajon, S. Isídoro) fand ich Andeutungen einer solchen Anlage. Im Uebrigen bemerke ich, daß die Ueberreste der Hauptgebäude (die Tumuli und Steinbauten) keine bestimmte Anordnung unter sich zeigen. Aehnlich ist es noch jetzt in manchen indianischen Dörfern, die von der spanischen Schablone der rechtwinklig sich schneidenden geradlinigen Strafsen unberührt geblieben sind: man sieht ein Wirrsal einzeln stehender Häuser, zwischen welchen wohl krumme und vielfach gebrochene Wege, aber keine Strafsen in unserem Sinne hindurchführen; wie jetzt die Kirche mit ihrem Platze den Mittelpunkt dieser Dörfer bildet, so mögen auch früher die Complexe öffentlicher Bauten den Kern ähnlich gebildeter Ansiedelungen gebildet haben.

Die altindianischen Städte von Chiapas und Guatemala haben in gewöhnlichen Zeiten jedenfalls keine große Bevölkerung beherbergt, denn der Flächenraum, welcher innerhalb der Befestigungslinie liegt, ist gewöhnlich sehr beschränkt, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß sich außerhalb davon andere Stadttheile unmittelbar angegliedert hätten, denn das wäre — in Kriegzeiten — weder für die außen Wohnenden noch für die Festung vortheilhaft gewesen.

Man wird mir wohl entgegenhalten, daß die älteren spanischen Schriftsteller uns ganz eingehende Beschreibungen von der GröÙe mancher altindianischen Städte hinterlassen haben; ich gestehe aber, daß ich ihren Angaben in solchen Dingen sehr skeptisch gegenüberstehe: sie scheinen mir gern in großen Zahlen geschwelgt zu haben und vor Uebertreibungen nicht zurückgeschreckt zu sein. Fuentes erzählt uns z. B., daß der Oberbefehlshaber der Quiches, Tecum Uman, im Jahre 1524 aus der Hauptstadt Gumarcah (Utatlan) allein 72000 Krieger gezogen habe; der Königspalast von Utatlan aber soll 728 Schritte lang und 376 Schritte tief gewesen sein. Wenn man sich beim Anblick der Ruinen von Utatlan diese überschwenglichen Zahlen vor Augen hält, so kann man sich eines Lächelns kaum erwehren, denn die bewohnbare Oberfläche des eigentlichen Utatlan-Plateaus ist nicht einmal 9 ha groß und könnte ein Bauwerk von den oben genannten Dimensionen überhaupt nicht fassen! Ich habe, um hierüber Sicherheit zu bekommen, das Plateau durch Abschreiten an seinen Rändern gemessen, als ich mit meinem Bruder Richard im August 1894 die Ruinen besuchte, hatte aber nicht hinreichend Zeit zur Verfügung, um eine Aufnahme der Bauten vornehmen zu können. Wir stellten aber fest, daß der Haupthof im sogenannten Palacio nur 100 Schritte lang und 60 Schritte breit ist und daß die Anordnung der umgebenden Gebäude fast ganz mit derjenigen des sogenannten Resguardo übereinstimmt. [Ich habe auf dem Situationsplan, Fig. 10 (S. 363), die Lage der wichtigsten Bauten aus dem Gedächtnisse eingezeichnet, da ich nachträglich sehe, daß der Plan in Stephens' *Incidents of travel*, p. 235, eine unrichtige Idee giebt.] Die Ruinen sind übrigens seit Stephens' und Catherwood's Besuch — 1840 — sehr stark zerfallen, hauptsächlich durch die Schuld von Schatzgräbern, die in unsinniger Weise das ganze Plateau durchwühlt haben.

Man mag allerdings annehmen, daß das Plateau von Utatlan nur das Schloß des Königs und dessen Nebengebäude, sowie die Tempel enthalten hätte, während der Rest der Stadt auf der nahen Ebene gelegen hätte. In der That findet man in einiger Entfernung von Utatlan in der Ebene noch einige Tumuli, welche man als Außenforts ansehen kann, die die Stadttheile der ärmeren Bevölkerung deckten. Aber die spanischen Schriftsteller berichten

nichts von einer solchen Außenstadt, und der Flächeninhalt von Utatlan ist nicht geringer als der vieler anderer indianischer Festungen, wie Saculeu, Comitancillo, Iximché u. a.



Uebersichtsskizze der Baustile im nördl. Mittelamerika 1:10000000.

1. Maya-Stil (1a. Nordyucatekischer Typus; 1b. Südyucatekischer Typus; 1c. Petén-Typus); 2. Chol-Stil; 3. Chorti-Stil; 4. Verapaz-Stil; 5. Quiché-Stil; 6. Mame-Stil; 7. Tzentäl-Stil; 8. Chiapaneken-Stil; 9. Motozintleken-Stil.

Die Anlage der altindianischen Bevölkerungscentren war natürlich verschieden, je nachdem die Ansiedelung hauptsächlich zum Zwecke der Vertheidigung oder zur Pflege religiösen Cults oder bloß wegen der Hofhaltung des Königs oder Fürsten sich gebildet hatte. Im Hochlande von Guatemala und Chiapas, wo zahlreiche kriegerische Völker und unabhängige, sich feindelig gesinnte Tribus eines und desselben Stammes neben einander wohnten, überwiegen natürlich die Festungsanlagen, innerhalb

Fig. 1.

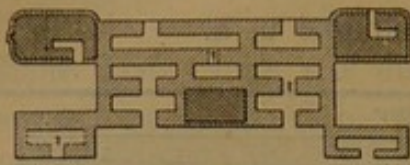


Fig. 2.

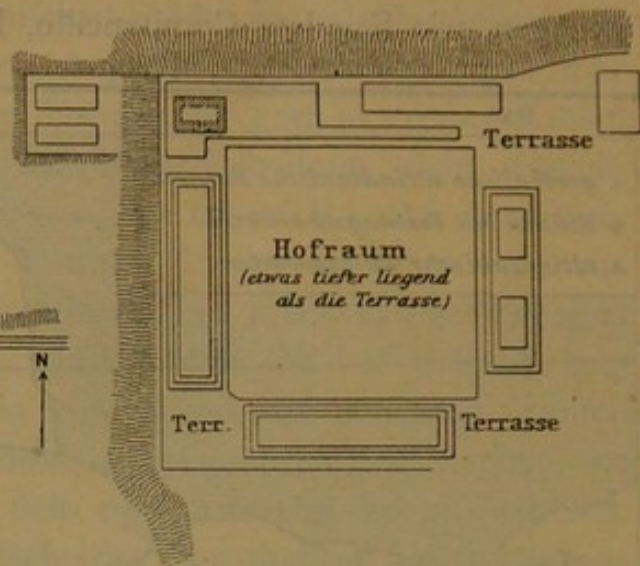


Fig. 3.

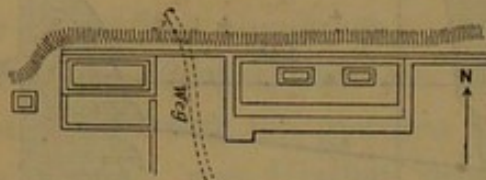


Fig. 4.



Fig. 5.

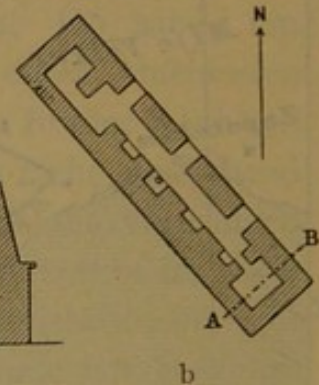


Fig. 7a.

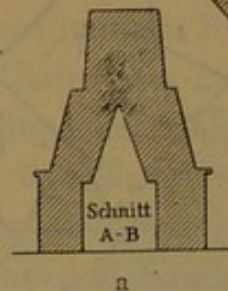


Fig. 7b.

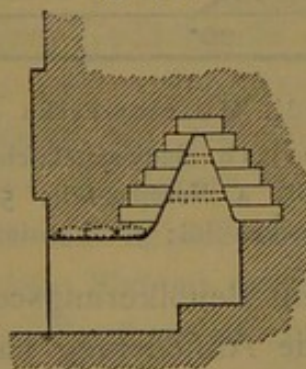


Fig. 6.

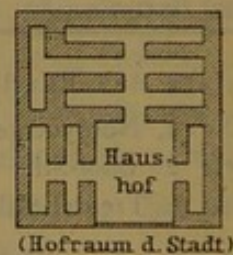


Fig. 1. Steinhaus Ixtinta (Yucatan). 1:1600. Fig. 2. Befestigung bei Ixtinta (Yucatan). 1:1600. Fig. 3. Bauwerk in Cacá Xkan há (Yucatan). 1:1600. Fig. 4. Skizze eines Steinhauses in Tz'ibinocac. 1:1600. Fig. 5a. 1:800. Fig. 5b. 1:400. Schematischer Durchschnitt und Plan des Haupttempels von Menché Tenamit. Fig. 6. Grundriss eines Steinhauses in Tikal (Petén). 1:800. Fig. 7a. Steinhaus in Tikal (Petén). 1:1600. Fig. 7b. Durchschnitt des Mittelzimmers eines Steinhauses in Tikal (Petén).

deren gewöhnlich auch die Paläste der Fürsten und die Tempel der Götter erbaut wurden*). Die Natur bot in Plateaus, die durch Schluchten ganz oder theilweise von der benachbarten Hochebene abgeschnitten waren, oder auch in abgestutzten Bergen leicht zu vertheidigende Plätze an, die auch von den Indianern in solcher Weise benutzt wurden; der natürlich beschränkte Raum zwang bei der Anlage solcher Städte zu einer möglichst gedrängten Anordnung der Bauten, welche denn auch charakteristisch für die Städteanlagen im Hochlande von Chiapas und Guatemala ist.

Fig. 7c.

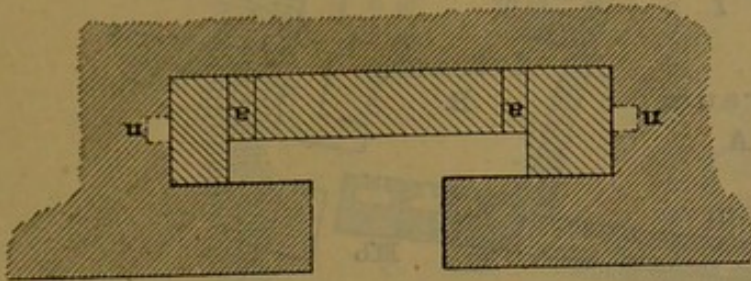


Fig. 7c. Plan des Mittelzimmers eines Steinhauses in Tikal (Petén).

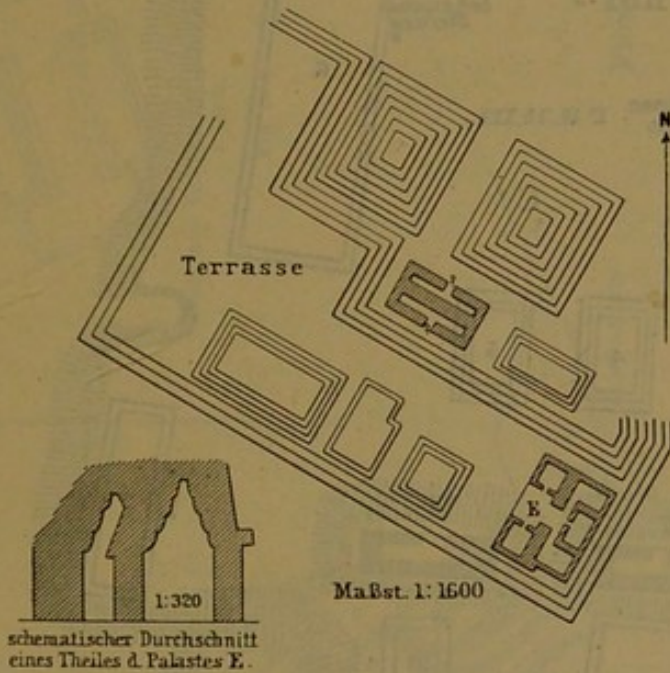


Fig. 8b.

Fig. 8a.

Haupttheil der Ruinen von Toniná bei Ocosingo (Chiapas).

chen ich allerdings nur den oberen Theil aufgenommen habe (Fig. 8a). Das Gros der Ruinen liegt auf einem schmalen, gegen den Toniná-Bach hin abbrechenden Hügelkamm, die (auf Fig. 8a

*) Manchmal wohnten die Fürsten auch in offenen Städten und zogen sich, unter Preisgebung derselben, beim Ausbruche eines Krieges nach benachbarten festen Plätzen zurück, wie im Jahre 1525 Caibil-Balam, der König der Mames, sich beim Heranrücken der Spanier unter Gonzalo de Alvarado von seiner Hauptstadt Chinabhul (Huehuetenango) nach der Feste Saculeu zurückzog.

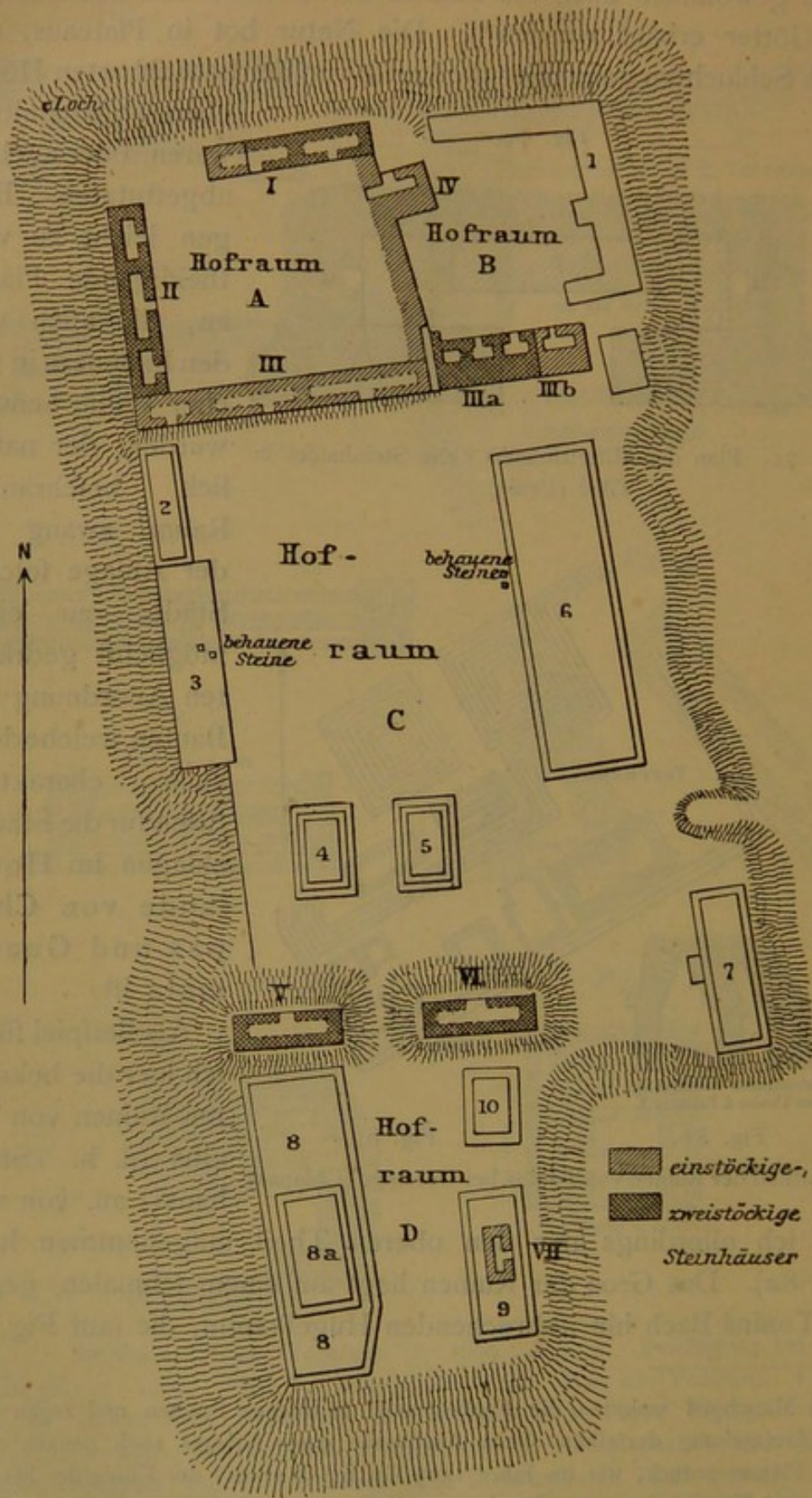
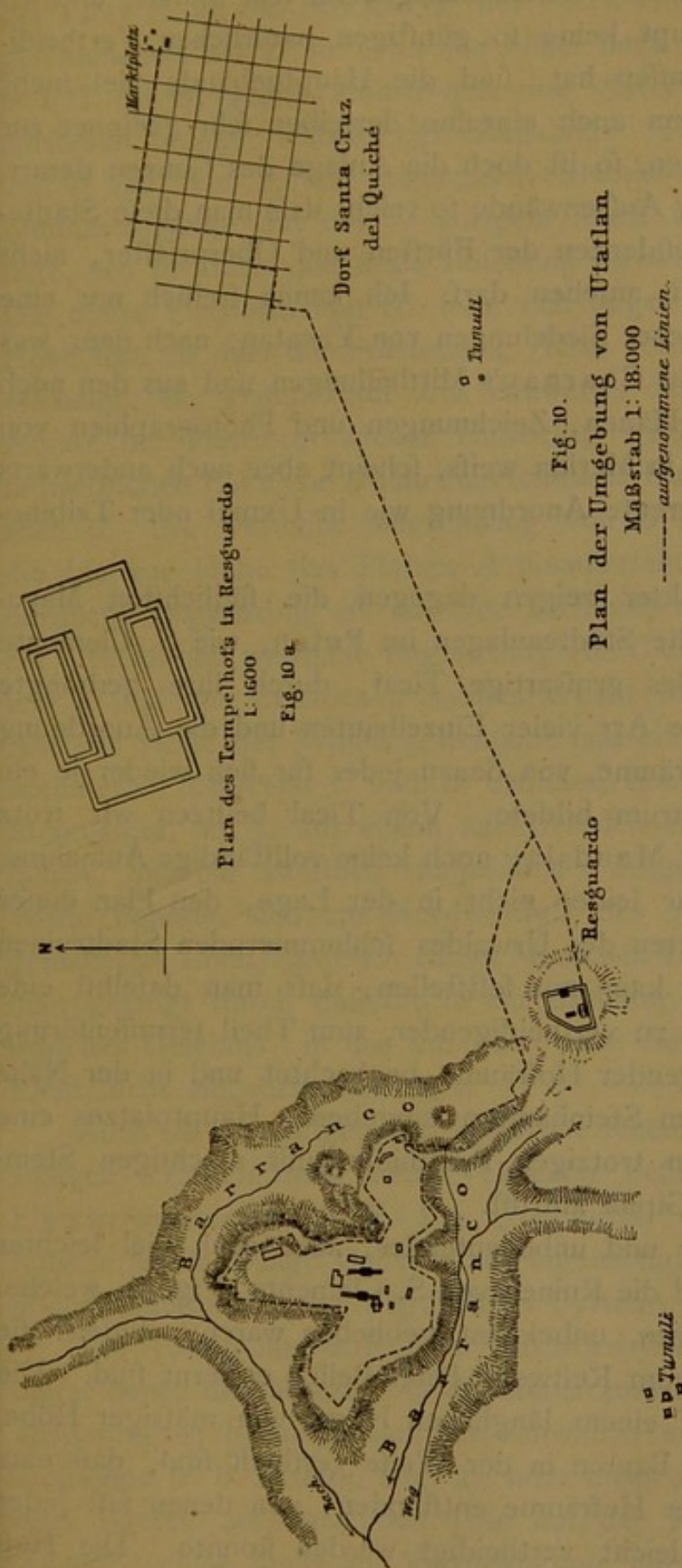


Fig. 9. Ruinen von S. Clemente (Petén). 1 : 1600.



aufgezeichneten)
Hauptgebäude
am östlichen
Ende desselben.
Schon unten auf
der Ebene beob-
achtet man an-
sehnliche künst-
liche Hügel, dann
steigt man über
vier verschiedene
künstliche Ter-
rassen an, deren
zweite ziemlich
breit ist und Quer-
tumuli trägt, und
erreicht endlich
die fünfte Ter-
rasse mit dem
»Palacio« (Stein-
haus E), der seit
Stephens' Be-
such offenbar
stark verfallen ist;
noch höher oben
stehen die beiden
großen Pyrami-
den; alle Ge-
bäude sind eng
zusammen-
gedrängt, Raum
sparend und
offenbar vorzugs-
weise der Ver-
theidigung die-
nend.

In Yucatan
aber, wo die Rück-

sicht auf die Nähe des Waffers maßgebend fein mußte, und wo die Natur überhaupt keine so günstigen natürlichen Vertheidigungsplätze geschaffen hat, sind die Hauptgebäude viel mehr zerstreut, und wenn auch einzelne derselben sehr geeignet zur Vertheidigung waren, so ist doch die Anlage des Ganzen derart, die Verzierung der Außenwände so reich, daß man diese Städteanlagen als die Residenzen der Fürsten und Oberpriester, nicht aber als Festungen ansehen darf. Ich kenne freilich nur eine geringe Anzahl solcher Siedelungen von Yucatan; nach dem, was ich über andere aus Charnay's Mittheilungen und aus den noch unveröffentlichten Plänen, Zeichnungen und Photographien von Mr. E. Thompson in Merida weiß, scheint aber auch anderwärts eine ähnliche zerstreute Anordnung wie in Uxmal oder Tzibinocac zu herrschen.

Festungscharakter zeigen dagegen die südlichsten Mayabauten, nämlich die Städteanlagen im Petén, wie S. Clemente und namentlich das großartige Tical, durch ihre gedrängte Anlage, durch die Art vieler Einzelbauten und die Anordnung derselben um Hofräume, von denen jeder für sich wieder je ein Vertheidigungscentrum bildete. Von Tical besitzen wir trotz der Studien von M. Maudslay noch keine vollständige Aufnahme, und ich selbst war leider nicht in der Lage, den Plan dieser großen, im Schatten des Urwaldes schlummernden Stadtruinen aufzunehmen. Ich kann nur feststellen, daß man daselbst eine ganze Reihe leicht zu vertheidigender, zum Theil terrassenförmig über einander liegender Hofräume beobachtet und in der Nähe des von mächtigen Steinhäusern umgebenen Hauptplatzes eine Anzahl von steilen trotzigen Pyramiden mit mächtigen Steinhäusern auf dem Gipfel antrifft.

Viel einfacher und unbedeutender, aber auch viel leichter zu überblicken sind die Ruinen von S. Clemente (Fig. 9), welche, im Walde verborgen, unbekannt geblieben waren, obgleich sie nur 250 Schritte vom Reitwege Petén-Belize entfernt sind. Die Ruinen liegen auf einem länglichen Hügel von mäßiger Höhe, über welchen die Bauten in der Weise vertheilt sind, daß eine Anzahl Plätze oder Hofräume entstanden, von denen fast jeder einzelne für sich leicht vertheidigt werden konnte. Die Hofräume *B* und *C* liegen in gleicher Höhe mit einander, während

der Platz *A* um ein Stockwerk, der durch einen Engpaß von *C* geschiedene Platz *D* um etwa 4 m höher liegt. Die Steinhäuser I und II zeigen gegen aussen nur eine glatte Wand, am Fusse derselben beginnt alsbald der Steilabfall. Die Zimmer von I und II sind von *A* aus zugänglich; Steinhaus III hat aber die Zimmereingänge auf der — übrigens stark zerfallenen — Südseite, wo sie über eine steile Böschung erreicht werden können. Die obere Plattform von III setzt sich gegen Osten in gleicher Höhe fort, so daß die Fortsetzung (IIIa) von *B* aus zweistöckig erscheint, bis gegen Ende des Bauwerks dasselbe durch einen Absatz der Plattform wieder einstöckig wird (IIIb). Von der südwestlichen Ecke von *B* führt ein schmaler Durchgang durch IIIa nach *C*. Die westliche Begrenzung von *B* bildet eine Mauer, die bis zur Höhe des Platzes *A* hinaufreicht; die östliche und nördliche Begrenzung ist nur von Steinwällen gebildet, ebenso die östliche und westliche Begrenzung von *C* und *E*. Die Wälle 4 und 5 sind aus behauenen Steinen erbaut und 3 bis 4 m hoch. Auf der Höhe des Walles 9 befindet sich ein kleines zerfallenes Steinhaus. Zwischen *C* und *D* befinden sich zwei hohe starke Steinhäuser, mit je nur einem nach Norden offenen Gemach, auf hohen, offenbar künstlich umgeformten Hügeln. Merkwürdiger Weise befindet sich am Nordwestfuß des Hügels ein rundes gemauertes Loch, das eben einem Menschen Durchgang gewährt; man gelangt durch dasselbe in ein darunter befindliches unterirdisches Geschoss, in das ich aber ohne Seil und genügendes Licht nicht einzudringen wagte.

Auch im ehemaligen Cholgebiete scheinen ähnliche Städteanlagen terrassenförmig neben einander befindlichen umwallten Plätzen aufzutreten (z. B. Las Quebradas) und auch Copan, sonst in seiner Anlage vielleicht die eigenartigste Schöpfung indianischer Baukunst, zeigt Züge dieses Systems.

Die Ruinen im südlichen Yucatan stehen an Ausdehnung hinter denen des übrigen Mayagebietes zurück; sie zeigen häufig ausgeprägten Festungscharakter, umwallte, auf Hügeln gelegene Hofräume (z. B. Ixtinta, Fig. 2), oder ausgedehnte Steinmauern, oder Bauten auf Felshöhen [wie auf der Höhe von Cacá de Xkanjá, welche theils zur Vertheidigung, aber auch als Bet- und Opferplatz für die Reisenden gedient haben mögen (Fig. 3)].

Immerhin tritt im Allgemeinen der Festungscharakter weniger ausgeprägt hervor als im Petén. Die Bauten sind weniger concentrirt, die Steinhäuser aber zeigen viel sorgfältigere, fast künstlerische Behandlung der Außenwände; andererseits sind die Bauten doch nicht so zerstreut, wie bei nordyucatekischen Niederlassungen, und es fehlt der Sculpturenschmuck derselben, so daß die süd-yucatekischen Siedelungen eine vermittelnde Stellung zwischen den nordyucatekischen und den Petén-Städteanlagen einnehmen.

In ähnlicher Weise zeigt Menché Tenamit gewisse vermittelnde Züge zwischen Tical und Palenque, und Toniná erinnert in seinen Bauten vielfach an die Tiefland-Siedelungen, folgt aber in der Anlage durchaus den Gepflogenheiten der Hochlandstämme. Ueberhaupt hat die Cultur eines Volkes im nördlichen Mittelamerika stets die seiner Nachbarn mit beeinflusst, und so beobachtet man denn namentlich in Grenzgebieten oft Anklänge an die Eigenheiten der nachbarlichen Bauweise. Der isolirte westliche Hofraum von Chamá*) zeigt ganz den Verapaz-Typus, während die östlichen Bauwerke mehr an die Cholbauten erinnern, ebenso die Ruinen von Pueblo Viejo, während die nahe dabei liegenden, wohl einst dazu gehörigen Ruinen von Chacujal durchaus eigenartig sind.

In der Verapaz sind sonst nur kleine Siedlungsreste bekannt, die in ihrer Einfachheit in ausgesprochenem Gegensatze zu den verwickelteren Anlagen der Hochland- und Tiefland-Siedelungen stehen, wenn sie auch gleich jenen meist den Grundtypus eines ganz oder theilweise umwallten Hofraumes aufweisen, innerhalb dessen gewöhnlich kleine Stufenpyramiden sich erhoben haben. Auch Befestigungsanlagen sind aus der Verapaz bekannt, wie Pafs sperrende Mauern (bei Las Pacayas), oder durch aufgethürmte Steinreihen befestigte, schwer zu erreichende Berggipfel (z. B. Yaltenamit). Ob die Ruinen des Pokomamgebietes sich dem Verapaz- oder Hochlandcharakter anschließen, weiß ich nicht, da ich die wenigen Siedlungsreste, die ich kenne (bei El Carrizal und Guatemala), nicht untersucht habe.

Vergleichsweise selten sind altindianische Siedelungen zu Cultuszwecken erbaut gewesen (z. B. Kalamté), und auch sie

*) Dieser westliche Hofraum ist abgebildet von E. P. Diefeldorff in »Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft«, 1893, S. 375.

(wie z. B. Sajcabajá, Copan) waren oft zugleich für die Vertheidigung eingerichtet, boten ja doch die Tempelbauten mit ihren umwallten Hofräumen und ihren Stufenpyramiden leicht zu vertheidigende Gebäudecomplexe dar. Palenque halte ich mit Charnay für eine Priester- und Cultusstadt, ebenso Quiriguá und die Ruinen am Rio de la Pasion, von welchen F. Artés 1892 im Auftrage der guatemaltekischen Regierung Abklatsche der Monolithen mitbrachte und auf der Weltausstellung in Chicago ausstellte.

Ueberblickt man die bisher bekannt gewordenen Ruinen des Gesamtgebietes der Mayastämme, so findet man, daß überall der Grundtypus völlig oder unvollständig geschlossener Hofräume wiederkehrt; bei den Städteanlagen des Hochlandes von Guatemala und Chiapas ist die Anordnung der Bauten eine gedrängte, da die Siedelungen meist Festungscharakter hatten, und deshalb Plätze dafür gewählt wurden, welche an und für sich durch natürliche Grenzen (Steilabstürze, Schluchten) räumlich beschränkt waren. Auch im Petén finden wir, offenbar wegen kriegerischer Vorkommnisse in jenen Zeiten, die Bauten in gedrängter Anordnung, mit Festungscharakter, sonst sind die Siedelungen im Tieflande meist offener, ohne den Zweck der Vertheidigung im Vordergrund zu zeigen.

In allen Mayaruinen sind die Gebäude zwar nicht ausnahmslos, aber doch größtentheils nach einer bestimmten Richtung orientirt, und zwar nach den Cardinalrichtungen bei den Tieflandstämmen, den Verapazstämmen und außerdem bei den Quichés, Tzutuhiles, Uspantecos und Aguacatecos, während bei den übrigen Hochlandstämmen (Tzentel-Gruppe, Mame-Gruppe, Cakchiqueles) die Bauten häufiger nach Zwischenrichtungen orientirt sind, jedoch so, daß innerhalb einer Städteanlage stets eine gewisse Richtung als Norm galt.

Im östlichen Chiapas habe ich bei Mazapa und Motozintla einige Ruinen gesehen, welche vom Mayatypus abweichen, obgleich dort jetzt Mayasprachen gesprochen werden; außer anderen Eigenthümlichkeiten ist hier der Mangel deutlicher Plätze hervorzuheben und die langgezogene Gesamtanlage (s. Fig. 11). Ganz nahe davon, bei Chimalapa, sah ich aber aus der Ferne altindianische Siedelungen mit deutlichem Hofraum vom Maya-

Fig. 11.

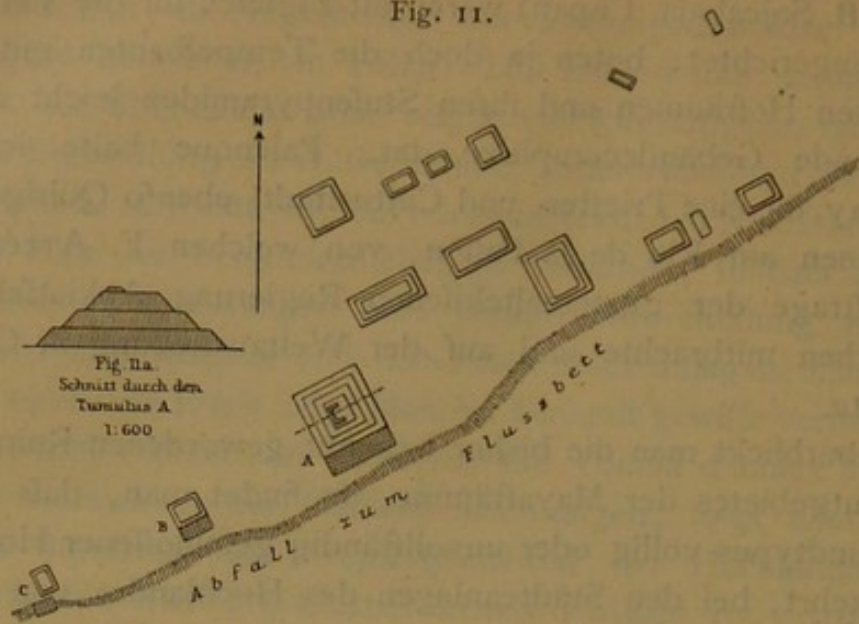


Fig. 12.

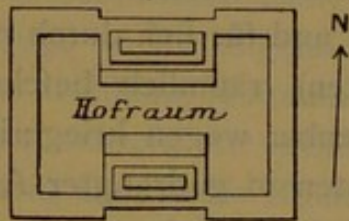


Fig. 13.

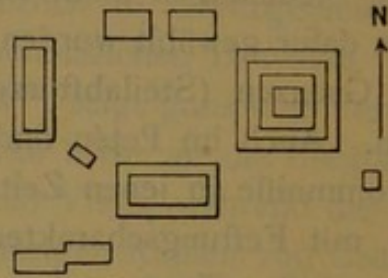


Fig. 14.

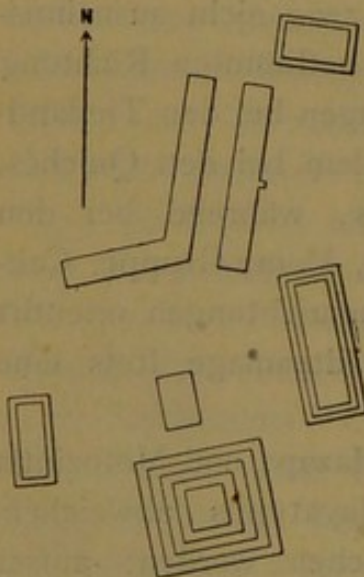


Fig. 15.

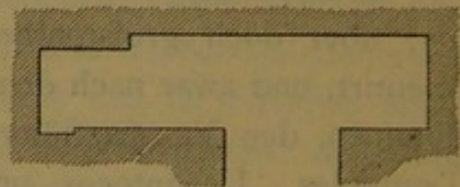


Fig. 16.

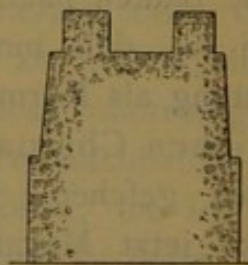


Fig. 11. Ruinen bei Motozintla (Chiapas). Fig. 12. Tempelhof bei El Rosarita (Chiapas). 1 : 800. Fig. 13. Ruinen bei Chimalapa (Chiapas). 1 : 800 (geschätzt). Fig. 14. Ruinen bei San Isidoro (Chiapas). 1 : 1600. Fig. 15. Durchschnitt und Plan eines Zimmers von Tical. 1 : 200. Fig. 16. Schematischer Durchschnitt eines Steinwalles von Chacujal 1 : 200.

typus, nach den Cardinalrichtungen orientirt (s. Fig. 13, Maßstab nicht bekannt).

Im Gebiete der Chiapaneken find keine so deutlichen Hofräume zu beobachten, wie bei den Mayastämmen; die Plätze find, wenn überhaupt vorhanden, sehr unvollständig umwallt; die Bauten zeigen kaum eine Orientirung nach einer bestimmten Himmelsrichtung und find ziemlich regellos zerstreut, zeigen aber oft deutlich durch die Wahl der Oertlichkeit und durch besondere Vertheidigungsmauern Festungscharakter.

Im westlichen und südlichen Chiapas, in Soconusco und Südguatemala habe ich fast keine altindianischen Ansiedelungen gesehen, und die wenigen, welche ich kenne, waren so zerstört, daß ich nichts Eigenartiges an ihnen zu erkennen vermochte.

Im Gebiete der nördlichen Pipiles (im oberen Motagua-thale und in der Baja Verapaz) habe ich mehrfach Spuren altindianischer Ansiedelungen gesehen, aber oft kaum mehr kenntlich. Die Ruinen bei S. Agustín Acasaguastlan find langgedehnt, lehnen sich auf einer Seite an einen Berghang an, einigermaßen ähnlich den Ruinen von Mazapa. Sie zeigen Terrassen und Halbhöfe und find nach den Cardinalrichtungen orientirt.

2. Einzelgebäude und Gebäudecomplexe.

Schon oben habe ich hervorgehoben, daß die Indianer des nördlichen Mittelamerika in vorcolumbischer Zeit in Strohhütten gelebt haben, wie auch heute noch, und es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß sich ihre Hausconstruction seither geändert. Es bestanden also damals schon dieselben Unterschiede im Hausbau der einzelnen Stämme und Stammesgruppen, wie ich sie in der Gegenwart beobachten konnte und an anderer Stelle beschrieben habe*).

Für die größeren öffentlichen Privatbauten wurden aber auch — zunächst auf den Unterbau — andere Materialien verwendet, die eine längere Dauer versprachen, nämlich bei noch

*) Beiträge zur Ethnographie der Republik Guatemala (Petermann's Mittheilungen 1893, S. 12 f.) und Beiträge zur Ethnographie von Südost-Mexiko und Britisch-Honduras (daselbst 1895, S. 177).

Sapper, Das nördliche Mittelamerika.

niedrig stehender Entwicklung Erd- und Steinwälle oder ebenfolche Stufenpyramiden, auf deren oberster Plattform sich häufig dem gewünschten Zwecke angepasste Holzgebäude — Strohhütten — erhoben haben werden.

Die ursprünglichste Form der Wälle waren wohl einfache Erdwälle, welche bei etwas fortgeschrittener Cultur eine Steinverkleidung erhielten; oft sind die Wälle aber auch ganz aus Steinen erbaut; auch bei den Stufenpyramiden ist der Kern gewöhnlich aus Erde (manchmal Steinkammern einschliessend), während eine Verkleidung von geeigneten Steinen dem Bauwerke die entsprechende äussere Form gab und dauerhaft machte. Auf dieser Stufe der Entwicklung sind die meisten Bauten von Chiapas, Südguatemala und der Verapaz stehen geblieben und auch im Gebiete der weiter vorgeschrittenen Mayastämmen sind derartige Bauwerke sehr häufig. Dabei sind die Steine, welche die äussere Verkleidung bilden, gewöhnlich nicht oder nur roh bearbeitet; seltener trifft man sorgfältig bearbeitete Steine in solchen Bauten. Es steht diese Erscheinung übrigens grossentheils im Zusammenhange mit dem schwer zu bearbeitenden Steinmaterial jener Gegenden: in der Alta Verapaz und Theilen des mittleren Chiapas sind es spaltendurchsetzte Dolomite und Kalke, im Chiapaneken- und Motozintleken-Gebiete vorzugsweise Granite, im Tzotzil- und südlichen Pipil-Gebiete andere (junge) Eruptivgesteine, deren Bearbeitung ebenso wie die der Granite bei den unvollkommenen Werkzeugen der Indianer viel Mühe gekostet haben muss. Wegen derselben Schwierigkeit findet man auch im Hochlande von Guatemala und Chiapas vergleichsweise wenige Steinsculpturen, und wo man solche trifft, hat gewöhnlich das vorhandene Gesteinsmaterial die Herstellung begünstigt. Andesite, frisch oder zersetzt, sind häufig dazu verwendet worden, seltener Sandsteine oder Kalksteine, für kleine Gegenstände zuweilen auch Thonschiefer, aber niemals Dolomit. Je weniger das vorhandene Gesteinsmaterial für Bauten und Sculpturen geeignet war, desto eifriger war häufig die Pflege der Keramik, und wenn z. B. die Indianer der Alta Verapaz in Baukunst weit hinter ihren nördlichen, östlichen und westlichen Nachbarn zurückstanden, so sind sie andererseits in Töpferei so geschickt gewesen und haben Arbeiten von so feinem Geschmack

und künstlerischem Sinne geliefert, daß sie von keinem anderen Mayaastamme darin übertroffen worden zu sein scheinen. Man mag daraus den Satz ableiten, daß die Baukunst keinen Werthmesser für die Höhe der Cultur im Allgemeinen abgiebt, denn der Mangel an geeignetem Material hemmt die Entwicklung und drängt den Kunstsinne eines Volkes anderen Kunstzweigen zu. Auch ist nicht zu vergessen, daß die Entwicklung der Baukunst im Vorhandensein einer bedeutenden politischen und finanziellen Macht den günstigsten Nährboden findet; in der Alta Verapaz aber scheinen diese Vorbedingungen in weit geringerem Grade vorhanden gewesen zu sein, als in Yucatan oder im Hochlande von Guatemala.

Der Erhaltungszustand der aus Erde und über einander geschichteten Steinen hergestellten Baulichkeiten ist gewöhnlich ein sehr schlechter und es ist nur selten möglich, sicher und genau die Umrisse der Bauten und die Art der an Pyramiden stets, an Wällen häufig vorhandenen Stufen festzustellen. Soweit meine Beobachtungen reichen, sind die Grundrisse meist viereckig, selten (durch Abstumpfung der Kanten) fünf- oder mehrkantig, dann aber im Oberbau trotzdem wieder viereckig; runde Grundrisse habe ich niemals mit Sicherheit feststellen können, bei genauerer Prüfung konnte ich fast jedesmal, auch bei scheinbar runden oder gerundeten Bauten, den rechteckigen ursprünglichen Verlauf der Linien nachweisen. Die Stufen scheinen bei den Mayabauten stets durch den Wechsel wagerechter und senkrechter (oder nahezu senkrechter) Flächen gebildet zu sein, sie sind dabei gewöhnlich ungefähr gleich hoch und tief. Einen durchgreifenden Unterschied zeigt dagegen die Stufenform der chiapanekischen und motozintlekischen Bauten, da sie schief ansteigen und nur einen schmalen wagerechten Raum übrig lassen (Fig. 11a). Es mag diese Eigenthümlichkeit eine gewisse Abhängigkeit von dem verwendeten Baumaterial bekunden, da die flachgerundeten Granitrollsteine jener Gegenden sich nicht leicht senkrecht über einander thürmen ließen und der Bau durch schief ansteigende Stufen also größere Haltbarkeit bekommen mußte. Wie dem aber auch sein möge, immerhin steht die Thatfache einer verschiedenen Bauweise fest und ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß in der Gegend von Motozintla und

Mazapa, wo gegenwärtig Mayasprachen gesprochen werden, früher ein stammfremdes Volk gewohnt habe; welches dasselbe aber gewesen sein könnte, darüber habe ich nicht einmal eine Vermuthung; ich glaube aber nicht, daß es die Chiapaneken waren, da einmal die Bauten im Motozintlagebiete gesetzmässiger angeordnet erscheinen als im Chiapanekengebiete, und außerdem sieht man vor etlichen Tumuli in Masapa und Motozintla (Fig. 11, vor *A*, *B* und *C*) sorgfältig ausgeführte Pflaster von flachen Granitfliesen, was ich bislang im Chiapanekengebiete niemals beobachtet habe.

Eine höhere Stufe der Baukunst bekundet es, wenn man senkrechte oder fast senkrechte, aus behauenen Steinen aufgethürmte Mauern findet, die aber noch ohne Mörtel aufgeführt sind. Man trifft solche Bauten da und dort zerstreut an (z. B. S. Agustín Acasaguastlan), oft auch in Städteanlagen, wo bereits Steinhäuser zu treffen sind (z. B. die Steintumuli 4 und 5 im Hofraume *C* der Ruinen von S. Clemente, Fig. 9). Die eigentümlichsten derartigen Bauten sind aber diejenigen von Chacujal (Alta Verapaz), wo Urtonschiefer, an der Aussenseite sorgfältig bearbeitet, zur Bildung senkrechter oder sehr steiler Mauern ohne jegliches Bindemittel verwendet wurden, auf deren oberer Plattform eine Art Brüstung angebracht ist. Der Kern dieser Bauten besteht aus gerundeten Flußgeröllen (Fig. 16). Ich habe nirgends Bauten von ähnlicher Structur wieder gesehen.

Einen weiteren Fortschritt in der Baukunst bekunden diejenigen Bauwerke im Hochlande von Guatemala, bei welchen die Steine des Mauerwerkes durch reichlichen Kalkmörtel mit einander verbunden sind. Mörtel findet man beiläufig auch anderwärts (z. B. in der Alta Verapaz) verwendet, aber nicht in einer Ausdehnung, daß seine Anwendung von wesentlichem Einflusse auf die Bauweise gewesen wäre. Auch in Iximché scheint Mörtel noch eine ziemlich untergeordnete Rolle gespielt zu haben. In Kalamté und Comitancillo, in Utatlan und Saculeu aber sind viele Bauten fast ausschließlich aus Mauerwerk hergestellt, und zwar sind zur Herstellung der Stufen die Mauern senkrecht erbaut; wo aber höhere Mauern ohne Stufen errichtet werden sollten, sind dieselben mit steiler Neigung erbaut und es leiteten besondere Treppenbauten zur Plattform solcher Gebäude hinauf (ebenso an

Stufenpyramiden mit besonders hohen Stufen). Ein Ueberzug von geglättetem Mörtel bildete die äussere Bekleidung des Mauerwerkes. Aehnliche Cementaufgüsse bildeten den Boden der wichtigeren Plätze und der Tumuliplattformen, und man beobachtet in Utatlan auch jetzt noch trotz der allgemeinen Zerstörung der Bauten zuweilen Spuren von Malereien an den Wänden; auch sieht man an einigen Plattformen über der offenbar schadhaf gewordenen Mörteldecke einen zweiten, selbst einen dritten Aufguss angebracht.

Im Hochlande von Chiapas scheinen die zuletzt besprochenen Bauformen zu fehlen und die Stämme der Mame- und Quiché-Gruppe scheinen demnach in einem gewissen Gegensatze zu denen der Tzentäl-Gruppe in bautechnischer Hinsicht zu stehen. Und doch zeigen die Hochlandstämme von Guatemala und Chiapas nicht nur in Bezug auf die Anlage ihrer Städte, wie ich oben hervorgehoben habe, sondern auch in der Bauweise eines bestimmten Tempels eine auffallende Uebereinstimmung: es ist dies ein Tempelbau, dessen Hauptgebäude zwei gleiche, parallel zu einander liegende längliche Bauwerke sind, welche an der einander zugekehrten Seite eine schmale niedrige Terrasse, ähnlich einem Trottoir, aufweisen; zwischen denselben befindet sich der tief liegende Tempelhof, der sich jenseits der beiden Hauptgebäude verbreitert und ganz oder fast ganz umwallt ist, so dass die Gestalt des Hofes eine gewisse Aehnlichkeit mit einem grossen lateinischen H oder I bekommt. Von El Sacramento in Chiapas bis Sajcabajá und Kalamté erscheinen diese H-förmigen Tempelhöfe mit gleichbleibendem Grundtypus immer wieder, und doch stets in irgendwie veränderter Form, und neuerdings beobachtete ich denselben Typus auch in den Ruinen von Leon de Piedra in S. Salvador, was (neben Funden anderer Maya-Alterthümer) darauf schliessen lässt, dass vor der Besiedelung der Gegend durch Pipiles sich hier ein Mayavolk befunden habe. Ich gebe einige flüchtige Skizzen solcher Höfe (Fig. 12 und 10a).

Merkwürdiger Weise fehlt in Iximché dieser Tempelbau, oder es sind wenigstens kaum Spuren des Grundgedankens zu entdecken, und doch zeigt auch die sonst ziemlich originell entwickelte Baukunst der Cakchiqueles Anklänge an bestimmte Bauten der Nachbarvölker: so findet man in Iximché einen recht-

eckigen länglichen Tumulus (A in Brühl's Plan von Iximché, Globus Bd. 66), dessen Plattform ringsum umwallt ist, der also einen in Bezug auf die Ränder des Tumulus vertieften Hofraum trägt, und denselben Bau traf ich auch zweimal in Sajcabajá, einmal, nicht ganz typisch, auch in Saculeu.

Bei allen bisher besprochenen Bauten dürften, soweit sie nicht etwa bloß zur Vertheidigung dienten, auf der obersten Plattform Holzhütten gestanden haben, in denen die Götzenbilder aufgestellt wurden, oder auch hochgestellte Persönlichkeiten ihre Empfangsräumlichkeiten oder ihre Wohnung hatten. Bei den Tieflandstämmen der Mayavölkerfamilie dagegen hat die Baukunst einen weiteren Schritt nach vorwärts gethan, indem sie auch diese Holzgebäude durch Steinhäuser mit bewohnbaren dauerhaften Innenräumen (Zimmern) ersetzten. Der Umstand, daß in Yucatan, Petén und Nordost-Chiapas wohlgeschichtete Plattenkalke auftreten, hat jedenfalls diesen Fortschritt mit veranlaßt und begünstigt, wie auch das Vorkommen feinkörniger, den Solenhofer Schiefern ähnlicher Kalke bei Palenque und Menché Tenamit die Entstehung der dort blühenden Reliefbildnerei mit verursacht haben muß. Im Chortigebiete, wo gerade in der Gegend von Copan ein sehr leicht zu bearbeitender Baustein (zerfetztes Eruptivgestein) ansteht, hat die Baukunst eine ganz eigenartige Entfaltung genommen, die Steinhäuser scheinen aber — bei sonst gleicher Construction — minder groß und bedeutend zu sein als in den nördlichen Gebieten. In der Tiefebene von Tabasco (Comalcalco) haben die Indianer (Chontales) mittelst künstlich erzeugten Baumaterials (Ziegelstein) Steinhäuser errichtet, zweifellos in Nachahmung der Steinhäuser ihrer östlichen und südöstlichen Nachbarn.

Steinhäuser sind im nördlichen Mittelamerika, so weit bis jetzt bekannt, ausschließlich*) von den Tieflandstämmen der Mayafamilie erbaut worden, nämlich von den Mayas und den Stämmen der Cholgruppe (Choles, Chontales, Chorties). Es sind dies dieselben Stämme, welche auch heutzutage sich noch durch gewisse Eigenthümlichkeiten des Hausbaues (vorgefobene Wand) von den übrigen Mayavölkern unterscheiden. Steinbauten, wie

*) Ich lasse hier Toniná vorläufig außer Rechnung. Vergl. *Biologia Centrali-Americana*, London »Archaeology« by A. P. Maudslay 1889.

sie die Mame- und Quiché-Stämme aufführten, fehlen ihnen vollständig, ebenso Tempelhöfe von H-förmigem Grundrisse.

Aus dem Gebiete der Chontales sind nur die Ruinen von Comalcalco, aus dem der Chortíes nur die von Copan einigermaßen bekannt. Da ich erstere nicht persönlich kenne und in letzteren bei meinem Besuche (Januar 1892) die genauere Erforschung eben erst begonnen wurde, so kann ich meinen obigen beiläufigen Bemerkungen nichts Neues hinzufügen. Ich beschränke mich daher in meinen folgenden Bemerkungen hauptsächlich auf meine im Cholgebiete, im Petén und in Yucatan gemachten Beobachtungen.

Der Grundriss fast aller Steinhäuser ist ein rechteckiger, und wo Seitenflügel oder andere Neben- und Zwischenbauten auftreten, setzen auch sie rechtwinkelig vom Hauptgebäude ab; nur in Yucatan sah ich einige Male an thurmartig erhöhten Seitenflügeln (Ixtinta, Tzibinocac) gerundete Kanten und es ist bemerkenswerth, daß diese Ausnahmen von der allgemeinen Regel in Yucatan vorkommen, wo die Wohnhütten der Indianer durchweg gerundeten Grundriss zeigen.

Die Steinhäuser sind im einfachsten Falle schmale Bauwerke mit einem einzigen Innengemache, zu welchem von einer Längsseite ein Zugang (Thürgang) führt (z. B. die Steinhäuser V, VI und VII in S. Clemente). Wenn die Bauten eine höhere Stufe der Entwicklung aufweisen, so erscheint der einzige Innenraum durch Nischen, Gänge und Erweiterungen gegliedert und besitzt mehrere Eingänge von einer Seite her (Fig. 5a, der Haupttempel von Menché Tenamit), oder aber befinden sich in einem Steinhause mehrere getrennte Zimmer in einer Reihe, jedes mit seinem eigenen Eingange von aussen her (z. B. die Steinhäuser I, II und III in S. Clemente, Fig. 9). Bei weiter fortgeschrittener Baukunst findet man zwei oder drei Reihen von Gemächern hinter einander, die unter sich in Verbindung stehen und nach einer oder beiden Längsseiten hin Ausgänge haben (Fig. 7). Es liegt nicht in meiner Absicht, die außerordentliche Mannigfaltigkeit im Bauplane der Steinhäuser in den verschiedenen Ruinenplätzen hier zu verfolgen; ich erwähne nur, daß bei noch höherer Entwicklung Seitenflügel von dem Hauptbau abgegliedert werden (kaum angedeutet in Fig. 7, Tical, deutlich in den Steinhäusern

von Tzibinocac, Fig. 4, und Ixtinta, Fig. 1), oder auch, daß das Gebäude einen Hofraum theilweise (Tical, Fig. 6) oder ganz (Palenque, Uxmal) umschließt. In Palenque ist die Vorderwand zuweilen durch große Zahl, Höhe und Breite der Thüröffnungen gewissermaßen zu einer Anzahl von Pfeilern reducirt, welche das breite äußere Längszimmer in eine Art heller Vorhalle verwandelt.

Die Steinhäuser von Toniná, die einzig bekannten*) im Gebiete der Hochlandstämme, schließen sich in Bezug auf den Grundriß am engsten manchen Bauten von Palenque an.

Die Außenwände der Steinhäuser steigen theils steil geneigt, theils senkrecht an, Theile derselben überragen sogar manchmal den Fuß der Mauer, im Großen und Ganzen aber nimmt der wagerechte Durchschnitt durch das Gebäude um so mehr an Ausdehnung ab, je höher oben man ihn durch dasselbe legt, d. h. das Gebäude verjüngt sich von unten nach oben hin. Die Außenwände sind theils durch eine geglättete Mörtellage gebildet (gewöhnlich so im Petén), theils mit Stuckverzierungen versehen (Menché Tenamit, einige Häuser von Tical), theils durch gesonderte Bild- und Hieroglyphentafeln geschmückt (Palenque) oder mit einem glatten (Südyucatan) oder sculpturenverzierten (Nord-yucatan) Steinmantel verschalt. Der Kern der Bauten ist, wo keine wohlgeschichteten Plattenkalke auftreten, durch Rollsteine und vielen Mörtel gebildet.

Rings um das ganze Gebäude ziehen sich fortlaufende Gesimsleisten, welche, in ungefähr gleicher Höhe über einander befindlich, an dem Gebäude das Aussehen verschiedener Stockwerke erzeugen, um so mehr, als die einzelnen Abtheilungen der Außenwand gerade bei diesen Gesimsen den Neigungswinkel oder die Umfangsmasse zu ändern pflegen. Man beobachtet in diesem Sinne ein- bis vierstöckige, gewöhnlich aber zwei- bis dreistöckige Bauwerke; manchmal sind auch einzelne Theile eines Steinhauses höher als andere, und wenn in dieser Weise (wie bei den Steinhäusern von Ixtinta und Tzibinocac) die Seitenflügel und ein Mittelstück durch

*) In Kalamté sah ich die dürftigen Ueberreste eines kleinen Steinhäuschens, dessen dünne Mauern aber vermuthen lassen, daß kein so massiger Oberbau darauf geruht haben kann, wie er für die Mayahäuser charakteristisch ist. Es scheint demnach eine andere Art von Bauwerk gewesen zu sein.

besondere Höhe ausgezeichnet erscheinen, so erreichen derartige Gebäude eine sehr angenehm empfundene Mannigfaltigkeit der Formen, welche in erfreulichem Gegensatze steht zu dem sonst einförmigen Charakter des Aufrisses der Mayahochbauten.

Die Innenräume der Steinhäuser sind schmal und ziemlich lichtarm, da gewöhnlich nur die Thüröffnungen dem Tageslichte Zugang gewähren. Selten sind schmale, niedrige Fenster vorhanden, welche die Außenwand durchbrechen oder auch einzelne Zimmer desselben Hauses verbinden (Tical, Fig. 6). Der obere Abschluß der Innenräume wird durch allmähliches Näherrücken der Längsmauern erreicht, bis sie nahe genug zusammengedrückt sind, um durch flache Steinfliesen vollends geschlossen zu werden. Die Raumverjüngung nach oben wird durch vorkragende Steine bewirkt, jede höher liegende Steinreihe ragt etwas über die vorhergehende hinaus; die so entstehenden Kanten werden durch Mörtelbelag etwas abgestumpft (z. B. in Toniná, Fig. 8b) oder auch ganz überdeckt. Bei sorgfältiger Arbeit wurden die Steine schief abgeschnitten, so daß sie, über einander gelegt, eine gleichmäßige, geradlinige Verjüngung erzeugen (Fig. 7b in Tical), und in Uxmal beobachtet man sogar einige Male schwach gekrümmten convexen oder concaven Verlauf der Verjüngungslinie. Zwischen den beiden Wänden des Verjüngungstheiles der Innenräume findet man gewöhnlich Querhölzer, meist aus Zapoteholz, welche den Halt der Construction erhöhen sollten, vielleicht aber auch — in Wohnräumen — nebenher zum Aufhängen der Hängematten dienten. Ueber den Thüreingängen, welche ohne solche Verjüngung einfach flach gedeckt sind, dienen starke Querbalken, meist aus Zapoteholz, als Stützen, in Palenque und Menché Tenamit mächtige Steinplatten. Sind die Innenräume langgestreckt, so beschränkt sich die Verjüngung auf die Längsseiten, an den Kurzseiten schließt die Wand senkrecht ab; ist aber die Längen- und Breitenerstreckung nicht sehr verschieden (wie z. B. in Toniná), so erstreckt sich die Verjüngung auf alle vier Wände des Raumes. Bei schmalen niedrigen Verbindungsgängen wird die Decke einfach durch horizontale Steinplatten gebildet. In Toniná beobachtet man in diesem Falle einen eigenartigen oberen Abschluß, der in Fig. 8b anschaulich gemacht ist.

Die Innenräume eines Steinhauses sind gewöhnlich in gleicher

Höhe mit einander. Treppengänge im Inneren des Hauses habe ich — abgesehen von dem berühmten Thurm von Palenque — nur in den thurmartig erhöhten Seitenflügeln von Ixtinta gesehen, wo solche von aussen her zur oberen Plattform hinaufführen*).

Die Innenräume der MayaSteinhäuser sind meist schmucklos; selten beobachtet man Wandmalereien (z. B. Chichenitzá, Toniná, Tzibinocac) oder Stuckverzierungen (z. B. Toniná) oder in besonderen Nischen Relief- und Hieroglyphentafeln (Palenque) oder Bildsäulen (Menché Tenamit). Den Hauptschmuck zeigen die meisten Bauten an ihren Aussenwänden. Besonders reich an Sculpturenschmuck sind die Aussenwände der Steinhäuser im nördlichen Yucatan und es tritt hier der Gegensatz zu dem Baustil von Mitla in Oaxaca (Zapoteken-Gebiet) besonders auffällig zu Tage, denn die genannten Bauten, welche sich auch durch die Dachconstruction und durch das Auftreten runder Steinpfeiler fundamental von den Mayabauten unterscheiden, verlegen den Hauptschmuck in das Innere der Gebäude, während die Aussenwände verhältnissmässig einfach gehalten sind. Die Schmucklosigkeit der engen Indianergemächer in einem äusserlich überreich geschmückten Bauwerk, wie es z. B. die Casa del Gobernador in Uxmal ist, macht auf den Beschauer einen eigenthümlichen Eindruck und erinnert ihn unwillkürlich an die Kleinlichkeit der Anschauungen, welche dem Indianer der Mayafamilie neben vielen schönen Charakterzügen allgemein eigen zu sein scheint.

Ausser den Steinhäusern beobachtet man in etlichen Städteanlagen von Yucatan und Petén noch ein eigenthümliches Bauwerk. Steile Steinpyramiden**), die auf ihrer obersten Plattform ein längliches Steinhaus tragen. Ich selbst kenne diese Bauwerke nur von Uxmal und Tical her aus eigener Anschauung und die vier Steinpyramiden des letzteren Ortes waren so sehr von Wald und Buschwerk überwachsen, dass ich kein klares Bild von ihrem Unterbau bekommen konnte, obgleich ich eine derselben mit grosser Mühe erkletterte***). Die Steinpyramide von Uxmal

*) Sie sind aber auch sonst in Nord-Yucatan und Copan beobachtet worden.

**) Neuerdings auch in Copan nachgewiesen.

***) Eine Reconstruction s. Maudslay a. a. O., Text, p. 18.

steigt in zwei ungleichen, geneigten Abfätzen an, über welchen eine vergleichsweise niedrige senkrechte Stufe zur oberen Plattform führt, die das Steinhaus trägt. In der Mitte der einen Längsseite (von Osten her) führt eine sehr steile, gegen hundert Stufen enthaltende Treppe zur Plattform hinauf. Diese Art von Pyramiden scheint es nur bei den Mayas (in Yucatan und Petén) und in Copan zu geben, denn im Chol- und Chorti-Gebiete sieht man sonst nur die gewöhnlichen Stufenpyramiden (mit senkrecht aufsteigenden, ungefähr gleich hohen und tiefen Stufen), ebenso im Hochlande von Guatemala und Chiapas, wo allerdings die Stufen ihrem ursprünglichen Zweck manchmal ganz entfremdet erscheinen und große Dimensionen (von 1 bis 2 m Höhe und Tiefe) annehmen (Saculeu, Toniná). Bei den zwei großen Pyramiden von Toniná beobachtet man etwa sechs bis acht hohe Stufen, vom Boden bis zur obersten kleinen Plattform; bei der beträchtlichen Höhe der Stufen steigen dieselben aber nicht senkrecht (wie in Saculeu), sondern mit steilem Neigungswinkel an. Daß Catherwood's Reconstruction dieser Pyramiden (in Stephen's Incidents of travel, p. 384) unrichtig ist, sieht man am besten von Nordwesten her, wo beide ihre besterhaltene Seite zeigen. Ich möchte mit dieser Bemerkung Catherwood gewiß keinen Vorwurf machen, sondern dadurch lediglich auf die Schwierigkeit hinweisen, die sich bei jeder solchen Reconstruction darbietet: es ist ungemein schwer, aus zerfallenen Trümmern sich ein richtiges Bild der ehemaligen Verhältnisse zu machen und oft giebt ein Blick von einem zufällig gewählten, günstigen Standpunkte einen richtigeren Aufschluss, als ein langes Studium der Trümmer selbst, und da bei dem meist schlechten Erhaltungszustande der altindianischen Bauten fast jeder Plan und Grundriss etliche Reconstructions enthält, so begreift es sich auch, daß man meine flüchtigen Skizzen nicht in allen Einzelheiten für durchaus zuverlässig ansehen darf. Ich bin zufrieden, wenn es mir gelungen sein sollte, dem Leser eine ungefähr richtige Vorstellung von den altindianischen Bauten des nördlichen Mittelamerika und ihrer Mannigfaltigkeit zu geben. Eine erschöpfende, in alle Einzelheiten eingehende Darstellung der altmittelamerikanischen Baukunst und Siedelungsweise zu geben, muß einer späteren Zukunft vorbehalten bleiben, und ich beschränke mich an dieser Stelle

darauf, nun noch die Schlüsse zu ziehen, welche mir das bisher gesammelte Material ermöglicht.

3. Zusammenfassende Bemerkungen und Schlüsse.

Die altindianischen Bauten des nördlichen Mittelamerika zeigen in verschiedenen Theilen dieses Gebietes eine ungemein große Mannigfaltigkeit, sowohl in Bezug auf die Anordnung, als auf die Structur der einzelnen Bauten. Bei genauerer Untersuchung findet man aber, daß die Bauten bestimmter Gegenden besondere Eigenthümlichkeiten aufweisen, welche ihnen allen gemeinsam sind, den Bauten benachbarter Gebiete aber fehlen (Baustile). Es erstrecken sich diese gemeinsamen Eigenthümlichkeiten aber immer nur auf allgemeine Züge, während sklavische Nachahmung eines bestimmten Bauplanes oder genaue Wiederholung eines besonderen Gebäudes sich niemals findet, sondern auch innerhalb der Verbreitungsgrenzen eines und desselben Baustiles noch eine erstaunliche Mannigfaltigkeit in Anordnungs- und Gestaltungsgabe der mittelamerikanischen Indianer zu Tage tritt. Da die Bauten in den Grenzgebieten eines Baustiles häufig schon Anklänge an die Eigenthümlichkeiten des Nachbarstiles zeigen, so kann man daraus auf einen ziemlich regen Verkehr und geistige Anpassungsfähigkeit der Indianerstämme schließen. Allenthalben trifft man die Grundform der Wälle und Stufenpyramiden, aber in ihrer Ausführung treten schon charakteristische Stilverschiedenheiten auf. Leider muß ich mich auf die Bauten des Hochlandes von Guatemala und Chiapas, auf die von Ost-Guatemala, Petén, Tabasco und Yucatan beschränken. In diesem Gebiete glaube ich folgende Baustile unterscheiden zu dürfen.

I. Die Stufen der Pyramiden und Wälle sind schief ansteigend. Die Bauten sind nicht in deutlicher Weise um Hofräume (Plätze) gruppiert.

1. Chiapaneken-Stil. Die Bauten einer Ansiedelung sind ziemlich regellos angeordnet.
2. Motozintleken-Stil. Die Bauten einer Ansiedelung zeigen Anordnung nach je einer Hauptrichtung. Vor manchen Tumuli ist Steinfliesen-Pflaster angebracht.

II. Die Stufen der Pyramiden und Wälle sind senkrecht ansteigend. Die Bauten einer Ansiedelung sind je nach einer bestimmten Hauptrichtung orientirt. Die größeren Ansiedelungen zeigen einen Theil ihrer Bauten um ganz oder theilweise umschlossene Plätze (Höfräume) angeordnet: Bauftile der Mayavölker.

A. Verapaz-Stil. Die Ansiedelungen sind meist klein. Die Bauten sind nach den Cardinalrichtungen orientirt. Mörtel wurde nicht in nennenswerther Weise verwendet. In Chacujal Steinwälle mit senkrechten Mauern, Brüstungen auf der Plattform.

B. Bauftile der Hochlandstämme. Die Ansiedelungen zeigen eine gedrängte Anordnung ihrer Bauten. Im ganzen Gebiete treten H-förmige Tempelhöfe auf.

a) Mörtel ist bei den Bauten nicht verwendet.

1. Tzentäl-Stil. Die Bauten einer Ansiedelung sind gewöhnlich nicht nach den Cardinalrichtungen, sondern vorzugsweise nach Zwischenrichtungen orientirt.

b) Bei manchen Bauten wird Mörtel zur Herstellung von Steingebäuden verwendet.

2. Mame-Stil. Die Bauten einer Ansiedelung sind meist nach Zwischenrichtungen orientirt.

3. Quiché-Stil. Die Bauten einer Ansiedelung sind nach den Cardinalrichtungen orientirt.

C. Bauftile der Tieflandstämme. Bei vielen Bauten sind Steinmauern, mit Mörtel verkittet, angewendet. Steinhäuser mit bewohnbaren Innenräumen. Die Bauten sind meist nach den Cardinalrichtungen orientirt.

1. Maya-Stil. Zuweilen Steilpyramiden. Die Thürbalken sind aus Zapot Holz.

1a. Peténtypus. Die Bauten einer Ansiedelung sind eng gedrängt; Bildung vieler Plätze (Festungscharakter). Die Wände

zeigen Mörtelbelag. Meist schmucklose Bauten.

1 b. Südyucatekischer Typus (Uebergangstypus). Die Anordnung der Bauten ist minder gedrängt. Die Wände der Steinhäuser sind häufig mit sorgfältig behauenen, aber einfachen Steinen bekleidet.

1 c. Nordyucatekischer Typus. Die Bauten einer Siedlung sind ziemlich zerstreut. Die Außenwände der Steinhäuser sind oft sehr reich mit Sculpturen verziert.

2. Chol-Stil. Die Thüreingänge sind meist mit Steinplatten überdeckt. Die Ausschmückung der Steinhäuser geschah durch Stuckverzierungen oder durch Bild- und Hieroglyphentafeln.

3. Chortí-Stil. Eigenartige Ausbildung der Pyramidenbauten und Plätze. In Copan eine Steilpyramide.

Die Steinhäuser von Toniná gehören dem Chol-Stil an, während die übrigen Bauten und die Gesamtanordnung dem Tzentäl-Stil entspricht. Die Ruinen liegen gegenwärtig im Verbreitungsgebiete der Tzentales, aber nicht sehr fern von der Grenze derselben, da die nächsten Lacandonen- und Chol-Ansiedlungen kaum 30 bis 40 km davon entfernt sind, und es ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß Toniná ursprünglich eine Chol- oder Lacandonen-Ansiedlung war. Wie dem aber auch sei, Toniná zeigt immer einen gemischten Stil, auf jeden Fall Entlehnungen von einem Nachbarstil, so daß ich nicht gewagt habe, wegen dieses einzigen Beispiels dem Tzentäl-Stil das Vorkommen von Steinhäusern zuzuschreiben.

Die indianischen Bauten des nördlichen Mittelamerika zeigen sehr häufig einen auffälligen Mangel an Symmetrie. Die allereinfachsten Bauten sind allerdings fast immer symmetrisch, da sie bei ihrer Einfachheit überhaupt keinen Raum zu unsymmetrischer Ausgestaltung gaben. Die besser differenzierten Einzelbauten und einheitlichen Gebäudecomplexe (Tempelanlagen) zeigen

aber fast immer eine ungleichartige Ausbildung zu beiden Seiten der Mittellinie, und wenn bei höherer Entwicklung der Baukunst die Bauten sich immer mehr der symmetrischen Ausgestaltung nähern, so scheinen doch nur die höchst stehenden Steinbauten von Yucatan und Palenque wirklich volle Symmetrie erreicht zu haben. Freilich sind es oft nur noch Kleinigkeiten, die unsymmetrisch gebildet sind, aber man hat beim Betrachten der Bauten oder Pläne doch fast immer das Gefühl, als ob diese Dinge nicht aus Nachlässigkeit, sondern absichtlich unsymmetrisch ausgeführt worden wären. Und wie capriciös selbst noch die Innenräume der Steinhäuser manchmal zu beiden Seiten des Einganges verschiedenartig ausgebildet sind, mag der Plan eines Zimmers von Tical (Fig. 15) zeigen; auch der reich differenzirte Innenraum des Haupttempels von Menché zeigt durch die verschiedene Lage der Eingänge zu den äußersten Seitengelassen*) Abweichung von der Symmetrie. Beiläufig mag übrigens darauf hingewiesen werden, daß die Indianer der Mayafamilie auch in ihren musikalischen Weisen dieselbe Hinneigung zu unsymmetrischer Ausbildung der einzelnen Glieder zeigen**).

Allen zur Mayavölkerfamilie gehörigen Stämmen***) kommen gewisse gemeinsame Eigenthümlichkeiten der Bauweise zu und es ist von großer Bedeutung, daß innerhalb ihres gegenwärtigen Verbreitungsgebietes nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse keine Bauten von fremdartigem Stile vorkommen — mit Ausnahme der wenigen bei Motozintla, über welche ich schon oben gesprochen habe. Man darf daraus denselben Schluß ziehen, zu welchem ich auch beim Studium der geographischen Ortsnamen†) gelangt bin, daß nämlich die Mayavölker schon seit lange ihre gegenwärtigen Wohnsitze im nördlichen Mittelamerika inne haben.

Ein Vergleich der gemeinsamen Züge der Bauteile der Maya-

*) Diese Seitengelasse scheinen von den Lacandonen vorzugsweise zu ihren Opfern benutzt worden zu sein, da ich in ihnen 1891 die meisten ihrer thönernen Opferchalen fand.

**) Vergl. Neue Musikzeitung, XI. Jahrg. (1890), Nr. 7 und 8, und XIII. Jahrg. (1892), Nr. 22 und 23.

***) Ich muß leider hier von den Huasteken absehen, da ich über ihre Bauten keinerlei Nachrichten habe.

†) Globus, Bd. 66, 1894, S. 90 ff.

völker läßt auch einen gewissen Schluß zu auf den Grad der bautechnischen Cultur, wie sie vor der definitiven Trennung der Stämme bei dem Mayavolke bestanden hat. Es ist dies ein recht niedriger Grad: Wälle und Stufenpyramiden von geringer Größe, nach einer bestimmten Himmelsrichtung orientirt und oft um einen Platz (Hofraum) herum gruppiert. Es scheint übrigens, als ob sich die Tieflandstämme bereits vom Urmayavolke abgetrennt gehabt hätten, als die Verapaz-Stämme (Pokan-Gruppe) mit den Hochlandstämmen noch in engster Fühlung waren, denn ihre Strohthütten (Wohnhäuser) stimmen in der Construction völlig überein, während die Tieflandstämme durch vorgeschobene Wand davon abweichen; dabei halten aber die nahewohnenden Chol- und Chortí-Indianer noch an dem rechteckigen Grundrisse der Hochlandthütten fest, während Chontales und Mayas durch gerundete Grundriffsformen sich von diesem Typus entfernen.

Während die Verapaz-Stämme auf einer niederen Stufe der Baukunst stehen blieben, entwickelten die Hochland- und Tieflandstämme diese Kunst je in eigenartiger Weise fort, und wenn unter den Hochlandstämmen bei denjenigen der Quiché- und Mame-Gruppe die Baukunst einen neuen Aufschwung erhielt, an welchem die Tzentäl-Stämme nicht mehr theilnahmen, entwickelte sie sich bei jedem der Tieflandstämme in origineller Weise zu hoher Blüthe, zu welcher das günstige Gesteinsmaterial zweifellos mit beigetragen hat, wie denn auch die Eigenart des anstehenden Gesteins im Chol-Gebiete die Reliefbildnerei, im Chortí-Gebiete die Monolithen-Sculptur, im nördlichen Yucatan die sculpturelle Ausschmückung der Häuser zur Entwicklung brachte.

Da von den einfachen Bauten des Urmayavolkes ab bis zur Entstehung der fein entwickelten Tempelbauten von Sajcabajá, der originellen Copan-Pyramiden, der trotzigem Tical-Bauten, der überreich geschmückten Steinhäuser von Yucatan und der harmonisch gegliederten und geschmückten Bauwerke von Palenque eine sehr lange Zeit verflossen sein muß, so darf man auch als sicher annehmen, daß jeder einzelne der betreffenden Maya-Stämme schon seit sehr langer Zeit mehr oder weniger seine jetzigen Wohnsitze innegehabt habe und daß innerhalb derselben erst die Entfaltung seines Baustiles Platz gehabt hat; in Andeutungen erkennt man auch

wohl noch den Einfluss des anstehenden Gesteins auf die Bauweise und man kann aus dem örtlich beschränkten Ursprung und der örtlich verschiedenen Entwicklung der Baukunst ersehen, daß ein Einfluss asiatischer Baustile durchaus ausgeschlossen ist. Freilich giebt das Studium der Baureste bisher noch keinerlei Aufschluß über die Heimath und etwaige ehemalige Wanderungen des Urmayavolkes und ich kann hier nur dem Wunsche und der Hoffnung Raum geben, daß es künftigen, eingehenderen Studien auf breiterer Grundlage gelingen möge, die in diesem Aufsatze angedeuteten Anschauungen tiefer zu begründen, durch Vergleiche mit der Baukunst der Nachbarvölker den Culturausgleich zwischen denselben festzustellen und eine gesicherte Grundlage für die urgeschichtliche Forschung zu schaffen.

Industrielle Thätigkeit der Kekchi-Indianer.

Spinnen und Weben ist unter den auf dem Lande wohnenden Indianern noch ganz allgemein üblich, während in den Hauptorten diese Industrie fast ganz erloschen ist.

Um die Baumwolle fürs Spinnen vorzubereiten, nimmt man die Baumwollfasern (tux il nok) aus der Samenkapsel (rú i nok), entfernt (pitzok) die Samen, legt die Baumwolle auf ein Fell (gewöhnlich ein Rehfell = rix qui quej) und schlägt (choxok) dieselbe mit zwei Gabelstöcken (ruk b tz'uum xalché caib). Um zu spinnen, macht man ein Knäuel von Baumwolle (chox vil nok), formt den Faden mit der linken Hand und dreht mit der rechten die Spindel, welche in einem kleinen Guacal oder auf einem Brette läuft.

Die Spindel (petet) entspricht genau der Zeichnung Taf. I, Fig. 18 der »Ethnologie der Indianerstämme«, ist aber nicht bemalt; der Längsstab heisst tz'aaj (weil er aus Taxixcò-Holz besteht = tz'aaj), der kugelförmige Abschluß nahe dem unteren Ende heisst map (die durchbohrte Nuss der Coyolpalme = map).

Zum Weben wird der Baumwollfaden (k'amamvil nok) auf Knäuel (k'oloch) gewickelt; dann steckt man drei Holzstäbe senkrecht in die Erde, in der Weise, daß die Entfernung vom ersten Stab über den seitwärts gestellten zweiten (kimlep) zum dritten gleich der Länge des zu webenden Stückes ist



und wickelt den Faden verschränkt um die beiden Endstäbe. Hierauf nimmt man die neben einander aufgezogenen Fäden (die »Kette«, kimvil nok) sorgfältig ab und schiebt an Stelle der

beiden Endstäbe zwei andere runde Holzstäbe (tzulub) ein, welche dem Brustbaum und Kettenbaum europäischer Webstühle entsprechen; ein mittlerer runder Stab (cachôl) hat die Fäden auseinanderzuhalten; die ungeraden Kettenfäden sind durch Fadenschleifen an einen leichten Holzstab (samil) gebunden, mit welchem sie aufgehoben werden, um das Einschleusen zu ermöglichen. Ein leichtes Stäbchen mit aufgewickeltem Faden (patval xco inok) dient als Schiffchen. Den eingeschossenen Einschlagfaden drückt man mit einem breiten flachen Holzstab (kem) fest; da derselbe gegen Ende des Gewebes zu umfangreich ist, so wird dann bis zum Abschlusse als Ersatz ein schmales flaches Stäbchen (latz kem) benutzt. Alle die erwähnten Holzstäbe des Webapparates haben ungefähr gleiche Länge. Das Weben ist Geschäft der Frauen; der Webapparat wird auf der einen Seite durch eine gabelförmig aus einander gehende, an beiden Enden eines tzulub festgebundene Schnur (tuy) an der Decke oder Wand befestigt; das andere tzulub wird an ein geflochtenes Magueyband (iekal) gebunden, welches rückwärts um die Hüften der auf dem Boden knienden oder sitzenden Weberin verläuft. Die Verzierungen werden während des Webens durch Einziehen der weissen oder farbigen Fäden mittelst einer Nadel hergestellt, ohne dass die Frau ein Muster vor sich hätte und die Exactheit der Figuren legt ein schlagendes Beispiel für den Fleiss und das enorme Gedächtniss der indianischen Weberinnen ab.

Färben mittelst gewisser Färbepflanzen scheint nur noch von Cajaboneros geübt zu werden.

Für Darstellung von Bindfäden u. dergl. werden die Agavefasern verwendet. Die Blätter der Agave (ik'è) werden macerirt, die Fasern (uch ik'è) werden getrocknet und zwei getrennte Partien von Fasern von dem Seiler (bakonel) mit der Hand auf dem blossen Schenkel zu einer Schnur (bakvil k'aam) zusammengedreht. Um Schnüre zu Laffos zusammenzudrehen, benutzt man ein einfaches Instrument (baklep), bestehend in einem länglichen Holzbrettchen, das um einen Holzstab an dessen Ende drehbar ist. Jenseits der Drehungsaxe hat das Brettchen einen kurzen Dorn, an welchem die zu drehende Schnur befestigt wird; das Ganze wird mit der Hand in Drehung versetzt und die grössere Schwere des Holzbrettchens giebt die nöthige Kraft bei

der Drehung ab, um die am Dorne befindlichen Schnüre zusammenzudrillen.

Man verfertigt aus den Schnüren die verschiedenen Arten von Tragnetzen: große weitmaschige (se'k), mittelgroße, engmaschige (champá), welche beide mittelst des Stirnbandes (tap) getragen werden, und kleine, sehr engmaschige, zum Umhängen (aulep, weil in ihnen die Mais- und Bohnenkörner bei der Saat — auk — aufbewahrt werden)*). Aus Magueyschnüren werden auch die Hängematten (ap) verfertigt. Schnüre drehen, Netze machen u. dergl. ist Geschäft der Männer.

[Netze werden zum Fischfange verwendet; Fische, welche sich durch Unterkriechen unter Steine dem Netze entziehen wollen, werden von dem untertauchenden Indianer mit den Händen gefasst, mit den Zähnen festgehalten und so in den begleitenden Nachen — Einbaum — geworfen.

Das einzige noch gebräuchliche Jagdgeräth indianischer Abstammung ist außer den verschiedenen Fallen das Blasrohr (pubchè), welches zur Erleichterung des Zielens am Vorderende eine Wachsmücke (xulum) erhält; die Lehmkugeln (sep), welche zur Erlangung der nöthigen Härte auf dem Comal schwach geröstet werden, werden in einer engmaschigen Umhängetasche (aulep) mitgetragen; ein daran gebundener, abgebrochener Knochen eines Truthahnes oder Hahnes (sochèlc) dient dazu, den Lehmkugeln die nöthige Rundung und das richtige Caliber zu geben.]

Flechten von Körben (chacach, Korbflechter, tzulunel) und Hüten (punit), Verfertigen von Matten (pôp) und Besen (meslep) ist unter allen Kekchi-Tribus üblich. Die Anfertigung von Regendächern (Soyacales, ind.: mococho) und Feueranblasern (kvuaal; vergl. Taf. I, Fig. 3 der »Ethnologie«) ist eine Industrie der Cajaboneros; Ausgangsmaterial dafür sind die getrockneten Blattfiedern der Corozopalme (Attalea Cohune, ind.: tutz), welche für ersteren Zweck parallel zusammengeheftet, für letzteren geflochten werden.

Kalkbrennen geschieht jetzt gewöhnlich in kleinen, den europäischen Kalköfen nachgebildeten, in die Erde gegrabenen

*) Ganz dichte Umhängetaschen sind aus Fellen angefertigt (naj jin jut = die Felltasche).

Löchern. In manchen entlegenen Ansiedelungen werden Muschel- und Schneckenchalen ausschliesslich zum Kalkbrennen benutzt.

Kohlenbrennen habe ich bei Kekchi-Indianern nie beobachtet.

Töpferei ist meist Geschäft des Mannes. Der Töpfer heisst *paconel*. Dem Thon (*sep*) wird in Ermangelung von Sand pulverisirter Kalkspath beigemischt. *Tinajas* werden nicht, wie in Chinantla (Stoll, »Guatemala«, S. 333), durch drei einzelne Stücke, sondern durch eine ganze Anzahl zwei bis drei Finger breiter Streifen zusammengesetzt — im Princip dieselbe Methode, aber offenbar auf tieferer Entwicklungsstufe befindlich.

Die gebräuchlichsten Thongeschirre sind die *Tinaja* (der breite doppelschenkelige Wasserkrug, ind.: *cuk*), der *Comal* (der Röstteller, ind.: *qu'il*), grosse, weite, geschweifte Häfen (*ucal*), nicht geschweifte, tiefe Töpfe (*emèl*), Tasse (*sek*) und der einschenkelige bauchige Kochtopf (*xar*). Thönerne Bratschüsseln habe ich bei Kekchi-Indianern nie beobachtet, dagegen fanden sich in altindianischen Ansiedelungen unter den Ausgrabungsgegenständen manche Thonschalen, welche Fig. 32 der Taf. II der »Ethnologie« sehr nahe stehen, sie waren demnach früher gebräuchlich.

[Andere Küchengeräthe sind: der *Guacal* (*jom*), der Flaschenkürbis (*su*) und der zum Aufbewahren der Tortillas benutzte, oben abgeschnittene Flaschenkürbis (*sèèl*).

Der Ursprung der Töpferei scheint aus der Nachahmung der *Guacales* und Flaschenkürbisse entstanden zu sein, wobei erstere sogar direct als Form benutzt worden sein kann.

Die Feuerstätte (*ben i chaa*, d. i. »über der Asche«) besteht aus einem mit drei Steinen (*k'up*) als Stützpunkte für die Gefässe versehenen Raum am Boden der Hütte.]

Die Heimath der Mayavölker.

Wenn wir nach der Heimath der mittelamerikanischen Völker forschen, so stoßen wir auf große Schwierigkeiten, denn die spärlichen Nachrichten indianischer Documente sind zu ungenau, um irgend welche sichere Schlüsse zu ermöglichen, und die aus Ueberlieferungen der Einheimischen mitgetheilten Berichte älterer spanischer Schriftsteller sind vollends unsicher und oft unklar, so daß man kaum eine Hoffnung haben kann, auf dem Wege der Urkundenforschung diese Frage zu lösen. Es geht zwar aus solchen Nachrichten ziemlich übereinstimmend hervor*), daß die aztekischen Volksstämme Mittelamerikas von Norden her, also vom Hochlande von Mexiko aus, nach ihren heutigen Wohnsitzen gelangt sind, und es ist sehr bemerkenswerth, daß sie sich fast ausschließlich an den Meeresküsten, welche bei dem Gebirgscharakter des Binnenlandes den natürlichsten und leichtesten Wanderweg darstellen, niedergelassen haben und nur da ins Binnenland vordrangen (Motaguathal, Baja Verapaz in Guatemala) und ausgedehnte Ansiedelungen gründeten, wo eine Depression des centralen Gebirgslandes den Zutritt (von Süden her) am meisten erleichterte. Bemerkenswerth ist ferner, daß in dem vermuthlichen Ausgangspunkte dieser Wanderungen (in Mexiko) das Gros dieses Völkercomplexes wohnt und es ist dies Zusammentreffen ein neuer Beleg für die Wahrscheinlichkeit der eben erwähnten Wanderungsrichtung, da es doch viel eher vorkommt, daß bestimmte Zweige eines Volkes fortwandern, das Gros aber zurückbleibt, als umgekehrt. Freilich weisen manche Anzeichen,

*) Vergl. Stoll.

insbesondere aber directe historische Mittheilungen darauf hin, daß die aztekische Völkerfamilie noch viel weiter nördlich als in ihrem gegenwärtigen Wohngebiete ihre ursprüngliche Heimath gehabt habe; aber es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß die Wanderung der aztekischen Stämme nach Mittelamerika in vergleichsweise junger Vorzeit erst sich ereignet hat, und der Fund von Maya-Alterthümern auf dem Boden der Pipilreiche von San Salvador macht es in hohem Grade wahrscheinlich, daß z. B. in genanntem Gebiete ursprünglich ein Stamm der Mayafamilie, der zudem schon die höchsten Culturerrungenschaften jener Völkerfamilie sein eigen nannte, wohnte und durch die einwandernden Pipiles verdrängt wurde.

In ähnlicher Weise wie die aztekischen Stämme, mögen auch die Zapoteken und Mijevölker von Mexiko aus nach Mittelamerika vorgedrungen sein; erstere sind, wie es scheint, mit den Mayavölkern nicht in directe Berührung gekommen; letztere aber (die Zoques) wohnen noch heute in unmittelbarer Nachbarschaft derselben, jedoch so, daß die Mayastämme (die Tzotziles) das Hochland einnehmen, während die Zoques bis an den Rand desselben heranreichen, gleichwie als ob erstere sich vor dem Andringen der letzteren erst an dem Steilabfalle des Hochlandes hätten vertheidigen und halten können. Ein Zweig der Mijevölker wohnt, wohl erst nachträglich von dem Reste getrennt, in der pacifischen Küstenebene bei Tapachula (Chiapas).

Die Chiapaneken stehen sprachlich in Beziehung zu den Mangles von Nicaragua und mögen, wie die Ueberlieferung will, aus letzterem Lande gekommen sein; sie bewohnten Theile der großen Thalfenke des Chiapasflusses, jedoch ebenso, wie die Zoques, in der Weise, daß sie auf die Niederungen beschränkt blieben, während unmittelbar über dem Steilanstiege des Gebirges die Niederlassungen der Tzotziles, eines Mayavolkes, sich befinden.

Es ist auffallend, die Tzotziles diesen beiden Volksstämmen gegenüber als Hochlandsbewohner und in einer Art Vertheidigungsstellung zu finden.

Die Xincas in Guatemala reichten von der pacifischen Küstenebene bis ins Herz der Hauptcordilleren von Südguatemala und bildeten damit einen Keil in der Mayabevölkerung jener Gegend zu einer Zeit, als ein Mayavolk noch Theile von S. Salvador

bewohnte und die Chortí-Indianer noch bis ins Thal des Sensenti reichten. Auch jetzt bilden sie noch einigermaßen einen Keil in der Pokomambevölkerung Südguatemalas, wie sie auch zugleich die einstige Pipilbevölkerung Südguatemalas von der S. Salvadors trennten. Derartige Verbreitung läßt mancherlei Vermuthungen über die Vorgeschichte des Volkes zu; doch will ich hier nicht näher darauf eingehen und überlasse es dem Leser, seine Wahrscheinlichkeitschlüsse zu ziehen.

Die Huaves sollen von Süden her zur See in Mittelamerika eingewandert sein, und die Caraiben, offenbar von Südamerika stammend, haben sich erst in diesem Jahrhundert an der atlantischen Küste des nördlichen Mittelamerika, im ehemaligen Gebiete der Choles, niedergelassen. Beide Volksstämme kommen aber für die Frage nach der Heimath der Mayavölker nicht in Betracht.

Dagegen darf es als höchst wahrscheinlich gelten, daß die aztekischen Völker des nördlichen Mittelamerika einwanderten, als die Mayavölker längst dort ansässig waren, und ein Gleiches vermuthet ich für die Zoques (Mijevölker) und Chiapaneken, während die Xincas und Leucas wohl schon in sehr früher Vorzeit neben den Mayas mehr oder weniger ihre jetzigen Wohnplätze innegehabt haben dürften.

Was nun die Mayavölker selbst betrifft, so zeigt ein Blick auf die Sprachenkarte, daß dieselben (mit einziger Ausnahme der Huasteken) ein ganz zusammenhängendes Gebiet im nördlichen Mittelamerika einnahmen, oder wenigstens vor der Zeit der Conquista und noch später vor dem sprachlichen oder vollständigen Untergang mancher Stammestheile eingenommen haben. Schaut man zudem nach der Vertheilung der einzelnen Sprachen, so ergibt sich wieder, daß die zu einer bestimmten Gruppe zusammengehörenden Glieder noch immer auch räumlich bei einander liegen, oder wenigstens vor nicht zu langer Zeit zusammenlagen: der Zusammenhang von Chol und Chortí ist durch Vordringen der Lacandonen und Entvölkerung einzelner Cholgebiete unterbrochen, der Zusammenhang von Pokonchi und Pokomam scheint schon viel früher durch das keilförmige Eindringen von Pipil-Indianern gestört worden zu sein. Einen beträchtlichen Ernfernungsunterschied zeigen aber die Wohnsitze der Huasteken von den ihnen sprachlich nahe stehenden Chicomucal-

teken und ich werde gerade hierauf noch später zurückkommen müssen. Abgesehen davon aber legt das räumliche Beisammensein der sprachlich nächstverwandten Mayaftämme die Vermuthung nahe, daß sich die Abgliederung der Nebensprachen von ihrer Hauptsprache an Ort und Stelle vollzogen haben mag und da zur Ausbildung einer solchen Nebensprache jedenfalls eine sehr lange Zeit erforderlich war, so müßten die Mayavölker schon seit sehr langer Zeit ihre jetzigen Wohnsitze inne gehabt haben. Die Sprachen der Cholgruppe (Chontal, Chol, Chorti) umschließen gürtelförmig das reine Mayagebiet, während in einem weiter vorgeschobenen Ringe neben einander die Sprache der Tzentäl-, der Mame-, der Quiché- und der Pokomgruppe vorgelagert sind. Giebt man zu, daß die Sprachen der Cholgruppe dem Maya etc. sehr nahe stehen, und sieht man zunächst von der Huasteca-Gruppe ganz ab, so erhält man fünf Hauptgebiete, von welchen das erste dem ausgedehnten Tieflande im Norden vorzugsweise angehört, während die folgenden drei in der Hauptsache dem Hochlande, das Pokomgebiet aber hauptsächlich gemäßigten Gebirgsländern angehören. Stellen wir die letzten vier Gebiete kurz als Hochlands- oder Gebirgsgebiete dem ersten gegenüber, so sieht man leicht ein, daß die Tieflandstämme ein weit größeres Gebiet einnehmen bzw. eingenommen haben, als die Gebirgstämme alle zusammen, und man könnte daher leicht zu der Ansicht versucht sein, daß das Tiefland den Ausgangspunkt für die Besiedelung der Gebirge geworden sei, und daß in den Bergländern in Folge der größeren natürlichen Verkehrsschwierigkeiten rascher die Bildung von Einzelsprachen vor sich gegangen sei.

Wenn man aber bedenkt, daß die ausgedehnten Urwaldgebiete im Norden Mittelamerikas von jeher sehr schwach bevölkert waren, so ist es begreiflich, daß das Stärkeverhältniß der Hochland- und Tieflandstämme doch ein ganz anderes gewesen sein muß. Leider ist es unmöglich, irgendwie dies Stärkeverhältniß festzusetzen; aber auch ein Vergleich der jetzt zu beobachtenden Ziffern dürfte bei dieser Frage instructiv sein, doch ist schon eine solche Feststellung schwierig und für mich nur für Guatemala auf Grund des neuen Censur von 1893 möglich, während ich für Chiapas und Tabasco keine Einzelzahlen geben kann und mich

auf ganz rohe Schätzungen beschränken mufs. Ich bitte also, die Zahlen nur als ganz rohe Schätzungswerthe betrachten zu wollen:

Mayas	300 000
Chontales	10 000
Choles	20 000
Chortís	50 000*)
	380 000

Tzentaies, Tzotziles, Chaneabales jedenfalls weit über 100 000.

Mames	115 000
Jacaltecos	36 000
Chujes	13 000
Aguacatecos	4 000
Ixiles	12 000
Motozintlecos	3 000 (?)
	183 000

Quichés	278 000
Cakchiqueles	131 000
Zutuhiles	14 000
Uspantecos	3 000
	426 000

Kekchis	85 000
Pokonchís	20 000
Pokomames	50 000
	155 000

Mit Chicomucelteken (etwa 4000?) und Huasteken, über deren Zahl ich nicht einmal eine Vermuthung äufsern kann, beträgt die Summe der noch lebenden, zu den Mayavölkern gehörigen Indianer jedenfalls über $1\frac{1}{4}$ Millionen. Die stärksten Volksgruppen sind die Tieflandstämme und die Quichégruppe; die stärksten Einzelvölker sind die Mayas (300 000) und die Quichés (fast 280 000).

Aehnlich mufs das Stärkeverhältnifs auch in früheren Zeiten gewesen sein, denn zur Zeit der Conquista und vorher waren es ebenfalls die Mayas und die Quichés gewesen, welche die mäch-

*) Jedenfalls viel zu hoch gegriffen.

tigsten Reiche des nördlichen Mittelamerika dargestellt hatten. Man sieht aus diesem Umstande, daß eben auch hier die Einheit der Sprache die Gründung großer Reiche erst ermöglichte, und ein Blick auf die Geschichte der Quichés lehrt, daß das numerische Uebergewicht dieses einen Stammes im Vereine mit kluger Politik und hoher Kriegstüchtigkeit es dahin brachte, allmählich auch die benachbarten, fremdsprachigen Stämme dem Quichéreiche anzugliedern, daß aber in der Folge gerade die Verschiedenheit der Sprache zusammen mit den particularistischen Bestrebungen der Einzelsämme und ihrer eingeborenen Herrschergeschlechter wieder den theilweisen Zerfall des Quichéreiches hervorrief.

Kehren wir aber nach dieser Abschweifung zu unserem Thema, zur Frage nach der Heimath der Mayavölker, zurück, so ist leicht zu erkennen, daß der Vergleich des Stärkeverhältnisses uns keine Handhabe zur Lösung der Frage darbietet; nur das eine geht daraus hervor, daß die Mayas etc. an Volkszahl nicht so sehr den anderen Stämmen überlegen sind, daß man diese nur als Zweige, die Mayas selbst aber als das Muttervolk der ganzen Völkerfamilie ansehen müßte.

Auch die Sprachen sprechen meines Erachtens nicht für eine derartige Annahme; ein Vergleich des gesammten Sprachbaues ist zwar noch nie versucht worden; lautlich aber ist die Mayasprache im Allgemeinen minder archaisch, als man glauben müßte, wenn sie die Stammutter der übrigen Sprachen wäre; ich will hier nicht auf die Erweichungen der t-Laute in tz oder ch, oder der c-Laute in ch eingehen, denn wenn sich auch in manchen Fällen gerade in dieser Hinsicht die Sprachen der Chol- und Tzentralgruppe als alterthümlicher erweisen als Maya, so ist doch beim Vergleiche anderer Wörter wieder das Gegentheil festzustellen, so daß man leicht erkennt, daß eine derartige Erweichung nicht eine allgemeine Lautregel ist, sondern nur für einzelne Fälle gilt. Wir werden aber nichts Bestimmtes über diese Fragen aussagen können, bis nicht eine vergleichende Grammatik dieser interessanten Sprachen geschaffen sein wird.

Dagegen können uns die Sprachen, und zwar das Vocabular, unter Umständen wichtige Fingerzeige für die Lösung der uns beschäftigenden Frage geben, wenn man nämlich diejenigen

Wörter vergleicht, welche Pflanzen, Thiere und culturhistorisch interessante Rohmaterialien oder Gegenstände bezeichnen (s. Beilage 4). Alle Mayavölker sind Ackerbauvölker; sie haben auch für das Hauptnährmittel, den Mais, fast durchweg dieselbe Bezeichnung; ebenso zeigt sich für die meisten übrigen Culturpflanzen sehr große Uebereinstimmung. Leider ist hierdurch für die Frage nach der Heimath dieser Völker nicht viel gewonnen, denn fast alle diese Pflanzen sind über ein weites Gebiet verbreitet und gehen auch durch verschiedene Klimazonen hindurch. Nutzbringender ist der Vergleich der Namen wildwachsender Pflanzen, und es fällt hier in erster Linie die Uebereinstimmung in der Bezeichnung der Kiefer auf. Freilich ist auch dieser Baum weit hin verbreitet, und reicht in Mittelamerika vom Hochgebirge an bis fast zur Meereshöhe (Motaguathal, Britisch-Honduras) herunter. Immerhin zeigt aber ein Blick auf die Vegetationskarte, daß die Kiefern (mit einziger Ausnahme der Pineridges von Britisch-Honduras) vollständig auf das Gebirgsland beschränkt sind, und insbesondere in Yucatan vollständig fehlen. Man ersieht daraus unschwer, daß Yucatan also nicht die Heimath der Mayavölker gewesen sein kann, sondern daß diese im Gebirgslande, wenn überhaupt in Mittelamerika, zu suchen ist.

Von viel geringerer Verbreitung als die Kiefern sind die Corozo- und Coyolpalmen, welche in Mittelamerika und in Mexiko auftreten und in den Mayasprachen, soweit bekannt, fast durchweg gleichartige Benennungen haben. Corozopalmen fehlen übrigens im nördlichen Yucatan vollständig, sind aber im übrigen Mittelamerika auf warme feuchte Gebiete beschränkt; wenn auch Hochlandstämme, wie Jacaltecos und Uspantecos, dieselbe Bezeichnung für die Corozopalmen haben, so zeigt das den Einfluß von Handelsverbindungen an. Spricht die gleiche Benennung für Corozo- und Coyolpalmen dafür, daß die Heimath der Mayavölker in Mittelamerika oder Mexiko, nicht aber in Yucatan gewesen sein könne, so ergibt sich ein ähnliches Resultat bei Untersuchung der Thiernamen.

Eine große Zahl von Thieren sind fast gleich benannt in allen Mayasprachen, aber leider haben sie fast alle eine so weite Verbreitungsgrenze, daß damit für die Frage nach der Heimath der Mayavölker Nichts gewonnen ist. So reicht der

Alligator bis 42° n. Br. und findet sich im nördlichen Mittelamerika vorzugsweise im warmen Lande, feltener (Flussgebiet des Rio Chiapas) auch im gemäßigten; wenn man nun auch sieht, dass überall in den Mayasprachen dieselbe Bezeichnung für dieses Thier wiederkehrt (im Tzutehil erscheint nur die Umschreibung *iboy chu* = »Gürtelthier-Fisch«), so lässt sich damit doch kein brauchbarer Schluss ziehen. Anders, wenn man sieht, dass die *Taltufa*, welche Mexiko meinen Nachrichten nach nicht überschreitet, ebenfalls durchweg gleichartig benannt wird; man erhält so wieder dieselbe engere Grenze, wie oben bei Betrachtung der Corozo- und Coyolpalmen.

Mehrfach lautet auch der Name des Brüllaffen gleich, welcher nördlich nicht über die Nordgrenze der tropischen Wälder Mexikos hinausreicht und, was bemerkenswerth ist, auch in Yucatan fehlt, ebenso der *Guacamaya* und der *Quezal*, der von Neugranada bis Mexiko reicht.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass bei genaueren sprachlichen und thier- wie pflanzengeographischen Studien die Frage nach der Heimath der Mayavölker wesentlich gefördert, vielleicht sogar ganz entschieden werden könnte; für jetzt kann nur so viel gesagt werden, dass Yucatan die Heimath dieser Völker nicht ist, sondern dass dieselbe anderwärts in Mittelamerika oder Mexiko zu suchen ist; wenn man auf die Verbreitung der Kiefern Rücksicht nimmt, ist vor Allem das Gebirgsland zu nennen, wo ja auch jetzt noch die Hauptmasse der Mayavölker ihre Wohnsitze hat.

Sprachliche Studien würden aber auch in anderer Hinsicht bei Einzelfragen von grosser Bedeutung sein, wie man am Beispiele der Kekchi-Indianer ersehen kann. Wie aus der Verbreitung der Maya- resp. Chol-Ortsnamen hervorgeht, findet man solche im nördlichen Wohngebiete der Kekchis. Dass letztere erst nachträglich nach Norden vorgedrungen sind, erkennt man mit Sicherheit daran, dass sie für das auf feuchte Urwaldgebiete beschränkte Hokkohuhn kein Kekchi-Wort haben, sondern ein reines Cholwort benutzen (*chak mut* = rother Vogel, was in Kekchi *cak tz'ic* heissen müsste), und ebenso benennen sie einen Fisch des Usumacinta-Stromgebietes in reinem Chol *chak ti* (rothe Schnauze), was in Kekchi *cak chí* heissen müsste. Dass die Kekchi-Indianer von Süden her, d. h. wenigstens aus dem

Verbreitungsgebiete der Kiefern, nach jenen feuchten Urwaldgebieten gekommen sind, erkennt man daran, daß sie bei ihren Heiligthümern (Ermitas) Kiefern zu pflanzen pflegen, welche sonst in jenen Gegenden nicht wachsen. Aber nicht bloß bei den Kekchis findet man eine derartige religiöse Verwendung der Kiefern, sondern auch bei den verschiedensten anderen Mayavölkern, was dafür spricht, daß in ihrer Heimath die Kiefern eine starke Verbreitung und große Bedeutung besaßen.

* Alles in Allem genommen, erkennt man leicht, daß die Frage nach der Heimath der Mayas noch nicht mit irgend welcher Sicherheit gelöst werden kann. Bedenkt man aber, daß sowohl bei der Untersuchung der Ortsnamen, als bei derjenigen der Baustile, sich das übereinstimmende Resultat ergeben hat, daß die Mayavölker seit sehr langer Zeit ihre bisherigen Wohnsitze innegehabt haben, bedenkt man ferner, daß die geographische Lage ihrer Wohnsitze darauf hinzudeuten scheint, als ob sie fremden Völkern gegenüber sich entweder (auf dem Hochlande) behauptet haben, oder aber vor ihnen zurückweichen mußten (S. Salvador), bedenkt man ferner, daß aus sprachlichen und biographischen Gründen zusammengenommen die Heimath der Mayavölker in Mittelamerika-Mexiko, nicht aber in Yucatan zu suchen ist, so erscheint es als das Wahrscheinlichste, daß das Gebirgsland von Chiapas-Guatemala der Ursitz der Mayavölkerfamilie ist, von wo aus frühzeitig die Mayas und Cholstämme nach dem Tieflande hin ausgewandert sind, während noch früher die Huasteken von Chiapas aus längs der atlantischen Küste nach Norden zogen und sich in ihren jetzigen Wohnplätzen festsetzten. Ob die Chicomualteken dann noch in Zusammenhang mit ihren Stammesverwandten blieben und so den sprachlichen Gleichklang in vielen Wörtern wahrten, wer wüßte das zu sagen?

Man mag es vielleicht unnatürlich finden, wenn ich die ausgedehnten Colonien der Mayas in Yucatan und der Huasteken in Mexiko vom Hochlande des nördlichen Mittelamerika ausgehen lasse; aber abgesehen davon, daß, wie oben hervorgehoben, manche Wahrscheinlichkeitsgründe dafür sprechen, ebendort die Heimath der Völkerfamilie zu suchen (wobei natürlich an die allerfrüheste Vorzeit nicht gedacht wird, sondern nur an jene Zeit, von welcher ab ihre Cultur und ihre Sprache sich zu entwickeln, wie auch zu

verzweigen begann), erscheint mir auch darum eine derartige Annahme glaubhaft, weil die natürlichen Bedingungen und Rohmaterialien jener Gebirgsländer sehr gut zur Entstehung der Mayacultur geführt haben können, und weil nach modernen Beobachtungen die Richtung der indianischen Wanderungen immer vom Hochlande nach dem Tieflande zu geht, wie denn auch die einzelnen Culturpflanzen sich durchweg leichter von höheren Standorten nach tieferen hin verpflanzen lassen, als umgekehrt. Der allgemeine Charakter der einheimischen Agricultur ist überhaupt kein eigentlich tropischer, und die Thatfache, daß die Mayavölker sämmtlich Ackerbauer sind und waren, deutet mit Bestimmtheit darauf hin, daß ihre Heimath nicht in Urwaldgebieten zu suchen ist, wo der Urbarmachung große Schwierigkeiten im Wege stehen, sondern in offenerem Gelände, d. i. in Sabannen und lichten, trockeneren Waldgebieten. Solche findet man im nördlichsten Yucatan, sowie im mittleren Guatemala und Chiapas, und daß Nordyucatan nicht in Frage kommen kann, haben wir oben aus sprachlichen und biographischen Gründen ersehen.

Obgleich auch jetzt noch die Hauptmasse der Mayavölker in relativ trockenen Gebieten wohnt, so steht doch aus sprachlichen Gründen fest, daß sie schon in früher Vorzeit auch feuchte Urwaldgebiete besiedelt hatten, und die Verschiedenartigkeit der Producte beider Klimazonen hat jedenfalls die erste Ursache zu einer derartigen Colonisation geboten. Wenn wir auch sehen, daß gewisse Völker der Mayagruppe jetzt vollständig dem feuchten Klima angepasst sind und trockene Gebiete ziemlich meiden (Chujes, Ixiles, Kekchis), so ist das eben eine Erscheinung, welche sich aus langer Gewöhnung erklärt, und in einzelnen Fällen (Kekchis) kann man, wie wir oben gesehen haben, sogar noch nachweisen, daß das Volk aus anderen, trockeneren Gebieten her eingewandert ist. In den meisten Fällen haben die einzelnen Stämme nur Colonien nach wärmeren, feuchten Gegenden entsendet, so die Mames, Quichés, Zutuhiles und Cakchiqueles nach der pacifischen Küstenebene und je stärker die Erschöpfung des Bodens und gelegentlicher Mißwachs auf dem Hochlande sich fühlbar machen, desto stärker ist auch die Auswanderung nach wärmeren und feuchteren Klimaten, wo die größere Feuchtigkeit,

der regelmässige Regen sichere Ernten gewährleistet und die höhere Temperatur die Reife der Feldfrüchte beschleunigt.

Neben äusseren Kriegen und inneren Revolutionen haben jedenfalls auch ähnliche Erscheinungen, wie die eben besprochenen, ehemals zur Auswanderung ganzer Völker aus ihren alten Wohnsitzen geführt und in manchen Fällen (Tolteken) wird Missernte direct als Ursache der allgemeinen Wanderung angegeben. So mögen auch seiner Zeit Uebervölkerung und Missernte einen Theil der Mayavölker aus dem Hochlande nach dem Tieflande getrieben haben, und es scheint aus dem von Brasseur de Bourbourg in seinem »Diego de Landa« mitgetheilten und übersetzten Manuscript*) hervorzugehen, dass noch in historischer Zeit (Ende des 5. Jahrh. n. Chr.) vom Süden her eine Abtheilung von Mayas sich im Südosten Yucatans festsetzte und allmählich nordwärts vordrang, bis sie Chichenitza (8. Jahrh.) und Champutun (9. Jahrh.) eroberten und dadurch eine südlich gerichtete Auswanderung der dortigen Bewohner (Itzaes) hervorriefen.

Leider muss man bei der Frage nach der Heimath der Mayavölker meist mit Vermuthungen und Analogieschlüssen rechnen, und wir müssen am Ende unserer Untersuchung gestehen, dass wir nicht mit voller Bestimmtheit eine gewisse Gegend als Urfitz der Völkerfamilie bezeichnen können; manche Gründe sprechen allerdings dafür, dass es das Hochland des nördlichen Mittelamerika war; alle die Gründe sind jedoch nicht zwingend und zahlreich genug, als dass man nicht die ganze Frage noch immer als eine offene bezeichnen müsste.

*) »Lelo lai utzolan katunil ti Mayab.«

A n h a n g.

Beilage 1.

Regenmessungen in

Ort	San Salvador		Südguatemala	Costa Cuca		Baja Verapaz	Alta	
	S. Tecla	S. Salvador	Guatemala	Esmeralda	Las Mercedes	Salamá	Panzós	Cubilguila
Meereshöhe	903	657	1480	1000	1000	920	50	300
Jahrgang .	1887	1893	1880	1893	1893	Nov. 1891 bis Oct. 1892	1894	1893
Januar . . .	0,3	—	10	25,4	35,6	29,8	50,9	169,8
Februar . .	8,1	—	6	102,1	185,4	0,0	52,1	319,8
März . . .	0,0	30,0	1	205,0	203,2	0,0	35,1	206,0
April . . .	49,7	23,5	20	248,6	312,4	0,4	16,2	73,3
Mai	220,1	151,3	144	579,9	482,6	0,5	230,4	181,1
Juni	243,8	179,5	253	785,6	797,5	0,4	490,1	215,5
Juli	338,7	369,7	137	635,5	655,3	112,4	427,5	579,9
August . .	230,0	229,1	234	1091,9	960,1	182,0	451,5	398,8
September .	254,2	241,5	231	734,8	627,4	80,2	324,1	418,8
October . .	277,1	69,2	159	367,8	472,4	83,8	314,6	718,8
November .	47,7	60,7	51	120,2	121,9	69,6	108,1	114,4
December .	14,3	13,1	2	35,9	30,5	111,8	42,0	> 532,2
Jahr	1684,0	1367,6	1248	4932,7	4884,3	670,9	2542,6	> 3926,0

Beilage 2.

Culturgrenzen im nördlichen Mittelamerika.

	Untere Obere Culturgrenze		Untere Obere Verbreitungsgrenze	
Kaffee in Guatemala und S. Salvador	200	1550	0	1800
Kaffee in Tabasco	10	—	0	—
Cacao	0	600	0	920
Zuckerrohr	0	1600	0	1900
Banane	0	1800	0	1900
Tabak	0	1400	0	1800
Reis	0	1000	—	—
Baumwolle	0	1000	0	1400
Mais	0	3100	—	—
Bohnen	0	3000	—	—
Chile (Capsicum annum)	0	1700	—	—

nördlichen Mittelamerika.

Verapaz						Brit.-Honduras	Tabasco	Chiapas
Setal	Chiacam	Senahu	Panzamalá	Samac	Chimax	Belize	S. Juan Bautista	Ixtacomitan
730 1893	850 1893	990 1892	1250 1892	1300 1893	1300 1893	— 1893	10 Novbr. 1892 bis Nov. 1893	210 1884
397,6	248,9	94,3	170,9	234,8	146,9	60,2	78,8	822,2
324,8	144,6	63,5	108,4	253,4	126,8	85,1	72,0	273,6
183,2	(> 14,5)	75,5	60,6	151,4	74,9	20,3	2,1	152,4
90,9	165,0	60,4	14,6	37,5	30,8	0,0	0,0	171,9
389,5	226,5	686,6	460,6	308,4	275,7	67,3	300,5	154,7
313,4	370,8	674,4	563,8	314,3	204,6	55,9	380,7	119,2
674,4	647,0	926,6	708,9	422,5	422,7	281,9	558,5	337,5
632,2	654,4	515,6	388,6	423,6	362,8	297,2	238,0	773,0
349,3	366,5	498,5	267,6	329,0	259,1	343,4	618,4	703,6
602,5	(> 110,7)	532,7	504,2	780,1	334,8	86,4	234,0	549,8
119,5	78,2	256,2	416,5	156,8	70,6	160,0	6,4	569,2
21,0	344,6	143,8	154,9	882,7	394,2	370,8	64,6	46,4
2898,3	> 3381,7	4528,1	3819,6	4294,5	2703,9	1828,5	2554,0	4673,5

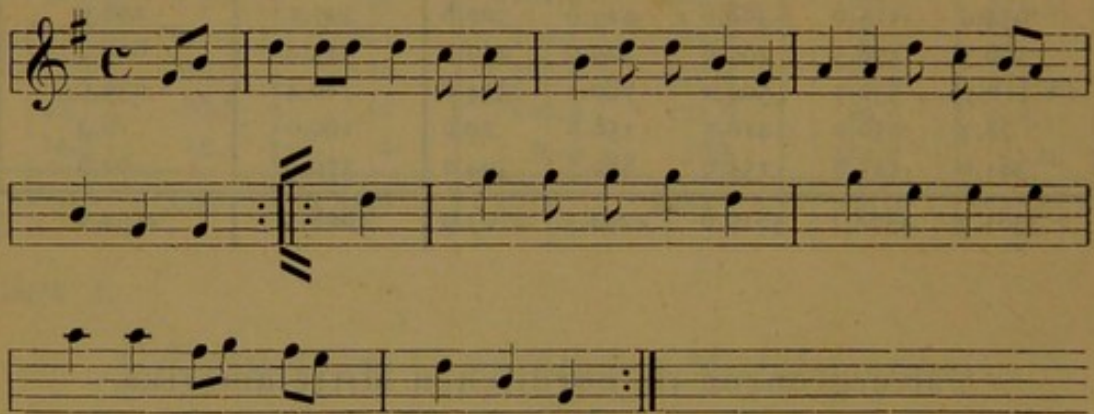
Culturgrenzen im nördlichen Mittelamerika.

	Untere Culturgrenze	Obere	Untere Verbreitungsgrenze	Obere
Indigo	0	700	—	—
Pfirsichbaum	1800	2470	1300	2470
Apfelbaum	2000	2500	1600	2500
Weizen in Guatemala und Chiapas	1800	3150	—	—
Weizen in San Salvador	1000	—	—	—
Gerste	1480	(?)	—	—
Kartoffel	1800	3100	10 *)	3100
Yuca (Manihot utilisima)	0	1950	—	—
Orangenbaum	—	—	0	2100
Agaven	—	—	0	3450
Henequen	—	—	0	700

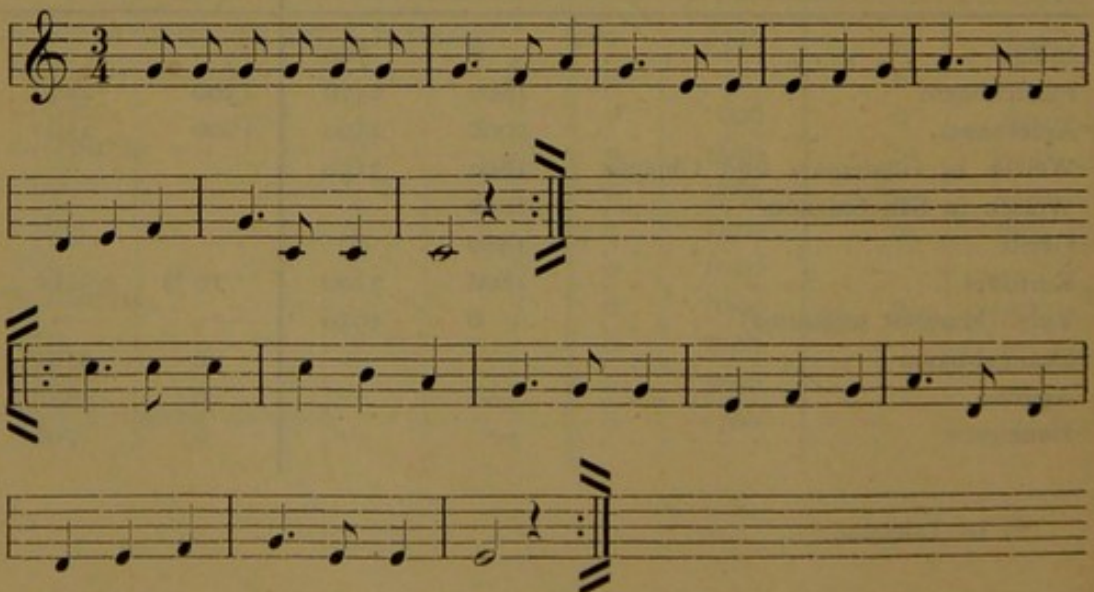
*) In Tabasco.

Beilage 3.

Nr. 1.



Nr. 2.



Nr. 3.

Staccato.

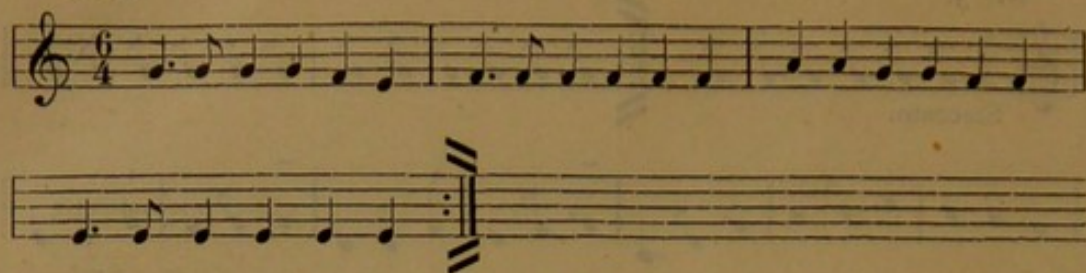
Nr. 4.

Begleitung: F-Dur (Septimenaccord von C)

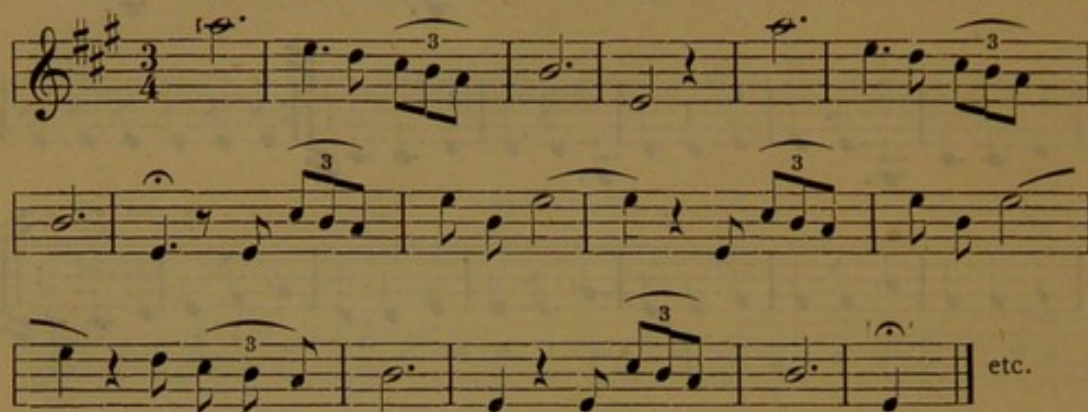
F-Dur Dreiklang Septimenaccord von C F-Dur

1 ma 2 da

Nr. 5.



Nr. 6. Begräbnisweise in Coban (auf Schalmei geblasen; Quiché-Ursprungs?).



Vergleichendes
Vocabular culturgeschichtlich interessanter
Wörter der Mayasprachen.

Nach eigenen Vocabularen und Stoll's Ethnographie
zusammengestellt von

Dr. Karl Sapper.

	Mann	Weib	Vater	Mutter	Großvater	Großmutter
1. Huasteca (Stoll)	inik	uxum	pailom, pap	min	mani	ach
2. Chicomuceltec	inik	uxum	ajtic, calé	epé	mam	xepin
3. Maya von Yucatan (Stoll)	xib, xiblal	ch'uplal	yum	na	sucun, mam	min
3a. Maya vom Petén (Stoll)	vuinik	ixch'up	yum	na	?	mam?
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	xilal	xchup	—	—	—	—
4. Chol	vuinik	ixik	tyat	nyá	mam	min
5. Chortí	vuinik	ixik	tatá	tu	[tata viejo Sp]	tvuiláma
6. Chontal (Stoll)	vuinik	ixik	pap	naá	?	?
7. Tzentál	vuinik	antz	tat	nan	tatmamal	chich
8. Tzotzil (Stoll)	vuinik	antz	tot	me	yagá	yamé
9. Tojolabal	vuinik	ixuk	tat	nan	?	mexep
10. Chuj (Rockstroh)	vuinak	vuistil	pale	nun	mamicham	nun chichin
11. Motozintleca	xip	xok	vaj	min	mam	chich
12. Mam	xine (xinoc)	xuj	(mam)	(chu)	(chimam)	(chu uix)
13. Jacalteca	vuinaj	ix	pale	smi naj	mamicham	müxnam
14. Ixil (Stoll)	na	ixo	bal	chuch	mam	c'uy
15. Aguacateca (Stoll)	yajé	xnan	ta	chu	mam	chu
16. Quiché (Stoll)	vinak, achi	ixok	tat	nan, chuch	mam	atit
17. Cakchiquel (Stoll)	vinak, achi	ixok	tatá	te, nan	mamá	atí
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	vinak	ixok	aj	xchuch	jnam	atit
20. Kekchi	(c)vuink	ixk	tyucvua	na	mamá	ixaan
21. Pokonchi (Stoll)	vinak	ixok	ajau	tut	mam	atit
22. Pokomam von Jilotepeque	vinak mas	ixok	tat	tut	mamá	titu
22a. Pokomam (Stoll)	vuinak	ixk'on	tat	nan	mam	atet

	Sohn		Aelterer	Bruder	Jüngerer	Dorf	Haus
	von Vater	von Mutter					
1. Huasteca (Stoll)	atit, tam		atnim	atalal	bichon	atá, pasél	
2. Chicomucelteca	tamtic		cucu	acau	mulé	kimá	
3. Maya von Yucatan (Stoll)	mejen		sucun	uktak			
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—		sucum	itz'in	cab, caj	na otoch	
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	al		suchum	itz'in	cab, cajal	naj otoch	
4. Chol	alobil		öscun	vitz'in	—	naj	
5. Chortí	ar		sacun, sacum	ijtz'in	tejcum	otyot	
6. Chontal (Stoll)	ajló		sucun	ijtz'in	chinam	otot	
7. Tzentäl	al		bankil	ijtz'in	caa, caj	otot	
8. Tzotzil (Stoll)	nich'on		bankil	ijtz'in	lumal	na otot	
9. Tojolabal	al		bankil	ijtz'in	lum	na	
10. Chuj (Rockstroh)	—		—	—	chonab	naitz	
11. Motozintleca	chal		tun	nul	chon jab	paat	
12. Mam	viix, quy, ajol		tzic	itzinje	vuanap	naj	
13. Jacalteca	vuunin	c'utzin	babel vuinaj	(ixtaj) scabvuinaj	conob	ja	
14. Ixil (Stoll)	c'aol		at sic	itz'in	tenam	na, naj	
15. Aguacateca (Stoll)	al xic		tzic	itzene	tenum	cábal	
16. Quiché (Stoll)	c'ajol		nima achalal	ch'utin achalal chák	tinamit	cal	
17. Cakchiquel (Stoll)	al		xibal	ch'uti xibal chák	tinamit	ja	
18. Tzutuhil	—		—	—	—	achó, ochoch	
19. Uspanteca	—	c'ajol	atz axiel	k'unuxiel	—	—	
20. Kekchi	alal	al	as	itz'in	tinimit	ja, ichoch	
21. Pokonchi (Stoll)	—	ac'un	as	chák	tenamit, cabl	cabl, ochoch	
22. Pokomam von Jilotepeque	—	ac'un	as	chák	tinamit	pat	
22a. Pokomam (Stoll)	—	acun	as	chák	tenamit	pat	

	Pfeiler	Wand	Bett	Hängematte	Baßmatte	Wolltuch	Korb
1. Huasteca (Stoll)	akam lab	tiab, hem	tzei	—	tat	puchlab	tocnal
2. Chicomucelteca	[pílal fp.]	jen	chei	ch'a	tat	ectaam	ex
3. Maya von Yucatan (Stoll)	okom	pak	ch'ac, vai	—	poóp	suyem	xac
3a. Maya vom Petén (Stoll)	okom	pök	ch'ac, vai	—	poop	—	xac
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	okom	—	—	k'an	—	—	—
4. Chol	oy	—	ch'ak	ap	poj	tzutz	chiquip
5. Chortí	oy	sarum, mayotot	ch'akté	ap	pop, poj	sp.	chiqui
6. Chontal (Stoll)	tulum	bojté	luch	—	pop	buk	chach
7. Tzentäl	oy	papina	suayib	—	pop, poj	tzotz	moch
8. Tzotzil (Stoll)	oy	pak'ul	vai bal	—	pop	—	moch
9. Tojolabal	oy	pakab	ch'at	—	pop	chejal	mooch
10. Chuj (Rockstroh)	oi	nuum	ch'at	abchan	pop	?	xuc
11. Motozintleca	och	chivilnaj	ch'akté	poop	poj	chovitz	much
12. Mam	tze	xéja	vuatub	utz	pop	?	chil
13. Jacalteca	oi	vuitzab	ch'at	achbam	pop	chove	moch, xuc
14. Ixil (Stoll)	potzom	xan	ch'a'ch	—	pop	xi	xuc
15. Aguacateca (Stoll)	jan cal	xecal	ch'a'ch	—	pop	cho	moch
16. Quiché (Stoll)	xatam	xan	ch'at	—	pop	k'u	chacach
17. Cakchiquel (Stoll)	xatat	xan	ch'at	—	pop	k'u	chacach
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	akan já	vuich xan	ch'at	—	pop	k'unic	chicach
20. Kekchi	okech	tz'ak	ch'at	ap	pop	is	chacach
21. Pokonchi (Stoll)	ch'it	xan	yocab	—	aj?	—	chacach
22. Pokomam von Jilotepeque	chie	pitz'an	—	—	poj	c'ay	chacach
22a. Pokomam (Stoll)	ch'it	k'ej	ch'at	—	poj	fp.	chiquivit

	Suyacal	Mecapal	Cacaste	Löffel	Taffe	Guacal	Jicara	Tol
1. Huasteca (Stoll)	—	oclab	—	calsom	—	pach, mul	?	—
2. Chicomucelteca	sp.	bobom	sp.	—	sp.	jot	tim	lac
3. Maya von Yucatan (Stoll)	—	tab	—	kabcum	—	cum	luch	—
3a. Maya vom Petén (Stoll)	mococh	taab, jol	—	kabcum	—	cum	luch	—
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	mococh	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	sp.	chaan, tyajbal	pötyá	sp.	sp.	pejtö	tzimá	po'k
5. Chortí	sp.	tap	corolté	sp.	sp.	luch, ruch	ch'ipluch	bucul
6. Chontal (Stoll)	—	jojté	—	—	—	pet	tup	—
7. Tzental	—	pejc, pec	—	—	—	pin	boch	—
8. Tzotzil (Stoll)	—	pejc pec	—	tu'tz, lech	—	pin	boch	—
9. Tojolabal	—	pec	—	lech	sp.	oxom	tzimá	—
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	—	ocluch	—	—	—	—
11. Motozintleca	sp.	balau	colalté	sp.	—	uitzim	tzim	jom
12. Mam	xaj	auxec	pech	baak	—	sejsmá	ukvilsmá	—
13. Jacalteca	tut	popom	—	baak	sec	pechan	tzimá	ulul
14. Ixil (Stoll)	—	—	—	—	—	sel	tzimay	—
15. Aguacateca (Stoll)	—	xec	—	pak	—	se	tzmá	—
16. Quiché (Stoll)	—	patan	—	pak	—	tzimá	mulul	—
17. Cakchiquel (Stoll)	—	patan	—	pak	—	tzimáy	c'ox	—
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	—	—	—	—	—	tzimá	mulul	—
20. Kekchi	mococh	tap	cololté	lekb	sec	joom	tzimá	sel
21. Pokonchí (Stoll)	—	patnal	—	pux	—	jojm	· suj	—
22. Pokomam von Jilotepeque	—	—	—	—	—	sakom	vucul	—
22a. Pokomam (Stoll)	tot	ek'ol	—	—	—	jo	uc'al	—

Flaschenkürbis
Tecomate

	Marktplatz	Weg	Axt	Blasrohr	Bogen	Pfeil
1. Huasteca (Stoll)	eleb	bel	—	—	pulláb	tichocláb
2. Chicomucelteca	fp.	vuel	chit	fp.	—	—
3. Maya von Yucatan (Stoll)	quivuic	be	—	tz'on	chulul	jul
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—	be	—	tz'on	uunté	jul
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	bat	—	—	—
4. Chol	—	bij	fp.	hotzamuy	nintié, halujb	jalöj, ansik'öb
5. Chortí	tinmani	bir	—	musik (?)	ch'antin	ch'antin
6. Chontal (Stoll)	—	bij	—	—	uönté	tojc
7. Tzentäl	—	be	—	—	—	—
8. Tzotzil (Stoll)	chivuich	bi, be	—	—	—	—
9. Tojolabal	chinab	be	—	puub	—	—
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	—	—	—	—
11. Motozintleca	—	vuej	—	—	—	—
12. Mam	oj pach	—	—	—	—	—
13. Jacalteca	chomval	bué	eché	ubal	—	tzité
14. Ixil (Stoll)	cayibal	bey	—	jub	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	caibil	be	—	—	tz'atlon	mes
16. Quiché (Stoll)	caibal	be	—	pub	ch'ab	ch'ab
17. Cakchiquel (Stoll)	c'ayibal	bey	—	pubche	ch'a	al ch'a
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	caibal	be	—	úbab	ch'ab	ch'ab
20. Kekchi	cayil	vué	mal	pub(ché)	simaj	ral li simaj
21. Pokonchi (Stoll)	caibal	be	—	pujbché	ch'ab	chab
22. Pokomam von Jilotepeque	cayal	vué	—	aj	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	vuachpat	vué	—	tranchuy	fp.	ch'am

	Tinaja	Olla		Jaro		Puchero	Mahlstein	Handwalze
		Kochtopf, tief, groß	Kleiner Kochtopf	tief, nicht geschweift				
1. Huasteca (Stoll)	juyul	—	—	—	—	—	—	—
2. Chicomucelteca	mul	pat	chulpat	—	—	ch'a	tamcha	—
3. Maya von Yucatan (Stoll)	pul	—	—	—	—	—	—	—
3a. Maya vom Petén (Stoll)	pul	—	—	—	—	—	—	—
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	pul	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	uk kum	pejt	chiquimpejt	—	—	nayun	köb tyun	—
5. Chortí	pur, pujr	—	—	—	—	ch'a	k'ap ch'a	—
6. Chontal (Stoll)	pu	—	—	—	—	—	—	—
7. Tzental	kib	—	—	—	—	—	—	—
8. Tzotzil (Stoll)	kim	—	—	—	—	—	—	—
9. Tojolabal	ch'ub	—	—	—	—	—	—	—
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	—	—	—	—	—	—
11. Motozintleca	pulap	sup	xaruj	—	—	cha	k'abcha	—
12. Mam	xoc	uk'il	xar	—	—	c'a	chal	—
13. Jacalteca	tzahab	xi	xalu	—	—	c'a	al ca, che e	—
14. Ixil (Stoll)	chen	—	—	—	—	c'a	scab	—
15. Aguacateca (Stoll)	ch'ok	—	—	—	—	ca	k'abca	—
16. Quiché (Stoll)	kurá	—	—	—	—	—	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	cucub	—	—	—	—	—	—	—
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	k'ib	—	—	—	—	—	—	—
20. Kekchi	cukb	uk'al	xar	emèl	—	c'a	ruujb li c'a	—
21. Pokonchi (Stoll)	—	—	—	—	—	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque	—	—	—	—	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	xut	xum	fp.	—	—	quevual	k'am c'a	—

	Kalk	Hut	Sandalen	Kamm	Hofen	Schambinde	Rückentuch
1. Huasteca (Stoll)	—	tzumpelal	pajablal	tzicháb	patelab	—	(cuachim)
2. Chicomucelteca	tai	setelaoc	apajau	sain	fp.	—	(payu)
3. Maya von Yucatan (Stoll)	—	poc	xanab	xalché	—	—	(buuk)
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—	pooc	xanab	xalché	uex	—	nok
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	poc	xaná	xeilché	uex	—	—
4. Chol	tyan	pixol	xöno	xiyöp	cvuex	kajtil, kajchil	(kaxilöl)
5. Chortí	fp.	pitor	xanab	xiab	vuex	—	payuj
6. Chontal (Stoll)	—	jopoj	xönöb	xijöb	uex	—	(buk)
7. Tzental	—	pixjol	xanab	jachuub	uex	—	—
8. Tzotzil (Stoll)	—	pixol	xonom	jachum	uex	—	—
9. Tojolabal	—	pisolom	xanab	xixab	uex	—	—
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	xanab	—	—	—	—
11. Motozintleca	tan	voevui	xanap	axup	fp.	—	(payu)
12. Mam	—	pasbel	xjap	xiyap	cvuex	—	(kalvil)
13. Jacalteca	cho	ocvue (oxcom)	xanab	xibval	—	—	(payue)
14. Ixil (Stoll)	—	vuoban	xab	—	—	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	—	at vi	xájab	xeb	uex	—	—
16. Quiché (Stoll)	—	—	xjab	xiab	uex	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	—	pamuj	xajab	jichá	uex	—	—
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	—	patbá	xajab	xab	uex	—	—
20. Kekchi	chun	punit	xap	xiyap	cvuex	—	lepopl (sut)
21. Pokonchi (Stoll)	—	punet	xijab	xijual	uex	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque	—	pajnis	xijab	xijvual	uex	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	fp.	panes	xijam	xijvual	vuex	—	(payub)

	Weiberrock	Weiberhemd	Halskette	Schnur	Tragnetz	Holztrög, Floßs, Boot	Brennholz
1. Huasteca (Stoll)	lacab	—	—	tza	tzoïnabtza	—	si, té
2. Chicomucelteca	lacau	cahal	—	sapup	k'ohom	tan	si
3. Maya von Yucatan (Stoll)	pic	kub, ipil	—	c'aan	c'aan	—	si
3a. Maya vom Petén (Stoll)	pic	upil	—	c'aan	—	—	si
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	pic	—	—	—	—	chem	si
4. Chol	majtzöl	bujk	ujöl	chij	chin	(jucub)	si
5. Chortí	pic	(ini)rek	nuk	—	chirx, chijl tzuon	—	si
6. Chontal (Stoll)	pic	jípi	—	joité	—	—	—
7. Tzentäl	tzec	chil	—	chajan	chojac	—	—
8. Tzotzil (Stoll)	tzec	chiil ku	—	chojon	—	—	—
9. Tojolabal	junal	colob	—	yaguil chi	—	—	si
10. Chuj (Rockstroh)	chan	lopil	—	sak chi	—	jutu	—
11. Motozintleca	bac	fp.	ujatz	—	baj	—	si
12. Mam	a	ktzip	jkul	quyajaj	pa	—	si
13. Jacalteca	chanè	colè	uè	—	tzispaj	cvucub	si
14. Ixil (Stoll)	chic, amj	colich	—	chi	c'ach	—	si
15. Aguacateca (Stoll)	xchie xnan	cólop xnan	—	qu'ejá	c'ach	—	si
16. Quiché (Stoll)	uk	pot	—	c'amal	c'at	—	si
17. Cakchiquel (Stoll)	uk	pot	—	c'an	yal	—	si
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	uk	pot	—	c'am	c'at	—	si
20. Kekchi	uk	poot	k'ol	k'aam	champá	poyté	si
21. Pokonchi (Stoll)	ujk	pot	—	c'ajam	yal	—	si
22. Pokomam von Jilotepeque	ojk	pot	—	c'am sajqui	—	—	si
22a. Pokomam (Stoll)	uk	fp.	—	sajk'i	yal	—	si

	Feuer	Rauch	Kohle	Afche	Honig	Canal	Waffer	Salz
1. Huasteca (Stoll)	k'a'k	pauj	calul	joltai cuixix	chabchan	—	ja	at em
2. Chicomucelteca	si	ba	cuxix	tai	chalam cheten	tacao	yaxha	et em
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	k'a'k	bu'tz	chuc	taan, tzitaan	cab	—	jaa	taab
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	k'aak	bu'tz	chuuc	taan	cab	—	jaa	taab
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	k'ak	—	—	—	—	—	ha	—
4. Chol	k'ak	butz	sibic, nich k'ajk	tyaan	chab	semet	ha	atz'am
5. Chortí	k'ak	butz	akrar	taan	chab	semet	ja	atz'am
6. Chontal (Stoll)	k'ak	bu'tz	tzitan, tzibic	tzit'an	cöb	—	jaá	—
7. Tzentäl	k'a'k	chail	ak'al	tan	chab	—	jaá	—
8. Tzotzil (Stoll)	k'o'k	chail	ak'al	tanilkó'k	pom	—	joo	—
9. Tojolabal	k'a'k	tab	ak'al	tan	chab	—	ja	—
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	—	—	—	—	—	—
11. Motozintleca	k'ak	vup	ak'al	loj	cab	sam	ja	atz'
12. Mam	k'ak	sib	chank'a	tzaj, tziap	—	xco	a	atz'am
13. Jacalteca	k'a('k)	mup	tzakab	tan	cab	sam	ha	atz'am
14. Ixil (Stoll)	xamal	sib	akchal	tzaa	al cab	—	a	atz'am
15. Aguacateca (Stoll)	k'a'k	sib	sakchal	tza	cab	—	a	atz'm
16. Quiché (Stoll)	k'a'k	sib	—	achákcha	cavualcab	—	ja, joron	atz'am
17. Cakchiquel (Stoll)	k'a'k	sib	ak'al	chaj	cab	—	ya	atz'an
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	k'a'k	sib	—	chaj	cab	—	ja	atz'am
20. Kekchi	xam	sib	ruchixam	ch'aa	cab	qu'il	ha	atz'am
21. Pokonchi (Stoll)	k'a'k	sib	ak'ut	chaj	iscab	—	jotic, jab	atz'am
22. Pokomam von Jilotepeque . .	k'a'k	sim	—	chiaj	cab	—	ja	atz'am
22a. Pokomam (Stoll)	k'ak	tz'im	ak'ut	ch'aj	iscam	—	ja	atz'am

	Tortilla	Totoposte	Niftamal	Atol	Tamal	Pinol	Maiskörner	Maiskolben
1. Huasteca (Stoll)	bacam	—	—	juatap	—	—	isis	guai
2. Chicomucelteca	vuacan	ixvuac	cuchal	yu	vualis	muos	vual isis	vuai
3. Maya von Yucatan (Stoll)	vuaj	—	—	sa	—	—	ixim	nal
3a. Maya vom Petén (Stoll)	vuaj	—	—	sa	—	—	ixim	nal
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	vuaj	sucpèt	sucan	—	—	—	ixim	nul
4. Chol	vuá	uoch	sa	ul	fp.	chilim	ixim	tziit
5. Chortí	pa	fp.	utum	sa	—	ch'aj	ixim	nar
6. Chontal (Stoll)	vuaj	—	—	ixul, chujtan	—	—	ixim	nal
7. Tzental	vuaj	—	—	ul, maatz	—	—	ixim	—
8. Tzotzil (Stoll)	vuaj	—	—	ul	—	—	ixim	uóiton
9. Tojolabal	vuaj	—	—	maetz	—	—	ixim	jal
10. Chuj (Rockstroh)	vuail	coxox	—	ixim	—	—	ixim	gnal
11. Motozintleca	box	nach	ixim	ulul	chau	c'aj	ixim	nal
12. Mam	chovuè	xvotz	subá	kotj	vuabj	k'ej	ixim	jal
13. Jacalteca	cvuá	vocox	buch	ulul	pech	c'a	ixim	nal
14. Ixil (Stoll)	lé	—	—	uúa, tzatzla	—	—	ixim	jal
15. Aguacateca (Stoll)	vuá	—	—	sáka	—	—	ixim	jal
16. Quiché (Stoll)	vua, lej	—	—	joch, buch	—	—	ixim	jal
17. Cakchiquel (Stoll)	vuay	—	—	k'or	—	—	ixim	jal
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	ixim	hal
19. Uspanteca	vualej	—	—	joch	—	—	ixim	jal
20. Kekchi	cvuá	korech	buch	u'kun	obeù	c'aj	ixim	hal
21. Pokonchi (Stoll)	vuic	—	—	ma'tz	—	—	ixim	jal
22. Pokomam von Jilotepeque	vuec	—	—	ma'tz	—	—	ixim	jal
22a. Pokomam (Stoll)	vuijc	jox	—	jorna'tz	—	c'aj	ixim	hal

	Mais- Hüllblatt	Olote	Elote	Maisfeld	Bohnen	Chile	Yuca	Camote	Tomate
1. Huasteca (Stoll)	—	bojol	ajam	em	pucul	—	—	—	—
2. Chicomucelteca	omot	hohol	—	alé	chenuk	ich	tz'inté	is	tusai
3. Maya von Yucatan (Stoll)	—	bacal	nal	col	buul	ic	tz'in	is	pac
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—	bacal	cuxunal	col	buul	—	—	—	—
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	buul	—	—	—	bac
4. Chol	homoch	bököl	vuajquian	cholel	buul	ich	tz'in	ajc'um	coyá
5. Chortí	xex	bacar	sar	jiná	buur	ich	tz'inté	is	pech, paich
6. Chontal (Stoll)	—	böcö	chöjnö	cho	buul	—	—	—	—
7. Tzental	—	bacalel	ajan	kaltic	chenek	ich	tz'inté	chiin	innat
8. Tzotzil (Stoll)	—	bacal	ajan	chomtic	chenek	—	—	—	—
9. Tojolabal	—	bacal	ajan	alajaltic	chenek	—	—	—	—
10. Chuj (Rockstroh)	anc	bakal	ajan	avual	tut	ich	—	?	ixpix
11. Motozintleca	jutzabal	bak	camau	batan	tut	ic	—	is	pix
12. Mam	ba	—	ij	kjoo	quyenk	ic, ich	—	is	xcoyá
13. Jacalteca	sa	—	ajan	avual, con	ubal	ich	isa'k	is	ixpix
14. Ixil (Stoll)	—	—	vualaj	com	chicong	—	—	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	—	—	bajlak	coon	chicun	ich	—	—	—
16. Quiché (Stoll)	—	—	c'ucjal, pik	abix	quina'k	—	—	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	pi'k	avúen	quina'k	—	—	—	—
18. Tzutuhil	joc	pik	aj	avon	quina'k	ic	tz'in	is	pej
19. Uspanteca	hoc	—	pi'k	abix	quina'k	ic	—	is	pix
20. Kekchi	humal	bajlak	kux	cal, cvuaj	qu'enk	ic	tz'in	is	pix
21. Pokonchi (Stoll)	—	—	—	abix	quina'k	—	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque	—	—	—	avix	quina'k	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	tilum	vuajlak	rax	avix	quina'	ic	tz'in	sis	pex

	Cacao	Patoxte	Achiote	Ananas	Aguacata	Zapote	Chicofapote	Ayote
1. Huasteca (Stoll)	—	—	—	—	ju	—	—	—
2. Chicomucelteca	—	—	quitá	masati	ou	i tas	chau itas	i tá
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	cacao	—	—	—	on	yá	chacal jas	k'um
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	—	—	—	—	on	—	—	k'um
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	cucuj	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	cucuö	bajluntié	hoox	pojch, pach	um	cvuai i jaas	chité	—
5. Chortí	cacao	—	quivui	—	un	—	—	ch'uum
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	—	un	—	—	—
7. Tzental	cacao	—	—	pach	on	haas	—	—
8. Tzotzil (Stoll)	—	—	—	—	un	—	—	—
9. Tojolabal	—	—	—	—	on	—	—	—
10. Chuj (Rockfroh)	—	—	oox	—	—	chité?	—	—
11. Motozintleca	—	pek	jox	—	on	chul	—	k'um
12. Mam	tyu	—	ox	chubá	oj	chul	—	k'o'k
13. Jacalteca	—	—	ox	matzate	on	has, chulul	—	a mucun
14. Ixil (Stoll)	—	—	—	—	—	—	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	—	—	—	—	oj	—	—	—
16. Quiché (Stoll)	—	—	—	—	oj	—	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	—	—	oj	—	—	—
18. Tzutuhil	—	—	kaxu	chop	oj	tulul	—	—
19. Uspanteca	—	batal	quivui	matzat	oj	tul	—	—
20. Kekchi	cacao	balam	xayan	chop	o	saltul	mui	k'um
21. Pokonchi (Stoll)	—	—	—	—	oj	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque . .	—	—	—	—	oj	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	—	—	kuxum	jalon ch'op	oj	telul	—	k'uum

	Guayava	Anona	Baumwolle	Maguey	Tabak	Baum	Plátano	Coyol	Corozo
1. Huasteca (Stoll)	—	—	—	tzim	mai	té	itas	—	—
2. Chicomucelteca	vuc	ajté	cunim	—	mai	té	pulá	mep	—
3. Maya von Yucatan (Stoll)	pichí	ob	pitz	ki, kij	kutz	che	jaas	tuc	—
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—	—	—	kij	kutz	che	jaas	—	tutz
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	nok	—	—	che	—	—	tutz
4. Chol	pötyá	k'ötatz	tiniam	chij	k'utz	tyé	jaas	—	—
5. Chortí	—	tzurmuy	tinam	suc hij	k'utz	tè	jaas	—	—
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	chajab	k'utz	te	jaas	—	—
7. Tzental	patá	quevex	tunin	chi	mai	te	lobal	map	—
8. Tzotzil (Stoll)	patá	—	—	chi	—	te	lobol	—	—
9. Tojolabal	—	—	—	chi	—	te	lobal	—	—
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	piitz	—	sii'c	—	—	—	—
11. Motozintleca	pataj	quivuix	te nok	mayí	sic	té	—	map	—
12. Mam	chac	chuvix	nok	—	sic, sich	tze	aa	map	—
13. Jacalteca	patá	chiv	(te) nok	ha'k	sic	tè	telaj	map	tut
14. Ixil (Stoll)	—	—	—	e'c	—	tze	onox	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	—	chux	—	—	si'ch	tze	vatnix	—	—
16. Quiché (Stoll)	—	—	—	—	—	che	sakul	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	—	—	—	che	sakul	—	—
18. Tzutuhil	kyek	kevax	quexoj	sacqui	sic	che	sac'ul	—	tut
19. Uspanteca	chamach	k'avax	met	saqui	sic	che	tul	map	tut
20. Kekchi	patá	tzumuy	nok	ikè	mai	chè	tul	map	tutz
21. Pokonchi (Stoll)	—	—	—	sajk'i	—	che	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque	—	—	—	—	—	chie	tz'ajlek	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	—	—	noak	sajki	mai	chè	pulak	—	—

	Kiefer	Wald	Buchwerk	Zuckerrohr	Ceiba	Sabane	Copal	Schwein
1. Huasteca (Stoll)	sakté	alté, tellam	—	—	—	—	—	olom
2. Chicomucelteca	ta	—	ilal	pajquelem	unap	tom	pom	xoló
3. Maya von Yucatan (Stoll)	taj	kaax	—	—	yaxché	—	—	keken
3a. Maya vom Petén (Stoll)	tōjté	kaax	—	—	yaxché	chakan	—	keken
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	k'ax	—	—	yaxché	chukan	—	keken
4. Chol	tyaj	nōjtiel	tiel	siköp	—	jamil	—	chityam
5. Chortí	ta(j)té	—	k'opot	sikap	—	chiá, xaj	—	chitam
6. Chontal (Stoll)	tajté	teel	—	—	—	—	—	chitam
7. Tzental	taj	jamal	—	vualè	yaxté	—	—	chitam
8. Tzotzil (Stoll)	tajté	teel	—	—	—	—	—	chitom
9. Tojolabal	sakal taj	kul	—	—	—	—	—	chitam
10. Chuj (Rockfroh)	—	—	—	—	inup	—	—	chitam
11. Motozintleca	taj	—	uik'uj	patzan	—	—	pom	cuch
12. Mam	matztij, tzaj	—	tukul	potzom	—	—	pom	cuch, boch
13. Jacalteca	taj	quebtaj	—	vualè	inup	chikan	pom	chitam
14. Ixil (Stoll)	tza	ch'acáben	—	—	—	—	—	chicham
15. Aguacateca (Stoll)	tza	lakvutz	—	—	—	—	—	boch
16. Quiché (Stoll)	chaj	qu'ichelaj	—	—	—	—	—	ak
17. Cakchiquel (Stoll)	chaj	k'ayis	—	—	—	—	—	ak
18. Tzutuhil	chaj	chelaj	—	—	onup	—	—	ak
19. Uspanteca	chaj	—	—	ajij	—	—	—	ak
20. Kekchi	chaj quichè	—	pim	ajij	—	—	—	ak, cuy
21. Pokonchi (Stoll)	chaj	chan	—	utz ajl	inup	guim	pom	ajk
22. Pokomam von Jilotepeque	chaj	k'ejes	—	—	—	—	—	ajk
22a. Pokomam (Stoll)	chaj	chè	—	—	—	tzac'al	—	ak

	Hund	Katze	Kaninchen	Hahn	Henne	Vogel
1. Huasteca (Stoll)	picó	mitzu	coi	coxol	pitá	tzitzin
2. Chicomucelteca	sul	mis	coy	—	chichin	—
3. Maya von Yucatan (Stoll)	pek	mis, miston	tul	ajcax	ixcax	ch'i'ch
3a. Maya vom Petén (Stoll)	pek	ajmis	tul	ajtel	ixcax	ch'i'ch
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	pek	mis	—	—	ajcax	ch'ich
4. Chol	tz'i	mis	ujchip	tyatmutiö, chityomut	mutiö niamut	mutiö chijchip
5. Chortí	tz'i	mis	tur	—	ac'ach	mut
6. Chontal (Stoll)	nichu, ajicho	ajmis	tul	ajkem	—	mut
7. Tzentäl	tz'i	mis	tul	quelemut	memut	—
8. Tzotzil (Stoll)	tz'i	mis	tul	kotz	mecaxlan	mut
9. Tojolabal	tz'i	mistu	chich	queremut	(niä)mut	—
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	—	ajtzo	snun caxtilan	—
11. Motozintleca	ch'i	mis	—	quelem	tziquin	pum
12. Mam	kyá, chian	chech	xic	tok	xtilan	—
13. Jacalteca	ch'i	mis	xic	—	chió	chic(tziquin)
14. Ixil (Stoll)	ch'i	mes	—	peley	ac'ach	tz'iquin
15. Aguacateca (Stoll)	ch'i	mitu	umul	ajtzo	xchu quich	—
16. Quiché (Stoll)	tz'i	mis	umul	máma a'c	a'c	tz'iquin
17. Cakchiquel (Stoll)	tz'i	mes	umul	máma a'c	ati a'c	tz'iquin
18. Tzutuhil	tz'i	siyau	yamul	—	ac'	tziquin
19. Uspanteca	tz'i	tun	umul	ac	—	—
20. Kekchi	tz'i	mis	imul	so chilán	(xan)caxlan	tz'ic
21. Pokonchi (Stoll)	tz'i	mes	imul	imas	atit quixlan	tz'iquin
22. Pokomam von Jilotepeque	tz'i	mis	emul	—	ac'ach	tz'iquin
22a. Pokomam (Stoll)	tz'i	mis	emul	ac'ach	tut ac'ach	chicob

	Truthahn	Zopilote	Reh	Wildschwein	Jabalí	Tapir	Taltufa
1. Huasteca (Stoll)	ilalcasauj	—	tenebichin	olom	—	—	baim
2. Chicomucelteca	—	ostot	vitim	la xoló	ilal xoló	til	—
3. Maya von Yucatan (Stoll)	cutz	ch'om	quej	quitam	—	—	ba
3a. Maya vom Petén (Stoll)	ajcutz	ajchom	quej	quitam	—	—	baj
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	chom	—	—	kekenché	—	—
4. Chol	ajtzó	usijl	me, chijmay	mate chityam	hoyom	tzimi	ba, baj
5. Chortí	sp. (chumpi)	usij	masa (M.)	k'octar chitam	—	—	pa
6. Chontal (Stoll)	ajtzó	ajmaa	chima	tell chitam	—	—	ajbaj
7. Tzentäl	tuluc	os	chij	jamali chitam	—	tzemen	ba
8. Tzotzil (Stoll)	tuluc	xulem	chij	uomol chitom	—	—	ba, baj
9. Tojolabal	—	usöj	cujlal chéj	cujlal chitam	—	—	baj
10. Chuj (Rockstroh)	ac'ach	usej	c'ultquil quej	c'ultquil chitam	—	—	—
11. Motozintleca	tunuc	sij	quej	chitam	—	til	—
12. Mam	ech	lox	chyej, quyej	—	—	—	—
13. Jacalteca	tunuc (ac'ach)	usmij	sajché	chitam	—	qu'em	pa
14. Ixil (Stoll)	atsó	cus	quíe	c'op chal	—	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	mamcol, viin	kus	masat	stzela boch	—	—	—
16. Quiché (Stoll)	nóos	c'uch	quej	—	—	—	ba
17. Cakchiquel (Stoll)	mama col	c'uch	masat	juyubál ak	—	—	bay
18. Tzutuhil	panach	kuch	masat	—	manché	—	—
19. Uspanteca	ajtzo	k'uch	quej	—	—	—	—
20. Kekchi	ac'ach	sosol	quej tyuc	quiché ak	—	tixl	pa
21. Pokonchi (Stoll)	pijil, ac'ach	c'uch	quej	quiché ajk	—	—	ba
22. Pokomam von Jilotepeque	—	c'uch	masat	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	pip	c'uch	quej	pauchamal ak	—	—	cvua

	Cotufa	Tepescuintla	Jaguar	Cuguar, Puma	Gürtelhier	Rüffelbär	Eichhorn
1. Huasteca (Stoll)	—	—	pasum	tzo	—	bexe	otel
2. Chicomucelteca	—	—	tzutuchó	chac cho	uotó	pesu	tuctuc
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	—	—	balam	coj	—	chic	cuc
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	—	—	balum	ajcoj	—	chic	ajcuuc
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	—	—	bajlum	ch'öc balum	ib	tz'utzu	chuch
5. Chortí	—	—	bajram	bajram	—	patz'utz	chuch
6. Chontal (Stoll)	chujbub, chujba	—	balum	balum, chumup	—	ajchicu	chuch
7. Tzentäl	—	—	balum	choj	ip	tzutzub	chuch
8. Tzotzil (Stoll)	—	—	bolom	tzajal bolom	—	cotom	chuch
9. Tojolabal	—	—	—	choj	—	cojtom	chu
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	—	choj	ibach	tzutz	—
11. Motozintleca	—	—	—	balam	iboy	tz'utz	cuc
12. Mam	—	—	—	bálma	iboy	tzutz	cuc
13. Jacalteca	tupa	—	—	balam	ip	tz'utz	cuc
14. Ixil (Stoll)	—	—	balam	k'anbolay	—	pách	cuc
15. Aguacateca (Stoll)	—	—	balam	—	iboy	xiul	cuc
16. Quiché (Stoll)	—	—	balám	coj	—	sis	cuc
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	bála	bála	—	tix, sis	cuc
18. Tzutuhil	—	—	bajlam	coj	iboy	sis	cuc
19. Uspanteca	—	—	balam	coj	iboy	sis	cuc
20. Kekchi	—	—	hix	cujcoj cakcoj	iboy	sis	cuc
21. Pokonchi (Stoll)	—	—	bajlam	cakcoj	—	itzul	cuc
22. Pokomam von Jilotepeque . .	—	—	—	—	—	—	cuc
22a. Pokomam (Stoll)	—	—	tiyan	cojl	—	itzul	cuc

	Coyote	Brüllaffe	Mico	Maus	Fledermaus	Frosch	Kröte	Alligator
1. Huasteca (Stoll)	chuch	—	?	teel	—	petzpetz	—	ajin
2. Chicomucelteca	antuch	—	—	olom	sot	—	chuch	en
3. Maya von Yucatan (Stoll)	ch'umac	—	maax	ch'oó	so'tz	—	—	ain
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—	—	maax	ajch'o	so'tz	ajqueech	—	ayin
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	batz	maax	—	—	—	—	ayin
4. Chol	k'amboley	batz	max	tzuc	su'tz	—	xpequep	ajin
5. Chortí	bojb	—	—	ch'ok	su'tz	—	—	ain
6. Chontal (Stoll)	—	—	ajmax	tzuc	su'tz	ajmuh	—	öjin
7. Tzentäl	okil	—	max	ch'o	tz'o'tz	chuch	—	ajin
8. Tzotzil (Stoll)	okil	—	maax	ch'oo	so'tz	mococh	—	ain
9. Tojolabal	okil	—	max	chitamchó	—	chuch	—	ayin
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	chabin	ch'ouu	sootz	—	vuo	—
11. Motozintleca	ok	—	machin	chojon	so'tz	—	cholol	—
12. Mam	xoj	—	—	i'ch	so'tz	—	xcho	ain
13. Jacalteca	ojb	—	max	chou	sotz	—	patz'a	—
14. Ixil (Stoll)	xjo	—	c'oy	ch'o	so'tz	ixtutz	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	xo	—	c'oy	ich, ich'í	so'tz	rip	—	—
16. Quiché (Stoll)	utú	—	c'oy	chó	so'tz	ixtutz	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	utú	—	c'oy	ch'oy	so'tz	ixtutz	—	ain
18. Tzutuhil	utú	—	c'oy	choi	so'tz	—	xpek	iboy chu
19. Uspanteca	utú	—	c'oy	ch'o	so'tz	xtutz	—	—
20. Kekchi	ajxojb	batz	max	ch'oj, ch'o	so'tz	amoch	kópopo	ain
21. Pokonchi (Stoll)	xojb	—	c'oy	ch'o	so'tz	tutz	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque	—	—	—	ch'o	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	xojb	c'oy	—	ch'o	so'tz	tu'tz	picoy	nijin

	Eidechse	Schlange	Schildkröte	Fisch	Krebs	Krabbe	Skorpion	Schmetterling
1. Huasteca (Stoll)	—	—	—	tol	tzacai	xootz	siní	lemtútu
2. Chicomuceltecá	sec	chan	petpet	tool	tak'us	jít	siní	—
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	—	—	—	c'ai	xexcai	ixban	sinan	pepem
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	—	—	—	c'ai	xex	—	sinaan	pempen
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	—	lucum	ajk	chöi, chui	mep, xex	xun, jitié	sinian	pejpem
5. Chortí	—	chan	—	chai	tziktzik	hopop	sinam	pejpem
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	tzöc	xex	ajxux	siná	—
7. Tzentäl	—	chon	cok	ch'ai	xoló	jiit, yax	tsec	pejpen
8. Tzotzil (Stoll)	—	—	—	ch'oi	jít	yox	tsec	pepen
9. Tojolabal	—	—	—	ch'ai	—	—	tsec	—
10. Chuj (Rockstroh)	—	chan	oncoi	—	—	—	—	nam nam
11. Motozintleca	—	can	—	cach	chap	—	sinam	—
12. Mam	smach	can, lebaij	?	—	—	—	—	bak'al
13. Jacalteca	—	labá, labaj	ak	cai	cháp	cuayap	xim	nam
14. Ixil (Stoll)	—	—	—	cháy	—	—	cachuc	sulub
15. Aguacateca (Stoll)	—	luba	—	cáy	tzoloi pich	chap	siná	slub
16. Quiché (Stoll)	—	—	—	car	ch'om	tap	sinaj	amolló
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	—	car	ch'om	top	sinaj	kaf's chicó
18. Tzutuhil	—	c'omatx	—	chu	tap	—	sijnam	palamx
19. Uspanteca	—	c'umatx	—	car	—	tap	sinaj	k'eksulup
20. Kekchi	tolok	cantí	cok	car	c'ox	tap	xók	pepem
21. Pokonchi (Stoll)	—	—	—	car	coxb	tap	tzinaj	pejpem
22. Pokomam von Jilotepeque .	—	—	—	car	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	—	maak	—	car	chom	tap	sinaj	sam

	Ameife	Waffer- fchnecken	Land- mufchel	Cucaracha	Mücke	Sancudo	Spinne
1. Huasteca (Stoll)	itzanitz	—	—	pejbal	janec	yoim	aam
2. Chicomucelteca	sanich	ul	mic	—	ajlic	tuchunun	am
3. Maya von Yucatan (Stoll)	sinic	—	—	xculéeh	yaxcach	kaxol	am
3a. Maya vom Petén (Stoll)	sinic	tot	—	—	—	us, koxol	ajtoi
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	xini'ch	puy puy	hujch	macó	us	uch há	am
5. Chortí	xinich	choch	peremech	—	us	uchá	am
6. Chontal (Stoll)	xinich	—	—	ajlach	ajajun	—	ajtoi
7. Tzental	xanich	puy	—	teval	us	chuchu us	am
8. Tzotzil (Stoll)	xinich	—	—	makó, pebal	job	us	om
9. Tojolabal	xanich	—	—	—	us	—	—
10. Chuj (Rockstroh)	sanich	—	—	pech	us	—	—
11. Motozintleca	sanic	soch	—	xquil	us	xen	am
12. Mam	snich, snic	—	—	xtjil, cuc	us	us	—
13. Jacalteca	sanic	xoch niquin	—	pejk	us	xen	—
14. Ixil (Stoll)	sanic	—	—	—	us	al us	—
15. Aguacateca (Stoll)	snic	—	—	—	us	mex us	—
16. Quiché (Stoll)	sanic	—	—	pachach	amollo	us, xan	am
17. Cakchiquel (Stoll)	sanic	—	—	pachach	us	us	am
18. Tzutuhil	senic	—	penech	—	us	us	om
19. Uspanteca	sinic pur	yach	—	kapoj	amallo	usum	am
20. Kekchi	sanc pur	xoch	pemech	pachach	us raxyac	chén	am
21. Pokonchi (Stoll)	sinic	—	—	pachach	utz	utz	am
22. Pokomam von Jilotepeque	—	—	—	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	sinic pur	—	loch	taltapach	utz	uchá	am

	Zecke	Floh	Sandfloh	Laus	Quetzal	Pavo de Monte	Chajmut
1. Huasteca (Stoll)	tit	tzac	—	utz	—	—	—
2. Chicomucelteca	tip	chac	ochem ch'ac	uch	—	—	—
3. Maya von Yucatan (Stoll)	pech	ch'ic	—	uk	—	ulum	—
3a. Maya vom Petén (Stoll)	pech	ch'ic	—	uk	—	—	bok chich ♂, chaj chich ♀
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	utz	—
4. Chol	sip	ch'öc	—	uch	xman k'uk	coj	chacmut
5. Chortí	sip	ch'ac	ochem ch'ac	uch	—	—	—
6. Chontal (Stoll)	pech	ch'öc	—	uch	—	—	—
7. Tzentäl	sip	ch'ac	—	uch	—	—	—
8. Tzotzil (Stoll)	sip	ch'ac	—	uc	—	—	—
9. Tojolabal	sip	cac	—	—	—	—	—
10. Chuj (Rockstroh)	sip	—	k'a'k	laach	—	—	—
11. Motozintleca	sip	c'ak	—	juch	xeu	—	—
12. Mam	sip	qu'i'ak	sjuich	scuc	—	—	—
13. Jacalteca	sip	c'aj	juch, k'aj	sajuk, uk	k'u	pax	—
14. Ixil (Stoll)	—	c'a	—	saj'uk	—	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	xcatzcatz	qu'ik, qu'i'ak	—	c'ux	—	—	—
16. Quiché (Stoll)	sip	c'ak	—	u'c	—	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	sip	qu'ek, c'ak	—	u'k	—	—	—
18. Tzutuhil	sip	qu'ek	—	suk	—	—	—
19. Uspanteca	—	qu'ek, quiek	—	sak u'k	uk	—	chac mut
20. Kekchi	sip	c'ak	c'ak	u'c	k'uk	pu	—
21. Pokonchi (Stoll)	sip	c'ak	—	u'c	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque	—	c'ak	—	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	sip	c'ak	c'ak	u'c	—	—	—

	Wespe	Biene	Loro	Guacamaya	Tacracin	Erde	Stein	Sand
1. Huasteca (Stoll)	—	—	—	—	—	tzabal	tujub	quisib
2. Chicomucelteca	—	chalam cheten	—	—	—	chauan	chá	quisú
3. Maya von Yucatan (Stoll)	—	—	—	—	—	luum	tunich	suus
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—	—	—	mo	—	luum	tunich	sus
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	xux	chikox	—	—	—	luum	tyun	ji
5. Chortí	yark'ir	yark'ir	—	—	—	luum, ruum	tun	hi
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	—	—	cab	tun	ji
7. Tzentál	xux	—	—	—	—	lum	ton	ji
8. Tzotzil (Stoll)	—	—	—	—	—	lum	ton	jii
9. Tojolabal	—	—	—	—	—	lum	ton	jii cab
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	—	—	—	lum	ton	jii cab
11. Motozintleca	acoc	—	piquich	—	—	lum	qu'een	pococ
12. Mam	—	cab	—	—	—	k'ach	ton	bucuc
13. Jacalteca	—	—	—	—	—	ch'och	abj	vuklaj
14. Ixil (Stoll)	—	—	piricó	—	—	ch'och	ch'en	icap, poj
15. Aguacateca (Stoll)	—	—	—	—	—	ch'avuá	cup	pojó
16. Quiché (Stoll)	—	—	chel	—	—	ch'o'ch	cup	poklá
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	—	—	—	uleu	abaj	saneyep, poklá
18. Tzutuhil	—	cab	—	—	—	uléu	abaj	pokolaj, pokojo
19. Uspanteca	—	cab	—	—	—	—	—	—
20. Kekchi	chub	sakau	chocho	—	—	uleu	abaj	pok
21. Pokonchi (Stoll)	—	—	—	mo	—	ch'och	pec	samahí
22. Pokomam von Jilotepeque	—	—	—	—	—	ac'al	abaj	sami, pok
22a. Pokomam (Stoll)	colax	cam	—	—	—	ac'al	avuj	sanim, pok
			—	—	—	ac'al	avuj	sanim

	Schmutz	Berg	Ebene	Meer, See	Flufs	Silber	Eisen
1. Huasteca (Stoll)	lukuk	tzen	tzallam?	tzoclejem	jualjá	sak takin	patal
2. Chicomucelteca	—	chen	tom	—	ha	tak'in	chit
3. Maya von Yucatan (Stoll)	luk	puuc, vuitz	chakan	kaknab	yochoaa	sak takin	maskab
3a. Maya vom Petén (Stoll)	luk	vuitz	chakan	kanab	ha	sak takin	maskab
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	uitz	joc	kaknab	—	—	—
4. Chol	ok'ol	uitz	oktyil, jamil	niajp	nojha	tyakin	tzukutyakin
5. Chortí	anam	vuitzir	—	—	nojá	tumin	takin
6. Chontal (Stoll)	pusujil	vuitz	too	köknab	tziaj	takin	palip
7. Tzentäl	ach'al	vuitz	akil	—	jaa	takin	kaltakin
8. Tzotzil (Stoll)	ach'el	vuitz	yaxaltic	— (nabil)	ukum	takin	takin
9. Tojolabal	lokok	vuitz	job	nivuan já	ja	takin	takin
10. Chuj (Rockstroff)	iquich	vuitz	—	(paam)	—	—	—
11. Motozintleca	lococ	uitz	chak'an	—	já	—	ec
12. Mam	kuux, pxocl	najchak	chalaj	— palu	a	—	—
13. Jacalteca	tzotzep	vuitz	ak'al	— (nabab)	ha	pulató	itá
14. Ixil (Stoll)	xok'ol	vuitz	—	—	xaomla á	—	ch'i'ch
15. Aguacateca (Stoll)	xk'ol	vutz vutz	chjalá	(k'unac)	á	—	ch'i'ch
16. Quiché (Stoll)	xok'ol	juyup, latz	yocoic	paló	ja	puak	chich
17. Cakchiquel (Stoll)	ch'abák	juyu	takaj	—	akan yá	—	ch'i'ch
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	xok'ol	vuitz	vuix takaj	— (ja)	nima ja	po'k	ch'i'ch
20. Kekchi	sulul	tzul	tacá	— (palau)	rocli ha	tumin (Mex.)	ch'i'ch
21. Pokonchi (Stoll)	ch'uvá	yuk	quixcab	palauj	nim ja	tumin	ch'ijeh
22. Pokomam von Jilotepeque	ch'uvuá	yu'k	—	—	ja	puak	ch'ejch
22a. Pokomam (Stoll)	ch'uvua	yuk	quixcam	—	ja	puak	ch'ich

	Feuerstein	Obfidian	Himmel	Wolken	Wind	Sonne	Mond	Stern
1. Huasteca (Stoll)	—	—	tiab	tocob	ik	aquichá	aitz	ot
2. Chicomucelteca	tuhil ixlabon	—	vualchaval	sial	ik	k'akal	ich	ot
3. Maya von Yucatan (Stoll)	—	—	caan	muyal	ik	k'in	u	cek
3a. Maya vom Petén (Stoll)	tok	—	caan	muyal	ik	k'in	uj	—
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	caan	—	—	k'in	—	xulab
4. Chol	tyok	—	panchan	tyocal	i'c	k'in	uj	ec
5. Chortí	—	—	tut k'in	tocar	ik'ar	k'in	re uj	—
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	buclá	ik	k'in	uj	ek
7. Tzental	—	—	chuxan	tojcal	ik	k'ak'al	uu	ek
8. Tzotzil (Stoll)	—	—	vuinajel	toc	ik	k'ak'al	u	k'anal
9. Tojolabal	—	—	culchan	ason	ik	k'agu	ixau	k'anal
10. Chuj (Rockfroh)	—	—	sachaan	asun, ta	ee	k'u	uj	k'anal
11. Motozintleca	ton te k'ak	—	can	musan	caj ik	tzeic	ajau	—
12. Mam	abj	—	tajcha	muaj	quia'ik	k'ij	kyá, xjau	cheu
13. Jacalteca	xit	taxax	satcan	muyan	jakek	tzayic	ixahau	ch'umel
14. Ixil (Stoll)	—	—	almica	su'tz	caj i'k	k'i	i'ch	ch'umil
15. Aguacateca (Stoll)	—	—	tzewi quia'	quia'	quik'ék	k'è	xau	ch'uml
16. Quiché (Stoll)	—	—	caj	su'tz	caquik	k'ij	i'c	ch'umil
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	caj	su'tz	cak'ik	k'ij	i'c	ch'umil
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	abaj re k'ak	—	caj	su'tz	ten	k'ij	i'c	ch'umil
20. Kekchi	tok	ch'a	choxá	chok	iak	sakk'è	po	chaim
21. Pokonchi (Stoll)	—	—	(pan) taxaj	su'tz	téu	k'ij	po	ch'umil
22. Pokomam von Jilotepeque	—	—	taxaj	su'tz	teuj	k'ij	po	ch'imil
22a. Pokomam (Stoll)	xilabon	xilabon anaj	cvuataxaj	su'tz	teau	k'ij	po	ch'imil

	Regen	Erdbeben	Donner	Blitz	Tag	Nacht	Hagel	kalt
1. Huasteca (Stoll)	já	—	—	tzoc	ki, apuichá	akal	—	tzamai
2. Chicomucelteca	au	pachau	cuxhix	cuxhix	k'itá	acal	tuau	chail
3. Maya von Yucatan (Stoll)	kaxaljaa	—	—	lembá	k'in	ak'ab	—	queel, sis
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—	—	—	lemlem	k'in	ak'ab	—	queel, sis
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	jajail	—	—	lenlen	—	ak'u	—	—
4. Chol	vuejaal, jaalel	—	—	chajk	pejk'in	acólel	tyunijá	tzuanán
5. Chortí	jaja, chirja	yucbar	acricuá	ijpi	—	acbar	pat	—
6. Chontal (Stoll)	jaa	—	—	chauöc	k'in	ak'ob	—	sis
7. Tzental	jaal	—	—	chauc	k'in	ajk'abal	pat	sis
8. Tzotzil (Stoll)	cháuquiló	—	—	chauc	k'akal	ak'ubal	—	sis
9. Tojolabal	jaá	—	—	chauc	k'agu	ak'ual	—	chaé
10. Chuj (Rockfroh)	asun	quixcaab	taa	—	k'u	ak'ual	sakpat	—
11. Motozintleca	nap	—	—	—	tzaic	acval	sacvacom	—
12. Mam	jbal	najnop	tzuncajtí	—	k'ij	k'alè	sacvajon	cheu
13. Jacalteca	nap	chixcap	najcu	cu	tzayic	abalil	sajpat	cheu
14. Ixil (Stoll)	jabal	—	—	cayampal	k'ij	ak'bal	—	cheu
15. Aguacateca (Stoll)	jabal	cablanab	—	k'anquiök	k'e	ak'bal	—	joron
16. Quiché (Stoll)	jab	—	—	sak	k'ij	ak'ab	—	xoteuj
17. Cakchiquel (Stoll)	job	—	—	k'a'k	k'ij	ak'á	—	—
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	jabal	—	—	coy'opa	k'ij	ak'ab	—	teu
20. Kekchi	hap	hic	cak	xelom caak	kutan	k'okyn	sakbach	quix
21. Pokonchi (Stoll)	jap	—	—	cajok	k'ij	chak'ab	—	cuxic
22. Pokomam von Jilotepeque	jab	—	—	cojok	k'ij	chaakam	—	cuxic
22a. Pokomam (Stoll)	jap	qu'ic	jelenlan	caipá	tzakik	chakam	—	cuxic

	warm	schwarz	weiß	rot	grün	gelb	grün	klein
1. Huasteca (Stoll)	k'a'k	ejej	sakni	tzakni	yaxni	man	yaxni	chichic
2. Chicomuceltec	k'a'k	ek'inik	sakni	chacni	yaxni	k'anni	—	—
3. Maya von Yucatan (Stoll)	chucuá	ek, box	sak, sasak	chak, chakak	yax	k'an, k'ank'an	nojoch	chauchan
3a. Maya vom Petén (Stoll)	chok'oj	box	sak, sök	chachaj	yaax	k'ak'an	nojoch	chichan
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	box	suk	chuk	yax	k'un	nojoch	tzitzip
4. Chol	tiocön	eeek, box	sök, sak	chöchök	yax, yök	k'an, k'önk'ön	niöcbu	niönio
5. Chortí	—	—	—	—	—	—	—	—
6. Chontal (Stoll)	tikön	box	sök	chöch, tzaj	yux	k'ön	noj	ch'och'oc
7. Tzentäl	k'ajk	ijk	sak, sök	tzaj, chöchök	yax, yök	k'ön, k'an	muc	bikit
8. Tzotzil (Stoll)	k'ixin	ik	sak	tzoj	yox	k'on	muc	bikit
9. Tojolabal	kixin	k'ik	sak	chak	yax	k'an	niguan	ch'in
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	—	—	—	—	—	—
11. Motozintleca	—	kek	sak	queak	chex	k'an	man	lus
12. Mam	—	k'e'k	sak	quiak	chax	k'am	nim	chintim
13. Jacalteca	—	k'ej	saj	caj	yax	k'an	nim, ejal	gnianchan
14. Ixil (Stoll)	tza	k'e'k	sak	cak	chax	k'an	nim	cho
15. Aguacateca (Stoll)	tza	k'e'k	sak	quik	chax	k'an	nim, chimam	vuy, telhuy
16. Quiché (Stoll)	c'atan	k'e'k	sak	cak	rax	k'an	nim	ch'utin
17. Cakchiquel (Stoll)	c'atan	k'e'k	sak	quiak, cak	rax	k'an	nim	ch'utin
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	mek'en	k'e'k	sak	quiek, quiak	rax	k'an	nim	chal
20. Kekchi	què	k'e'k	sak	cak	rax	k'an	nim	cachin
21. Pokonchi (Stoll)	tza	k'ek	sak	cak	rax	k'an	nim	qu'isin
22. Pokomam von Jilotepeque	tza	k'e'k	sak	cak	rax	k'an	nim	tzapit
22a. Pokomam (Stoll)	tza	k'e'k	sak	cak	rax	k'an	nim	—

Zahlwörter

	1	2	3	4	5	6	7	8
1. Huasteca (Stoll)	jun	tzab	ox	tze	bo	akak	buk	vuaxik
2. Chicomulteca	jun	chate eu	oxte eu	che te eu	vo te eu	kakte eu	hukte eu	vuaxakte eu
3. Maya von Yucatan (Stoll)	jun	ca	ox	can	jo	uak	uuk	uaxak
3a. Maya vom Petén (Stoll)	jun	ca	ox	can	jo	uak	uuk	uaxak
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	junk'el	cabel	oxbel	cambel	hobel	vuukbel	vukubel	—
4. Chol	jun bel	chab bel	uxbel	chön bel, chum	hob bel	vuökbél	vuukbel, juk	vuajxökbél
5. Chortí	inté	chaté	uxté	—	—	—	—	—
6. Chontal (Stoll)	jumpe	chapé	uxpé	chompé	joop	uakeb	uukeb	uaxakeb
7. Tzental	jun	cheb	oxeb	chaneb	joob	uakim	uukum	uaxakim
8. Tzotzil (Stoll)	jun	chim	oxim	chanim	joom	uaké	juké	uaxak'e
9. Tojolabal	juné	chabé	oxé	chané	joé	vuake	uke	vuaxke
10. Chuj (Rockstroh)	jun	chaab	oxé	chanque	joe	vuajaké	vuuke	vuajxake
11. Motozintleca	uné	cabé	oxé	cané	hooé	kak	vuk	vuajxak
12. Mam	jun	cabe	ox(e)	kyaj(e)	jué, jóvue	cvuajeb	cvujeb	cvuaxajeb
13. Jacalteca	juné	cab eb	oxeb	caneb	hoobeb	vuajil	vújval	vuaxajil
14. Ixil (Stoll)	ungvual	cávual	oxvual	cáyvual	o'vual	(u)kak	vuuk	vuáixak
15. Aguacateca (Stoll)	jun	cab	ox	quiaj	o	vuakib	vuuk	vuaxakib
16. Quiché (Stoll)	jun	quieb	vuoxib	cajib	joob	vuakib	vukúb	vuaxakib
17. Cakchiquel (Stoll)	jun	cai	oxi	cají	vuoo	vuaki	vuku	vuajxaki
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	jun	quib	oxib	quejeb	joob	e vuakakib	vukub	vuajxakib
20. Kekchi	jun	quib, caib	oxib	cáhib	(h)ooob	(c)vuakib	(c)vukab	(c)vuajxakib
21. Pokonchi (Stoll)	jenaj	quib	ixib	quijib	joob	vuakib	vukub	vuaxakib
22. Pokomam von Jilotepeque	janaj	quiem	ixiem	quiejenu	joom	vuakim	vukum	vuaxakim
22a. Pokomam (Stoll)	jenaj	qucem	ixim	quejem	hoom	vuakim	vukum	vuaxakim

Zahlwörter

	9	10	11	12	20	40	60	80
1. Huasteca (Stoll)	belleuj	laju	lajuju	lajutzab	juminik	tzabinik	oxinik	tzekinik
2. Chicomucelteca	vuelete eu	laute eu	junilahu	chaulaju	juninik	chaulinik	oxinik	chenek
3. Maya von Yucatan (Stoll)	bolon	lajun	bulúc	lajca	junc'al	cac'al	oxc'al	can'cal
3a. Maya vom Petén (Stoll)	bolon	lajun	—	—	junc'aal	—	—	—
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	bolonbel	lujumbel	bujluchbel	lajchömbel	juncal	chacal	uxcal	chöncal
				13 uxlujumbul				
5. Chortí	—	—	—	—	—	—	—	—
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	—	—	—	—	—
7. Tzentäl	baluneb	lajuneb	mulucheb	lajcheyeb	tap	chauinik	oxinik	chancvuninik
8. Tzotzil (Stoll)	balunem	lajunem	buluchim	lajchaem	tom	chavuunik	öxvuunik	chanvuunik
9. Tojoibal	baluné	lajuné	buluché	lajchané	juntajbé	chavuuniké	oxvuuniké	chanvuuniké
10. Chuj (Rockstroh)	vuanque	lajne	uxiché	lajchue	junc'al	chavuinak	joixvinak	—
11. Motozintleca	baluné	lajune	junlajuné	cablajuné	junk'utè	cavinaké	oxvinaké	canvuinaké
12. Mam	beljoj, belejuj	lajoj, lajuj	junlajoj	cablajoj	vuiniki	caunak	oxcal	jumuch
13. Jacalteca	aluneb	lajuneb	uslukeb,	lajcabeb	un'cal	cauinak	oxcal	canvuing
			junlajuneb	cablajuneb				
14. Ixil (Stoll)	belúvual	lávual	junlávual	cablávual	vínkil	cavínkil	oxc'álal	ungmu'chul
15. Aguacateca (Stoll)	bélu	laju	júnla	cábla	junak	cávnak	oxc'al	jun much
16. Quiché (Stoll)	belejéb	lajuj	julajuj	cablajuj	juvinak	cavinak	oxc'al	jumuch
17. Cakchiquel (Stoll)	belejè	lajuj	juvilajuj	cablajuj	juvinak	cavinak	oxvinak	ju much
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	belejéb	lajuj	junlajuj	cablajuj	junvinak	cavinak	oxc'al	junnich
20. Kekchi	belèb	lajèb	junlaju	cablaju	jumay	cac'aal	oxc'aal	caacal
21. Pokonchi (Stoll)	belejé	lajeb	junlaj	cáblaj	juninak	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque	belejem	lajem	júnla	cámlaj	juninak	cavinak	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	—	—	—	—	—	—	—	—

Zahlwörter	100	160	200	400	800	1000
1. Huasteca (Stoll)	boinik	—	—	tzeboinik	vuaxib boinik	xijunxi
2. Chicomucelteca	hoo i nik	—	chate ta hooinik	che te ta hooinik	—	—
3. Maya von Yucatan (Stoll)	joc'al	—	—	jun bak	cabak	lajunoxbak
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—	—	—	—	—	—
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	—
4. Chol	hoo c'al	vuajxökal	lujumc'al	jun bak	cha bak	lujuncal i uxbak
5. Chortí	—	—	—	—	—	—
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	—	—	—
7. Tzentäl	hoo vinik	vuaxakvinik	lajunvinic	bák	chabak	—
8. Tzotzil (Stoll)	jovinik	—	—	—	—	—
9. Tojolabal	jovuunik	—	—	jun xaué	cha xanè	—
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	—	—	—	—
11. Motozintleca	—	—	—	un ak'ol (?)	—	—
12. Mam	joc'al	vajxakc'al	lajecal	o much	lajoj much	—
13. Jacalteca	hoo c'al	cvuajxajcal	lajuncal	—	—	—
14. Ixil (Stoll)	oc'alal	—	—	vinkil anc'alal	cavinkil alanc'alal	lávual to, lanc'alal
15. Aguacateca (Stoll)	—	—	—	—	—	—
16. Quiché (Stoll)	o c'al	—	—	o mu'ch	ca k'o	otukroxok'o
17. Cakchiquel (Stoll)	voo vinak	—	—	voo mu'ch	vuajxaki mu'ch	beleje mu'ch
18. Tzutuhil	—	—	—	—	vuaj xakic'al	belejè c'al
19. Uspanteca	—	—	—	—	—	—
20. Kekchi	hoo c'al	cvuajxakc'al	hootuk	jun ok'ob	quib okob	hootuk rox okob
21. Pokonchi (Stoll)	—	—	—	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque	—	—	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	—	—	—	—	—	—

Die Vulkane der Republik Guatemala.
Entworfen von Dr. Carl Sapper.

Nr. I.



Dr. Sapper's Reiseroute 1892.

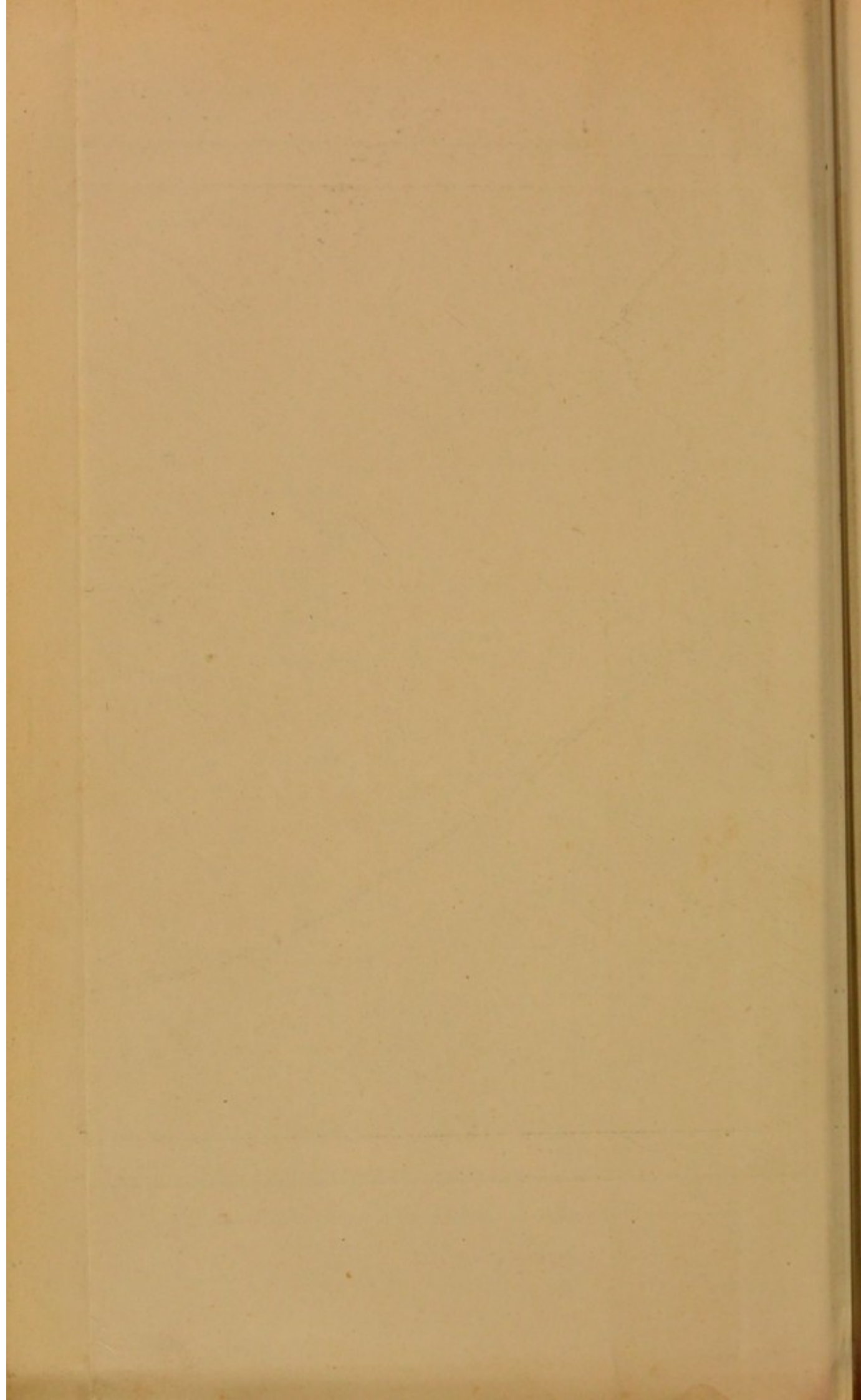
Westl. Länge 91° v. Greenwich.

Maßstab 1:1300000.

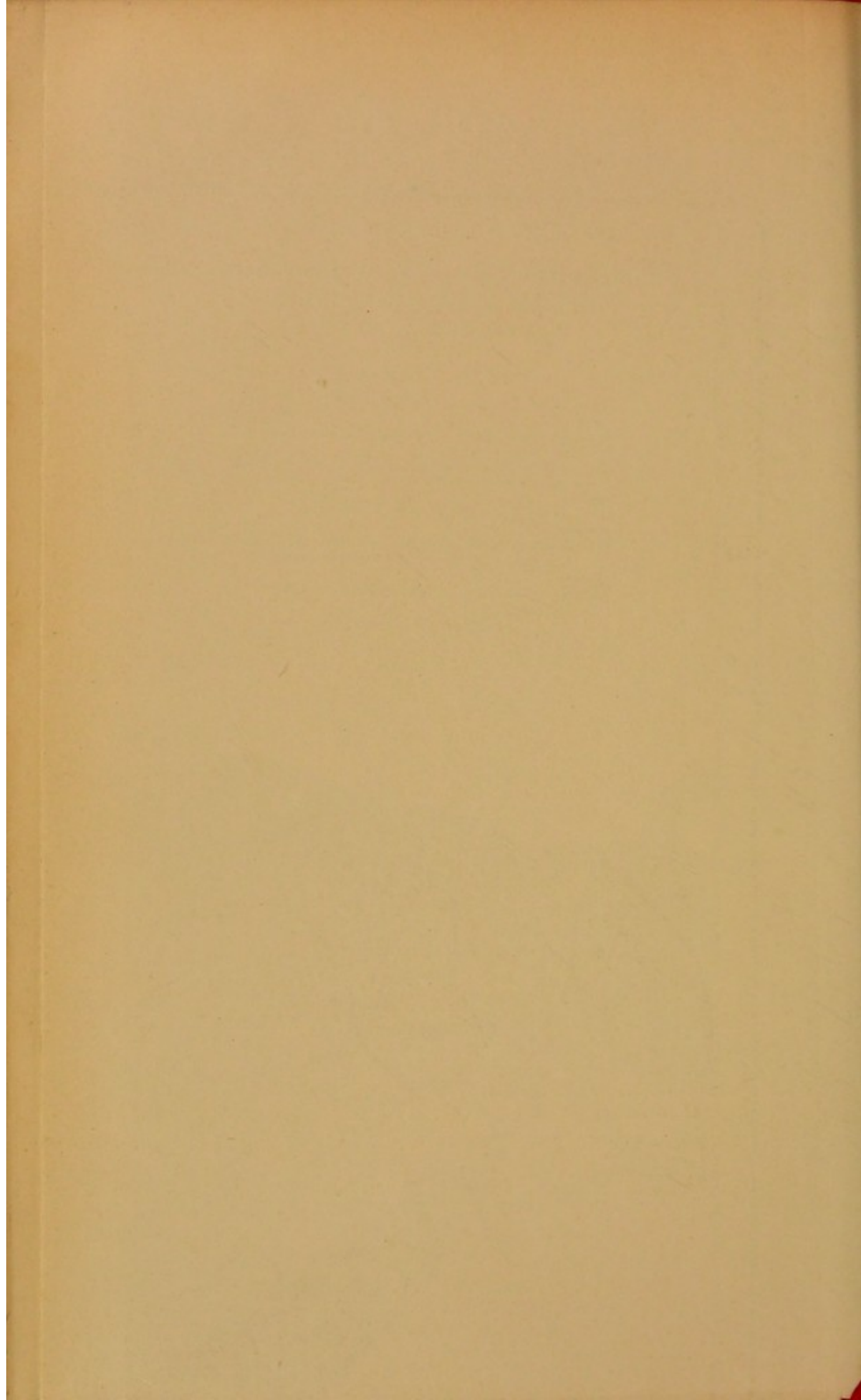
Kilometer.

Sapper, Das nördliche Mittelamerika.

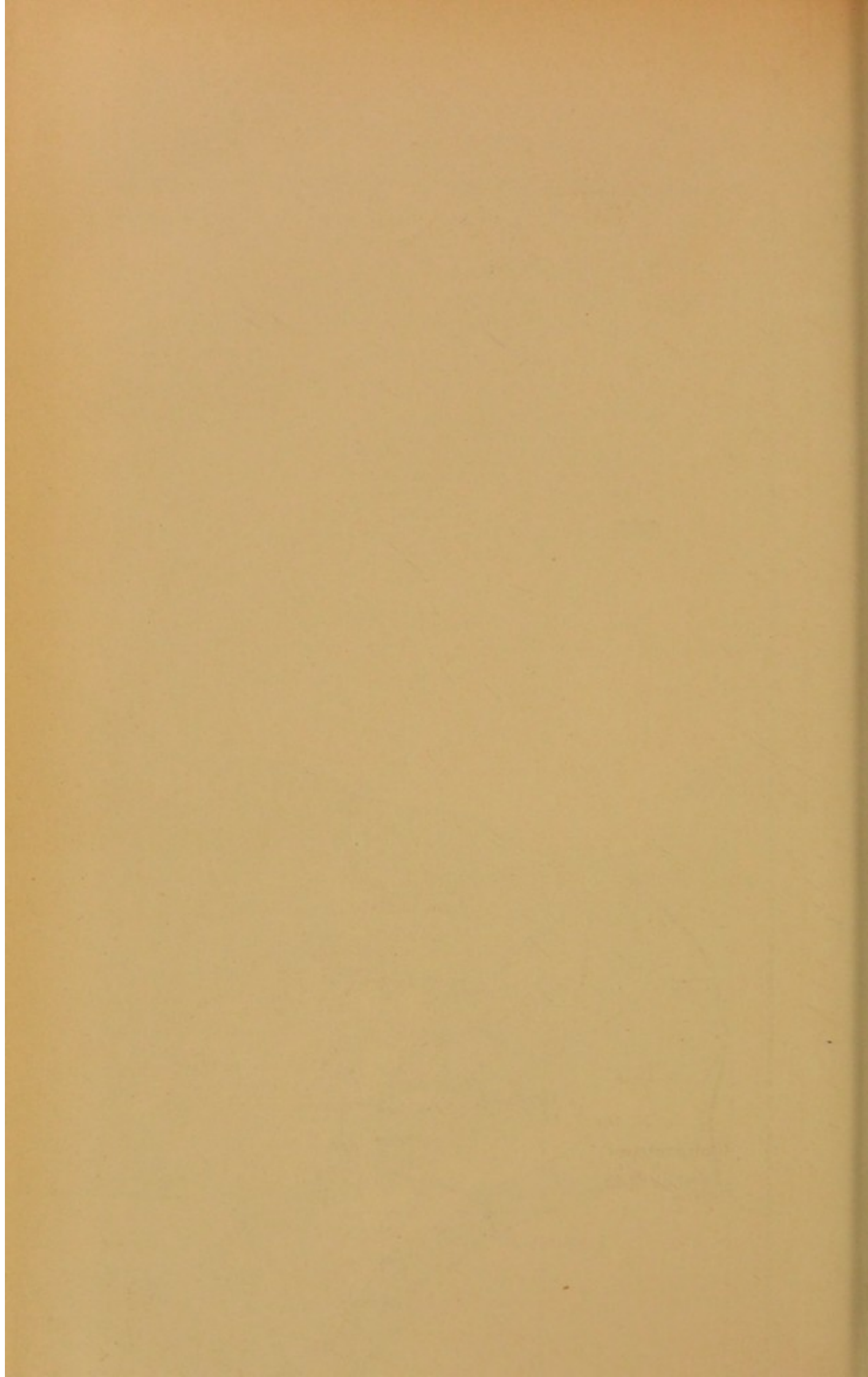
Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.











Die Production und Verkehrswege im nördlichen Mittelamerika.

Entworfen von Dr. Carl Sapper
1895.

Farben-Erklärung:

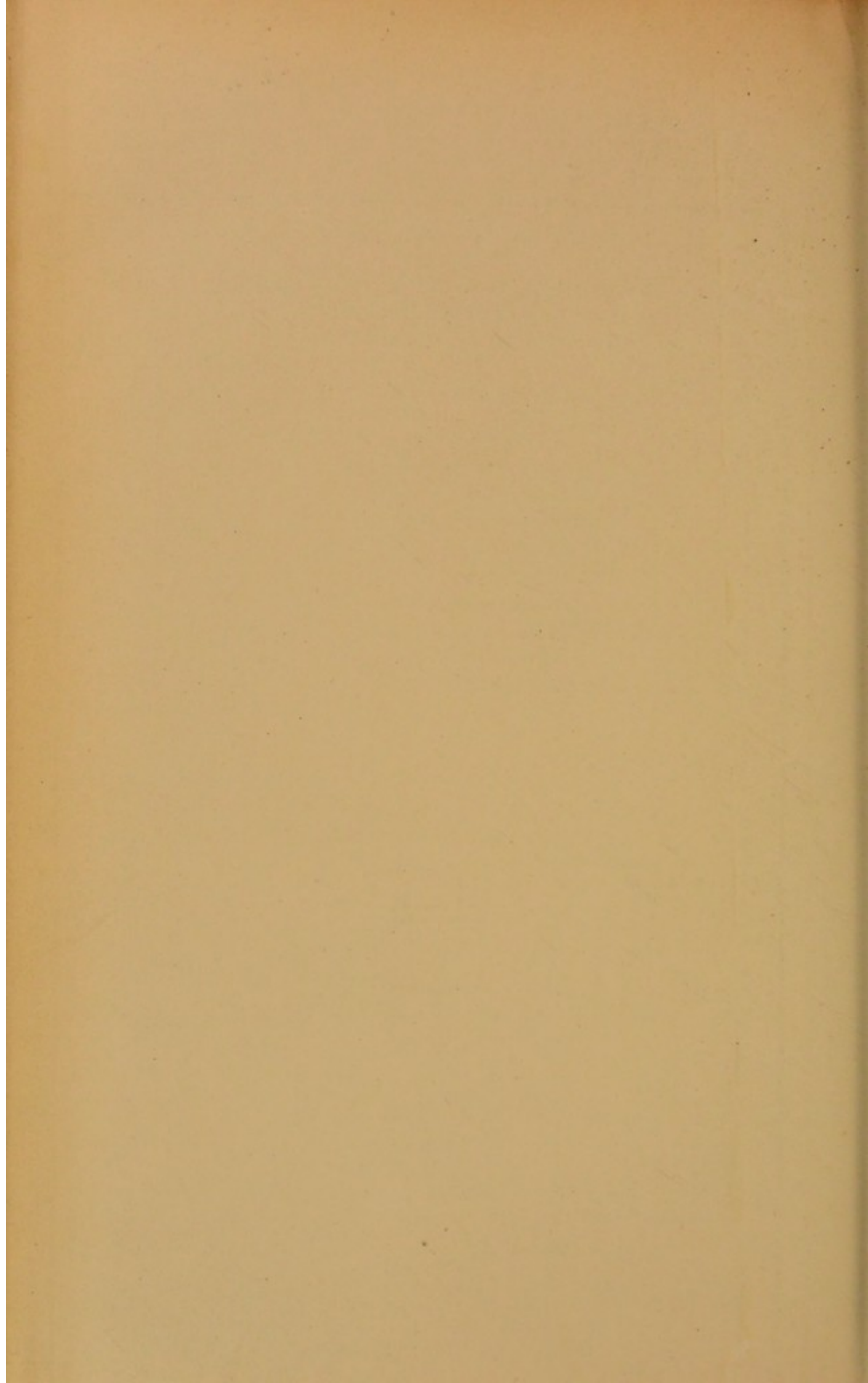
- Kultur des Henequen
- Intensive Kultur des Henequen
- Kaffee-Kultur
- Intensive Kaffee-Kultur
- Indigo-Kultur
- Weizen-Kultur
- Intensive Cacao-Kultur
- Intensive Bananen-Kultur

Maßstab 1:4500000
0 50 100 150 Kilometer

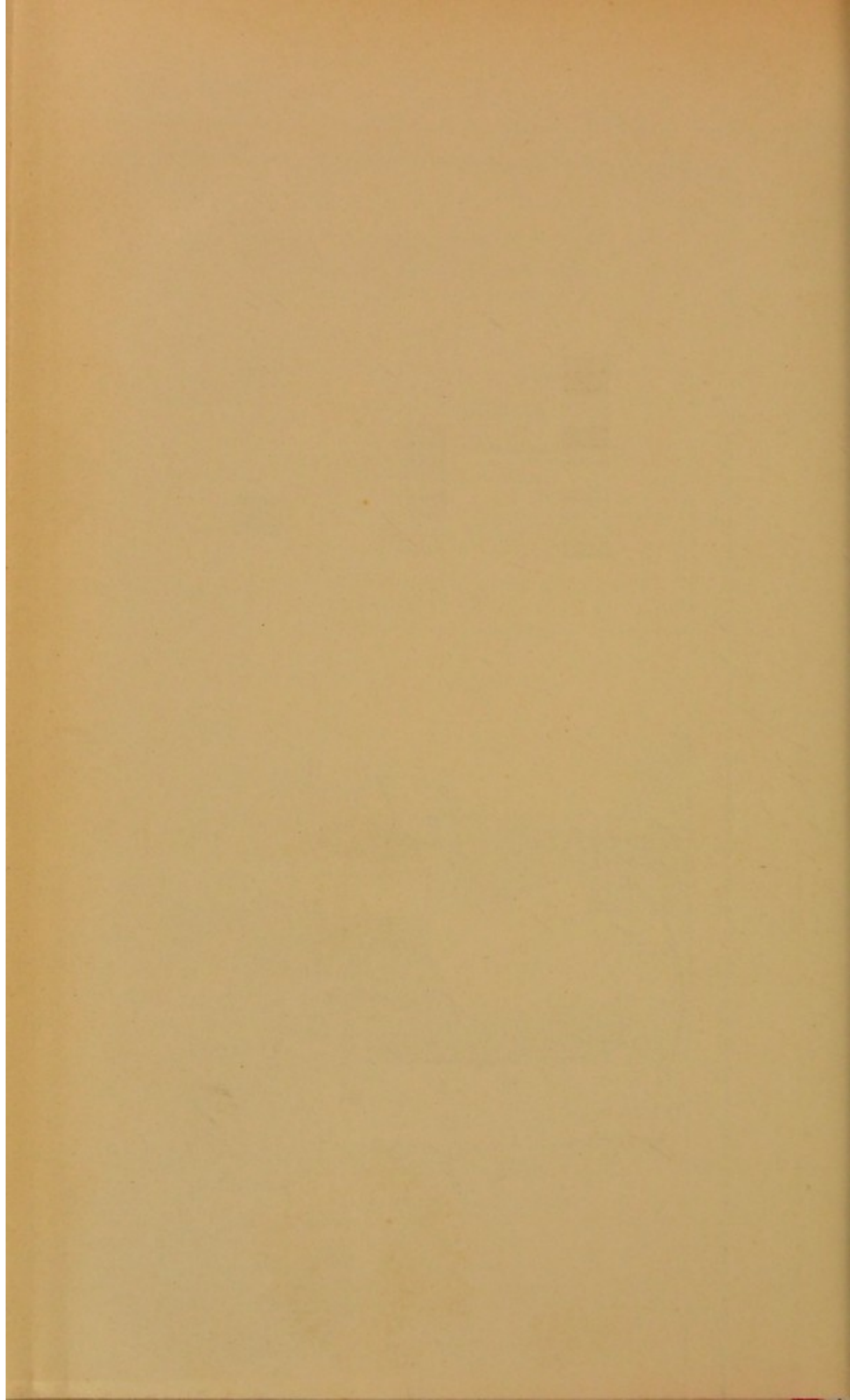


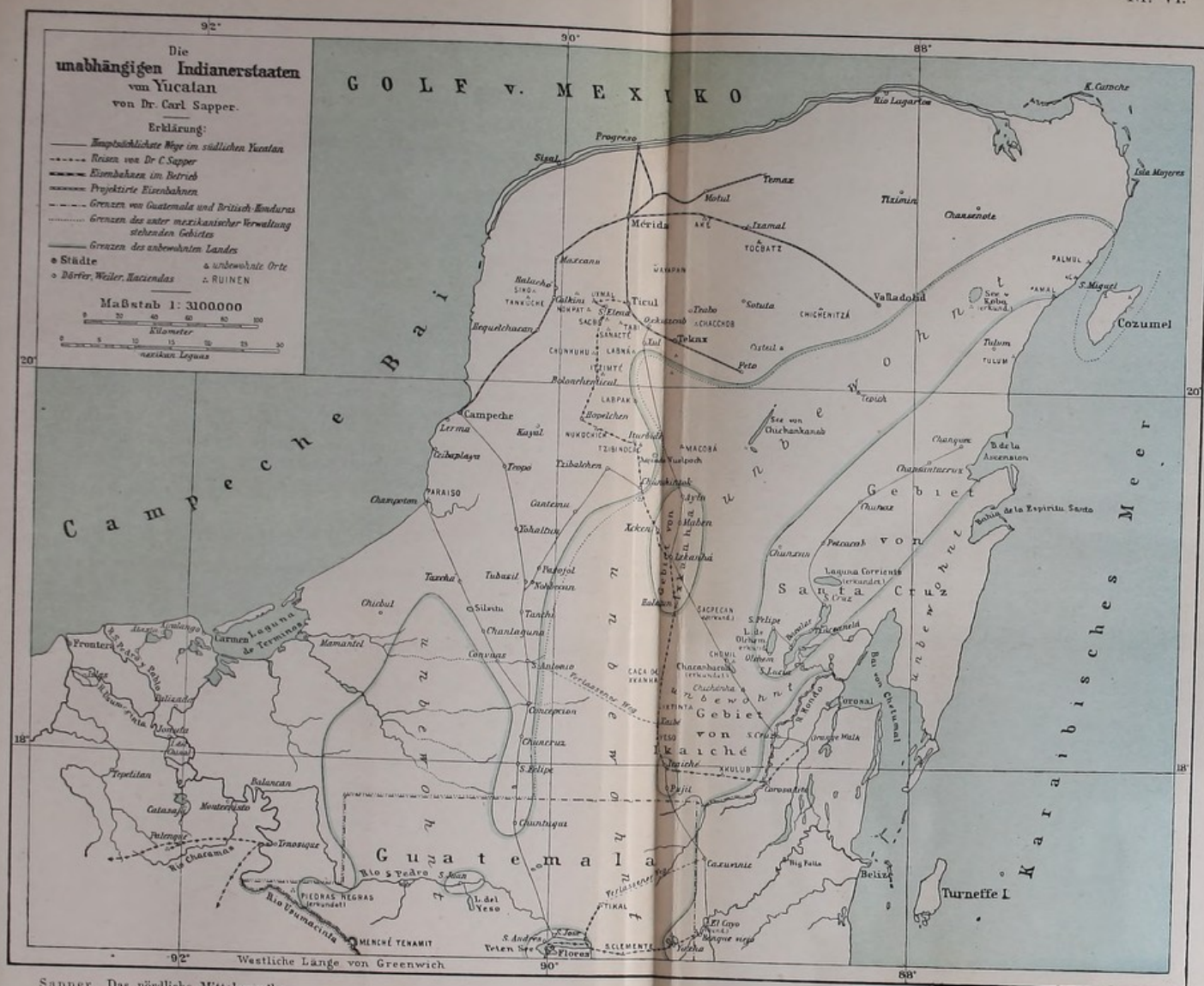
Zeichen-Erklärung:

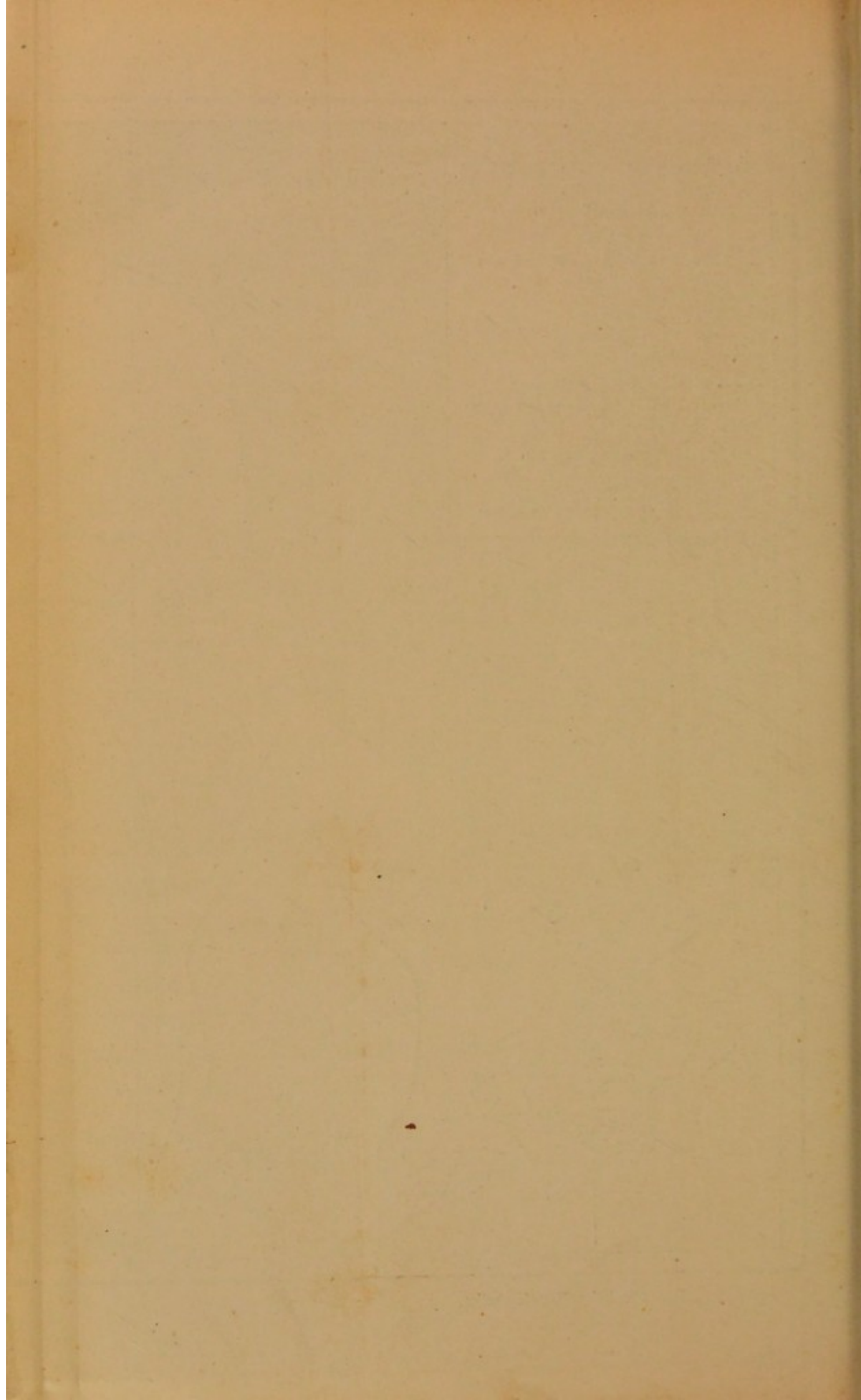
- Dampferlinien zur See und auf Flüssen
- Mit Ruderbooten schiffbare Flüsse
- Eisenbahn im Betrieb
- " im Bau
- Straßen mit Dilligence-Verbindungen
- Bergwerke
- Grenzen der Republik Guatemala
- " Honduras
- " San Salvador
- " Mexico
- " von Britisch Honduras
- " der mexicanischen Staaten

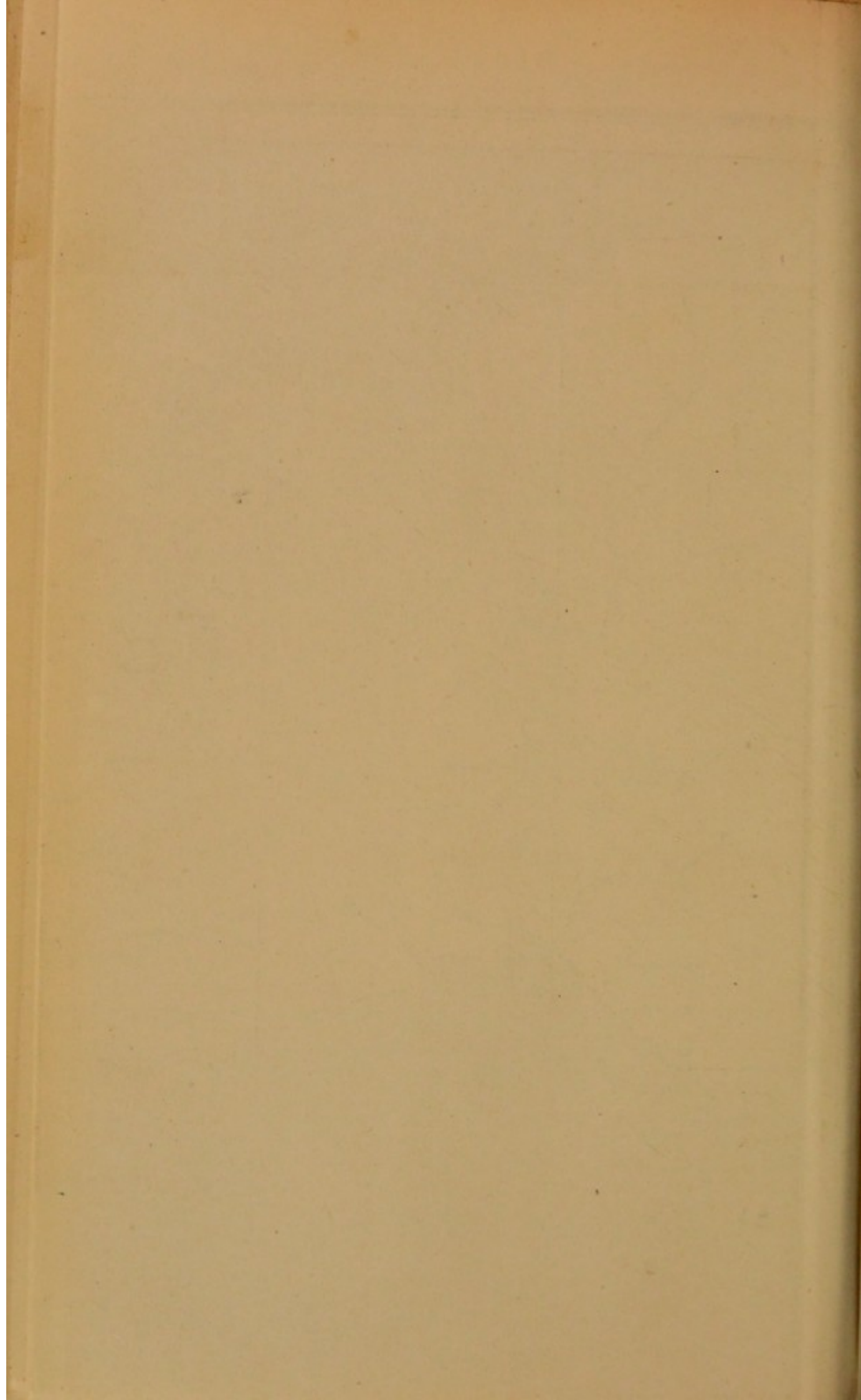












Ruinenplätze und geographische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika.

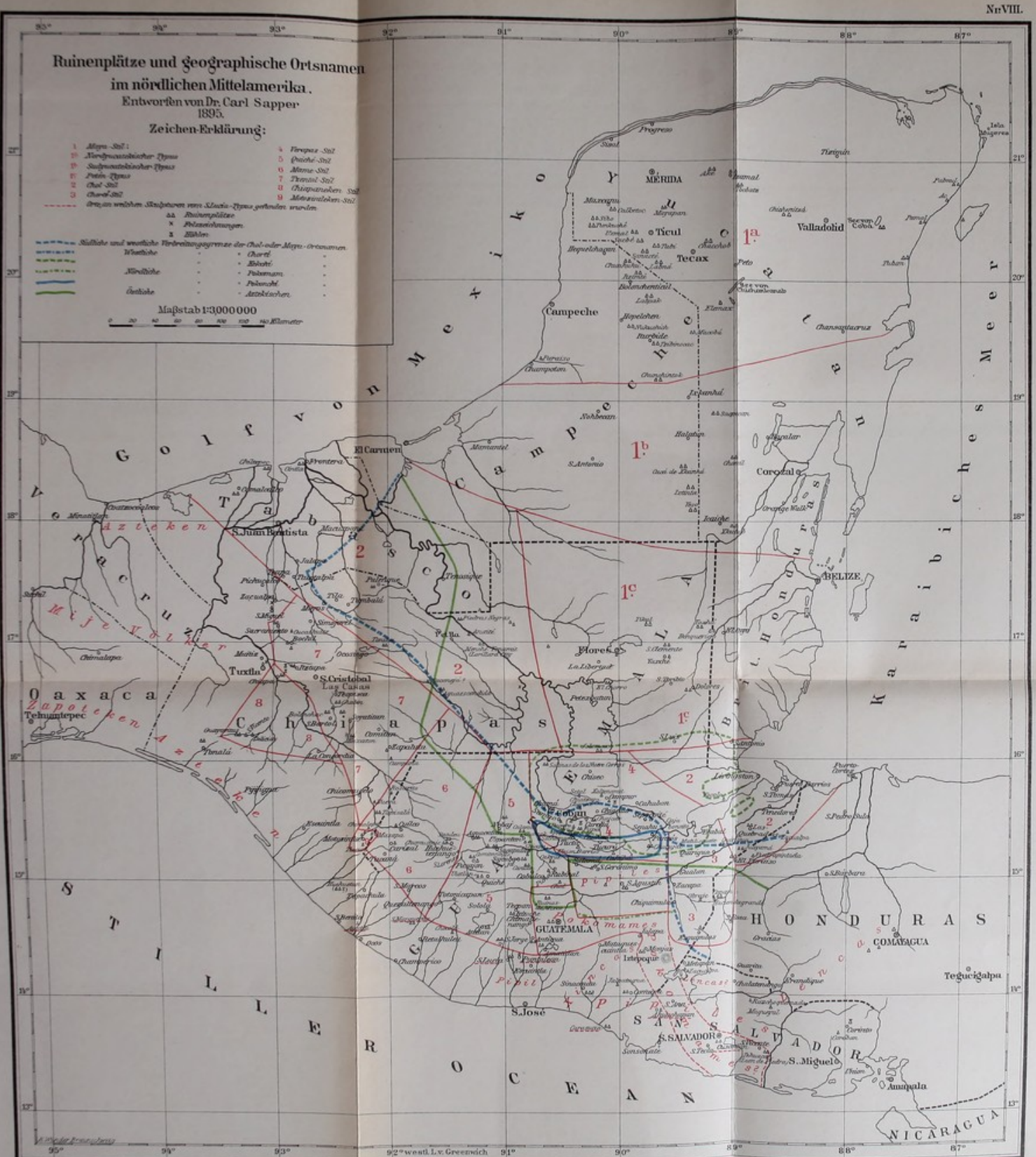
Entworfen von Dr. Carl Sapper
1895.

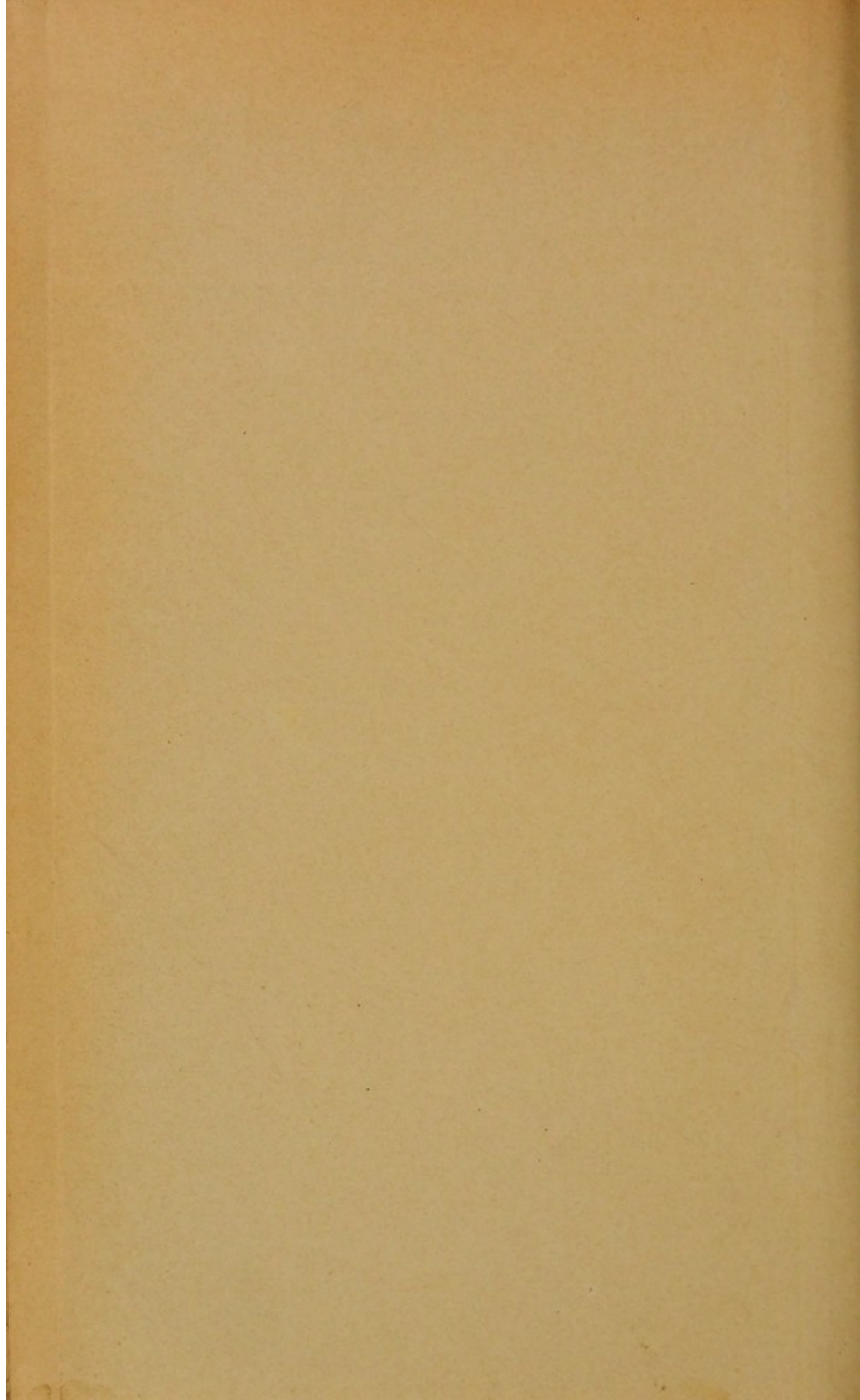
Zeichen-Erklärung:

- | | |
|---------------------------|-----------------|
| 1 Maya-Stil | 4 Tiropepe-Stil |
| 2 Nordwestindischer Typus | 5 Quiché-Stil |
| 3 Südwestindischer Typus | 6 Moten-Stil |
| 7 Peten-Typus | 7 Peten-Stil |
| 8 Chol-Stil | 8 Chiapas-Stil |
| 9 Chiriquí-Stil | 9 Moten-Stil |
| 10 Chiriquí-Stil | 10 Moten-Stil |
- Orten, welchen Skulpturen vom Maya-Typus gefunden wurden:
aa Ruinenplätze
x Pflanzenzeichnungen
z Bilden
- Städte und westliche Verbreitungsgrenze der Chol- oder Maya-Ortsnamen:
Westliche: Chiriquí, Peten, Peten-Stil, Peten-Stil, Peten-Stil
Nördliche: Chiriquí, Peten, Peten-Stil, Peten-Stil, Peten-Stil
Östliche: Chiriquí, Peten, Peten-Stil, Peten-Stil, Peten-Stil

Maßstab 1:3000000

0 20 40 60 80 100 120 Kilometer





General

